Lesebuch

für

Landwirtschaftliche Winterschulen
und ähnliche Anstalten
im Königreich Bayern.

Unter Mitwirkung mehrerer Schulmänner bearbeitet
und herausgegeben

von

Fr. Maier-Bode,
Landesökonomierat in Bayreuth.

Ministeriell genehmigt.

3. Auflage.

Mit 44 in den Text gedruckten Abbildungen.

Stuttgart
Verlagsbuchhandlung von Eugen Ulmer
Verlag für Landwirtschaft, Obst- und Gartenbau.

Verlag von Eugen Ulmer in Stuttgart.

Jährlich erscheint:

Landwirtschaftlicher

Taschen- u. Schreibkalender.

Herausgegeben von
Landesökonomierat **Maier-Bode.**

Auszug aus dem Inhaltsverzeichnis:
Arbeitskalender, Zinsberechnung, Kassenbuch, Melkregister, Lohnverrechnung, Saattabelle, Futterstofftabelle, Trächtigkeitskalender, Notizblätter u. s. w.

Preis in Leinwand geb. mit Bleistift ℳ 1.—.
In Partien von 10 Exemplaren an à 90 ₰.

Unentbehrlich für jeden Landwirt.

Kgl. Hofbuchdruckerei Ungeheuer & Ulmer, Ludwigsburg.

Vorwort.

Das vorliegende Lesebuch, welches vornehmlich zum Gebrauche im deutschen Unterricht für die Landwirtschaftlichen Winterschulen im Königreich Bayern bearbeitet worden ist, verdankt seine Entstehung einem in Fachkreisen schon längst gefühlten Bedürfnis. Die Bearbeitung dieses Buches erfolgte unter eingehendster Berücksichtigung des im K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten am 11. und 12. Dezember 1899 ausgearbeiteten Normallehrplanes für die Landwirtschaftlichen Winterschulen und unter Würdigung der Wünsche, welche die berufenen Vertreter des landwirtschaftlichen Standes in betreff der Weiterentwicklung des landwirtschaftlichen Unterrichtswesens am deutlichsten in den Verhandlungen des Bayerischen Landwirtschaftsrates vom 23. November 1899 zum Ausdruck gebracht haben.

Die Landwirtschaftlichen Winterschulen sind Fachschulen, die den Söhnen von Landwirten eine landwirtschaftlich-fachliche Ausbildung gewähren und zugleich Gelegenheit bieten sollen, die in der Volksschule erworbenen Kenntnisse in den Elementarfächern zu ergänzen und zu erweitern. Sie müssen daher noch mehr als die Volksschulen den altbewährten Grundsatz: „non scholae, sed vitae discimus“ beachten. Die Fachschule hat also die Aufgabe ihre Schüler in das praktische Leben einzuführen; sie hat aber auch die weitere, nicht weniger wichtige Aufgabe das Gemüt der Schüler zu veredeln und ihren Charakter zu bilden. Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, wurde die Auswahl der Lesestücke in den ersten Abschnitten getroffen. Um aber auch der Allgemeinbildung des Landwirts genügend Rechnung zu tragen, sind außerdem Lesestücke geographischen und geschichtlichen Inhalts mit besonderer Berücksichtigung der bayerischen Verhältnisse sowie solche aus der Natur und über die Gesundheitspflege beigegeben worden. Lesestücke, welche den Schülern schon von der Volksschule her bekannt sind, wurden in das Lesebuch nicht aufgenommen und bei Auswahl

der fachwissenschaftlichen Aufsätze ist darauf geachtet worden, daß diese nicht in den eigentlichen landwirtschaftlichen Unterricht übergreifen.

Zum Schluß ist es mir eine angenehme Pflicht, meinen verehrten Mitarbeitern auch an dieser Stelle für ihre bereitwillige Unterstützung meinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

Möge das Buch eine freundliche Aufnahme finden und an seinem Teile zur Förderung der Landwirtschaft in Bayern beitragen.

Augsburg, im Februar 1900.

Maier-Bode.

Vorwort zur zweiten und dritten Auflage.

Das Lesebuch für die Landwirtschaftlichen Winterschulen im Königreich Bayern wurde vom K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten zur Einführung empfohlen und hat in den beteiligten Kreisen überall gute Aufnahme gefunden. An der vorliegenden Auflage sind daher wesentliche Veränderungen nicht vorgenommen worden; dagegen wurden sämtliche Lesestücke sorgfältig durchgesehen und erforderlichen Falles ergänzt. Dabei fanden alle Verbesserungsvorschläge, die mir in dankenswerter Weise gemacht wurden, weitestgehende Berücksichtigung.

Zum Schluß liegt mir noch die angenehme Pflicht ob, meinen verehrten Mitarbeitern für ihre Mühe den verbindlichsten Dank zum Ausdruck zu bringen.

Möge das Lesebuch in seiner neuen Auflage, die durch eine Anzahl schöner Abbildungen bereichert wurde, dieselbe wohlwollende Beurteilung finden, wie sie ihm bisher zuteil geworden ist.

Bayreuth, im Herbst 1913.

Maier-Bode.

Inhaltsverzeichnis.

(Die mit * bezeichneten Stücke sind Gedichte.)

I. Aus dem Berufs- und Wirtschaftsleben des Landwirts.

Nr.		Seite
1.	* Mit Gott	1
2.	Von der Landwirtschaft und ihrer Aufgabe in Deutschland	2
3.	Der Ackerbau, eine Schule der Religiosität	4
4.	Die Ausbildung des Landwirts	5
5.	Der Bauer	8
6.	Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen	11
7.	* Das Lied vom Samenkorn	12
8.	Goldene Regeln zur guten Führung eines Haushalts	13
9.	Weise Sparsamkeit	15
10.	* Die Kuh	16
11.	Durch Obstbau reich geworden	18
12.	Über die Kultur der Erdbeere	20
13.	Aussprüche über die Bedeutung der Landwirtschaft	21
14.	Bei wem können sich die bayerischen Landwirte in wirtschaftlichen Fragen Rat erholen?	23

II. Der Landwirt in Familie, Gemeinde und Staat.

15.	Der Sonntag im Bauernhause	26
16.	* Die letzte Nacht im Elternhause	28
17.	*Ein Briefwechsel zwischen Sohn und Vater*	30
18.	Der Bauer Johannes ermahnt seinen Knecht Uli	33
19.	Vom Dienen	36
20.	Spruchweisheit in der Herren- und Gesindestube	38
21.	Im Austrag	39
22.	* Der Prozeß	41
23.	Von der Gemeinheit und Rohheit	43
24.	Grundsätze für die Jugend zum Schutze der Tiere	46
25.	* Goldene Hausregeln und Sinnsprüche für den Tierschutz	46
26.	Ein armes Dorf	48
27.	Ein wohlhabendes Dorf	53
28.	Hausindustrie	56
29.	Feuerwehr	58

Nr. Seite
30. Der Landwirtschaftliche Verein 59
31. Das Münchener Oktoberfest 62
32. Die wundervolle Ordnung des Staates 63
33. * Liebe zum Vaterland 65

III. Aus der Geographie.

34. * Bayerland, mein Heimatland 66
35. Bayern 67
36. Land und Leute in Oberbayern 68
37. * Die Wünsch' 70
38. Oberbayerische Bauart der Häuser 71
39. Die Holledau 72
40. Die Donau bis Passau 74
41. Ernteleben im Gäuboden 76
42. Das Algäu und seine Bewohner 79
43. * Der Stundaschlag 82
44. Der bayerische Wald 82
45. Bauernhaus und Gehöfte in Nordbayern 84
46. * Der Schlosser und sein Gesell 86
47. Das obere Maintal 86
48. Die Dörfer im Weinlande der Pfalz 87
49. * 's Blümche' 89
50. Bayerns Erzeugnisse 89
51. Deutschland 93
52. Die Flüsse, die Lebensadern des Natur- und Völkerlebens . . 94
53. * Das Lied von den deutschen Strömen 95
54. Deutschlands Kolonien 96
55. Die Österreichisch-ungarische Monarchie 103
56. Die Schweiz 105
57. Die wichtigsten nicht deutschen Völker Europas 107

IV. Handel und Statistik.

58. Von Deutschlands Binnenhandel und Verkehr 112
59. Der Außenhandel des deutschen Reiches 114
60. Die Eisenbahnen und der Weltverkehr 116
61. Aus der Statistik der bayerischen Landwirtschaft 118

V. Aus der Geschichte.

62. Die Geschichte des Ackerbaues 120
63. Der Einfluß Karls des Großen (768—814) auf die Entwicklung der deutschen Landwirtschaft 123
64. Die deutschen Dörfer vor dem Dreißigjährigen Kriege 125
65. Dörfer und Städte nach dem Dreißigjährigen Kriege 126
66. Kurfürst Maximilian I von Bayern 127

Nr. Seite
67. Die Landesverteidiger 130
68. Maximilian III. Joseph von Bayern 133
69. Kurfürst Maximilian Joseph IV., erster König von Bayern 134
70. Deutschlands Erhebung im Frühjahr 1813 136
71. Des Volkes Not 140
72. Die Schlacht bei Leipzig 143
73. Ludwig I. 145
74. Maximilian II. 146
75. König Ludwig II. 147
76. Anteil Bayerns am Deutsch-französischen Kriege 148
77. Die Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums 150
78. Prinz-Regent Luitpold 151
79. Kaiser Wilhelm II. 154
80. Prinz-Regent Ludwig 155

VI. Aus der Natur.

81. * Die Wunder Gottes in der Natur 158
82. Familienleben in der Natur 159
83. * Lied der Schnitter 161
84. * Das Hafermus 162
85. Die Honigbiene 164
86. Wirtschaftliche Bedeutung der Biene 170
87. Des Landmanns Freunde und Feinde in der Tierwelt 173
88. Der Maulwurf 183
89. Die Ziege 185
90. * Aus dem Wald 188
91. Der Wald und seine Bedeutung 189
92. Ein Wintertag im Walde 191
93. Vom Wind und Wetter 194

VII. Pflege der Gesundheit und Krankenpflege.

94. Unsere Hausmittel 198
95. Verhalten bei ansteckenden Krankheiten 204
96. Die erste Hilfe bei Verletzten und Scheintoten 206
97. Die Trichine, der Bandwurm und die Finne 209
98. Die Schädlichkeit des Tabakgenusses für die Jugend 212
99. Ein falscher Freund 214
100. Von der Kleidung 215
101. Die Zähne und ihre Pflege 218
102. Das beste Mittel alt zu werden 220

I. Aus dem Berufs- und Wirtschaftsleben des Landwirts.

1. Mit Gott.

Mit Gott! — das ist ein schönes Wort —
Da wandert man so fröhlich fort
Und fragt nach Brücke nicht und Steg;
Mit Gott! — man findet seinen Weg.

Dies Wort ist wie ein Wanderstab;
Man geht den Berg hinauf, hinab,
Das Feld hindurch, den Wald entlang,
Und graut die Nacht, man wird nicht bang.

Im Grau'n der Nacht, im Windgebraus —
Man weiß sich doch im Vaterhaus,
Sorgt nicht am Kreuzweg allzuviel:
Man geht mit Gott und kommt ans Ziel.

Mit Gott! das ist so wunderleicht!
Und doch, so weit der Himmel reicht,
So weit hinwandeln Tag und Nacht,
Dies Wort hat wundergroße Macht.

Fürwahr, das ist ein seliger Mann,
Der's recht vom Herzen sagen kann.
Er wird so stark, daß selbst der Tod
Demütig naht und nimmer droht.

Wohlan, so sprich zur Abendruh,
Zum Morgenlichte sag' es du:
Mit Gott! Mit Gott! — so fang es an,
Dein Tagewerk, so schließ es dann!

Hermann Kletke.

2. Von der Landwirtschaft und ihrer Aufgabe in Deutschland.

Die Erde, auf der wir wandeln, ist auch die Mutter, welche uns alle nährt und kleidet und in unermeßlicher Fülle darbietet, was zur Notdurft und zum Genusse des Lebens gehört.

Der Erde ihren Segen abzugewinnen und sie so zu pflegen, daß sich dieser ununterbrochen erneuert, ist zunächst der Beruf des Landwirts, sei er Ackersmann oder Obstzüchter oder Winzer. Jeder ist darauf hingewiesen, das Land zu bauen und zu pflegen, damit es ihm Ernte gebe zu seiner Zeit. So war es auch nach der Heiligen Schrift von Anfang an. Gott setzte den ersten Menschen in den Garten Eden, „ihn zu bebauen und zu bewahren", und die Söhne desselben waren der eine ein Ackersmann, der andere ein Hirte. Der Ackersmann tötet den Hirten und seine Kinder bauen sich feste Wohnsitze und pflegen die Künste des Friedens und die Gewerke (1. Moses 4). Das ist das Urbild der menschlichen Geschichte.

Soweit unsere geschichtlichen Kenntnisse zurückreichen, wissen wir, daß die ältesten Völkerschaften bloß von der Jagd auf die Tiere des Feldes, des Waldes und des Wassers lebten. Das war der einfachste und natürlichste Erwerb der Lebensbedürfnisse, daß der Mensch ohne weiteres hinnahm, was ihm die Natur freiwillig darbot. Je mehr sich aber die Menschen mehrten und das Wild sich minderte, desto unsicherer und mühseliger wurde dieser Erwerb. Die Menschen begannen nun einzelne geeignete Tierarten zu zähmen und zu pflegen, und aus den Jägervölkern wurden Hirtenvölker.

Sie konnten es bleiben, so lange ihre Herden genügende Weide fanden, und es ihnen zusagte umherzuziehen von einer Gegend in die andere; sobald aber bei vermehrter Zahl die natürlichen Weideplätze nicht mehr ausreichten, waren sie gezwungen, dem Boden durch künstliche Mittel, durch Anbau und Bepflanzung mit gewissen Nährgewächsen, eine genügende Menge von Nahrungsstoffen abzugewinnen. Sie wurden Ackerbauvölker und der Ackersmann verdrängte den wandernden Hirten.

Damit war aber der Grund zu der ganzen späteren Gesittung der Menschheit gelegt. Nun erst war sie veranlaßt feste Wohnplätze zu nehmen und ordentliche Hütten zu bauen. Mit den ersten bleibenden Ansiedelungen entstand das feste Eigentum. Es bildeten sich Nachbarschaften und aus diesen später eine Art von Gemeindewesen und mit diesem gewisse Rechtszustände. Als sich der Landbau weiter entwickelte, vervielfältigte er das Nachdenken und die Beschäftigung der Menschen nach allen Seiten hin. Er führte zu Gewerben und Künsten verschiedener Art, vereinigte die Leute in immer größerer Zahl, verband sie zu Tausch und Handel, milderte und veredelte ihre Geselligkeit und Gesittung.

So wurde der Landbau zur Wiege der menschlichen Gesittung. Er baute Dörfer und Städte, gründete Reiche und lehrte sie die Wohltaten der Heimat und des Gesetzes, die Künste des Friedens, die Tugenden des Bürgertums. Der Stand des „Bauers" im weitesten Sinne des Wortes ist also nicht nur der älteste und ehrwürdigste der menschlichen Gesellschaft,

sondern ist ihr auch zur Quelle unendlichen Segens geworden. Auf ihm ruht heute noch das Wohl der gesitteten Welt, da er das tägliche Brot und das Kleid gibt. Der Landbau hat die Völker erhalten und diejenigen, welche sich ihm nicht widmeten, sind größtenteils spurlos verschwunden. Finden wir heutzutage noch in fernen Gegenden kleine Völkerschaften ohne Landbau und Viehzucht, bloß von Jagd und Fischfang lebend, so sehen wir auch, daß sie auf der tiefsten Stufe der Gesittung stehen oder ihrem Untergang entgegengehen.

In neuerer Zeit hat sich die Gewerbetätigkeit aller Art sehr vervollkommnet und ihre Erzeugnisse haben sich außerordentlich vermehrt. Während Deutschland um die Mitte des 19. Jahrhunderts als Ackerbaustaat galt, dessen Bewohner zu 65 % in der Landwirtschaft tätig waren, ist es jetzt zu einem Industrie- und Ackerbaustaate geworden, dessen Bevölkerung sich nicht einmal mehr zu einem Drittel mit Landbau, Viehzucht und Gärtnerei beschäftigt. An Ackerland, Gartenland, Weinbergen, Wiesen, Weiden und Hutungen ist nach der Aufnahme von 1900 eine Gesamtfläche von 35 055 390 ha vorhanden; bei der Benutzung des Acker- und Gartenlandes waren gewidmet: 16 050 990 ha den Getreidearten und Hülsenfrüchten, 4 593 220 ha den Hackfrüchten und Gemüsen, 187 910 ha den Handelsgewächsen, 2 656 660 ha den Futterpflanzen, 2 285 740 ha der Ackerweide und der Brache, 482 790 ha den Haus- und Obstgärten. Den Bedarf an Brotfrüchten vermag die deutsche Landwirtschaft zur Zeit nicht zu decken, weshalb eine erhebliche Zufuhr aus Bulgarien, Österreich-Ungarn, Rumänien, Rußland, Serbien, Britisch Indien, Argentinien, den Vereinigten Staaten von Amerika und dem Australischen Bund[1]) erfolgt, die im Jahre 1911 an Roggen 614 115 Tonnen und an Weizen 2 488 333 Tonnen betrug.

Das Streben der deutschen Landwirtschaft muß also dahin gehen, Deutschlands Bedürfnis an Brotfrüchten durch die Erzeugnisse des eigenen Landes zu befriedigen. Die Hauptmittel dazu sind: Vermehrung des Kulturbodens, Steigerung der Ertragsfähigkeit des Bodens, Hebung der Viehzucht, des Obst- und Futterbaues, der Milchwirtschaft und gründliche Verbesserung aller Zweige der Landwirtschaft überhaupt.

Der deutsche Bauernstand hat eine große und hochwichtige Aufgabe zu erfüllen. Er darf mit Recht erwarten in der Lösung derselben von allen Seiten, namentlich von seiten des Staates, kräftig unterstützt zu werden. Seine Hauptstützen aber liegen in ihm selbst, in seiner Einsicht und Bildung, in seinem rechtschaffenen Fleiße und dem unermüdlichen Streben vorwärts zu kommen und sich die Fortschritte und Erleichterungen der Neuzeit zunutze zu machen. Dann „wird auch der Herr den Acker segnen und der Acker wird Frucht tragen." (1. Mos. 27, 28.)

Nach Fr. v. Tschudi und dem „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich, Jahrg. 1911."

---

[1]) Die 5 Kolonien des australischen Festlandes (Queensland, Neu-Süd-Wales, Viktoria, Südaustralien, Westaustralien) und Tasmanien.

3. Der Ackerbau, eine Schule der Religiosität.

In dem Ackerbau erkennen wir die Grundlage aller bürgerlichen Geselligkeit und Ordnung; in ihm die sicherste, wenn auch nicht immer die reichste Quelle des Wohlstandes im Staat und in den Familien; in ihm endlich eine vorzügliche Schule einer frommen, gottergebenen Gesinnung, die wir unter dem schönen Namen Religiosität begreifen.

Zwar der Ewige, dessen allmächtiges Wirken das ganze Weltall durchdringt, hat sich keinem seiner vernünftigen Geschöpfe verborgen. Ein geheimer Zug des Herzens führt zu ihm. Es will religiös sein, ehe es weiß, daß es soll. Die Vernunft selbst ist eine innere lebendige und unerschöpfliche Quelle seiner Erkenntnis und der aufmerksame Beobachter dessen, was ihn umgibt, hat nicht nötig, Landwirt zu sein und den Pflug zu führen, um im Auftauchen der Sonne, im Sternenheer, das die Nacht durchschimmert, im Gewittersturm, in der Blume des Feldes, in dem weisen Zusammenhang aller Dinge den zu schauen, zu bewundern, anzubeten, den das Herz so geheimnisvoll ahnt und die Vernunft so unausweichbar erkennt. Allein es ist doch nicht zu leugnen, daß von den unzähligen Berufsarten und Geschäften, in welche sich das bedürfnisreiche Geschlecht der Sterblichen teilt, das eine weniger, das andere mehr von der Anschauung der großen, herrlichen Natur und dem Andenken an ihren Urheber abzieht und daß der Landmann mehr als jeder andere in ihm festgehalten wird. Wohin er das Auge wendet, wird er an den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, an den Allmächtigen, Allweisen, Allessegnenden erinnert und seiner unsichtbaren Gegenwart nahegestellt.

Ich würde die Zeit nicht finden, wenn ich alle Denkmale der Allmacht und Güte und Weisheit aufzählen wollte, die ihn in allen Tageszeiten, in allen Jahreszeiten, vom Morgenrot des ersten Frühlingstages bis zum letzten duftenden Herbstabend, in allen seinen Geschäften unaufhörlich umgeben. Der Berg und das Tal, der Grashalm, die Blume des Feldes zeugen von Gott. Im Gesang der Lerche, im Säuseln des Abendwindes, im Rollen der Gewitter vernimmt er seinen Preis. Aus allen Blumenkelchen steigen Weihrauchdüfte zu ihm empor. Wohin er seine Blicke wendet, begegnet ihm sein Gott. Die ganze Natur wird ihm zum Tempel des Vaters aller Wesen, in dessen Händen sein Schicksal ruht. Welche andere Berufsart erinnert so unaufhörlich, so unausweichlich an die Abhängigkeit von Gott, an die engen, unverrückbaren Verhältnisse zwischen dem Sterblichen und ihm?

Zwar gestehen wir gerne zu, daß jeder Mensch in jedem Alter, auf jeder Stufe des Glückes, in jedem Berufe Gelegenheit genug findet, wenn er auf seine Gefahren achten will, seiner Ohnmächtigkeit sich bewußt zu werden und den Lenker seiner Schicksale über den Sternen zu suchen und zu vernehmen. Allein dies alles zugestanden, steht doch die ackerbauende Volksklasse noch in einem besonderen Verhältnisse zu dem Herrn der Natur und wird öfter und lebhafter als jede andere an ihre Abhängigkeit von ihm erinnert. Der Landmann darf die Fruchtbarkeit des Erdreichs, dem

er seine Saaten anvertraut, von keinem Menschen erwarten, von keinem Günstling des Glücks erschmeicheln; es bedarf keiner Laune eines Königs dazu. Sie ist durch das ewig wirksame Wort des Schöpfers gegeben, ausgebreitet, unvertilgbar, unerschöpflich und wartet nur auf eine fleißige Hand.

Oder wer führt ihm die Sonne am heiteren blauen Himmel herauf, daß sich die Keime seiner Saaten entwickeln? Wer überzieht den Himmel mit Wolken, daß er zu rechter Zeit seine Pflanzung begieße? Oder wer weigert beides und bleibt stumm zu seinen Bitten? Oder wer zerstört die Hoffnung des Glücklichen durch Hagelschlag den Tag vor der Ernte? Nennt mir einen Menschen, der einen Regentropfen in dem Dunstkreise zusammenziehen, der die Millionen von Weizenkörnern, die der Garbenbinder sammelt, um eines vermehren kann! Da wird alle Weisheit der Gelehrten, alle Fertigkeit des Künstlers, alle Macht der Könige zu Schanden.

Nur zu dem Ewigen kann der Sämann beten, wenn er seine Saat auf den Acker trägt; nur ihm der Schnitter danken, wenn reiche, schwere Halme unter der Sichel fallen; nur demutsvoll zu ihm und vertrauend sprechen: „Dein Wille geschehe", wenn alle seine Hoffnungen vernichtet sind. So wird jeder Landmann unaufhörlich an Gott und seine Verhältnisse zu ihm erinnert; so ist sein Beruf, wenn er nur will, mehr als jeder andere, eine Schule der Religiosität.

Johann Peter Hebel.

4. Die Ausbildung des Landwirts.

Nur eine ordentliche Schulbildung und eine gründliche Vorbildung auf seinen Beruf machen den Landwirt zum Herrn seines Geschäfts; auch der Landmann bedarf einer ausreichenden theoretischen und praktischen Vorbereitung auf die Beschäftigung, die ihm den Lebensunterhalt gewähren und ihn zu einem glücklichen Menschen machen soll. Nur der einsichtige, gut geschulte und erfahrene Mann kann frei und glücklich auf seinem Erbe und Hofe leben; nur er wird ein rechter Bauer sein. Was der Landwirt an theoretischem Wissen braucht, das lernt er zunächst in der Volksschule. Dank der landesväterlichen Fürsorge unseres erhabenen Herrscherhauses hat die Volksschule im Laufe der letzten Jahrhunderte eine solche Ausgestaltung erhalten, daß die geistigen Fähigkeiten, die sie vermittelt, in den meisten Fällen für die allgemeine Bildung, welche dem Landwirte nötig ist, ausreichte, wenn ihre Veranstaltungen in Erziehung und Unterricht nur von allen gehörig benutzt und ausgenützt würden. Jedenfalls erweisen die Landwirte sich und ihren Kindern den größten Nutzen, wenn sie für die Volksschule gern und freudig die Opfer bringen, die ihnen die Regierung zu ihrem eigenen Besten auferlegt. Leider fehlt es in dieser Beziehung noch häufig an der richtigen Wertschätzung der Volksschule; vielfach wird sie noch mehr als eine Last denn als eine überaus wohltätige Einrichtung

angesehen. Und doch verdankt es der Bauernstand ihr nicht in letzter Linie, daß er sich jetzt gegen früher auf einer bedeutend höheren Stufe der Bildung und des Wohlstandes befindet.

Wenn von den in der Volksschule erworbenen Kenntnissen häufig bald so viel verloren geht, daß selbst das Lesen und Schreiben nicht mehr mit Leichtigkeit getrieben werden kann, so hat das seinen Grund in dem Mangel an Wiederholung und Übung des Gelernten nach dem Austritte aus der Schule, den viele Eltern törichterweise nicht früh genug für ihre Kinder glauben herbeiführen zu müssen. Nach der Entlassung aus der Volksschule wird vielfach kein Buch mehr zur Hand genommen, keine Feder gerührt und bald sind alle mühsam angeeigneten Kenntnisse und Fertigkeiten verloren gegangen; nicht einmal die Fähigkeit zur einfachsten ländlichen Buchführung in Form der Kalendernotizen verbleibt häufig dem jungen Landwirte. Das ist nicht die Schuld der Volksschule und ihrer Lehrer; es fehlt meistens noch die Ländliche Fortbildungsschule, welche das in der Volksschule kaum angefangene Werk der theoretischen Vorbildung auf den Beruf des Landwirts fortzusetzen hat. Daher ist es mit Freuden zu begrüßen, daß der Staat auch hier anregend und weiterbauend vorgeht. Es ist Fürsorge getroffen, daß auch den weniger wohlhabenden Gemeinden durch die Errichtung solcher Schulen die Wohltat der Weiterbildung der dem schulpflichtigen Alter entwachsenen Jugend zu teil werden kann.

Wer ein rechter Bauer werden will, muß jedenfalls alles aufbieten, um möglichst viel Belehrung und möglichst genaue Kenntnisse für seinen künftigen Beruf zu gewinnen. Er darf keine Gelegenheit versäumen, das mannigfaltige und wunderbare Wesen und Leben der Natur, welche die Werkstätte seiner Arbeit ist, eingehend kennen zu lernen. Die Ländliche Fortbildungsschule, der sich die Landwirtschaftliche Winterschule oder für Wohlhabendere auch die Landwirtschaftsschule und die Ackerbauschule anschließen, will dazu erwünschte Handreichung bieten. Landwirte, sorgt für einen wohlgeschulten Nachwuchs; helft die Volksschule ausbauen und gründet für eure Jugend Ländliche Fortbildungs- und Landwirtschaftliche Winterschulen!

Mit der theoretischen Schulung in der Volks- und Fortbildungsschule muß die praktische Ausbildung in allen Zweigen der Landwirtschaft Hand in Hand gehen. Diese nimmt in den meisten Fällen ihren Anfang auf dem väterlichen Hofe unter dem Auge der Eltern. Wie der Knabe, der sich zum Handwerker ausbilden will, zu einem tüchtigen Meister in die Lehre kommt, so wäre es wohl zu wünschen, daß der, welcher sich der Landwirtschaft widmen will, seine Lehrzeit bei einem besonders tüchtigen Landwirte durchzumachen hätte. Wie der Handwerker

nach beendigter Lehrzeit zum Wanderstabe greift und sich tüchtig in der Welt umsieht, um sein fachliches Wissen und Können möglichst allseitig und gründlich auszugestalten, so sollte auch der angehende Landwirt gleichsam auf die Wanderschaft gehen, um die landwirtschaftlichen Betriebe anderer Gegenden und Arbeit und Sorge anderer Besitzer aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Gewachsen an Wissen und Können würde der junge Bauer dann auf den väterlichen Hof zurückkehren und mit reicher Erfahrung und auch größerer Wertschätzung des Erbes seiner Eltern würde er dann die eigene, ihm teure Scholle bauen, welche den umsichtigen und einsichtigen Besitzer immer nährt. Die Erfahrung lehrt, daß gerade im landwirtschaftlichen Betriebe alles auf Beispiel und Vorbild ankommt. Grau ist hier erst recht alle Theorie, wenn nicht des Lebens und der praktischen Tätigkeit stets grünender und weiter wachsender Baum sie stützt. Wohltätige Neuerungen im Ackerbau, lohnende Verbesserungen in der Viehzucht, weise Einrichtung und Führung des ländlichen Haushalts lernt der junge Landwirt besser und leichter in fremder Wirtschaft als auf dem eignen Hofe, wo die Gewohnheit und das Herkommen nur zu leicht Auge und Ohr gegen Verbesserungen unempfänglich machen. Auch hier gilt das Wort Schillers: „Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben; willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz". Ein nachahmenswerter Gebrauch hat sich in Dänemark herausgebildet. Dort vermieten die bäuerlichen Besitzer ihre Söhne und Töchter eine Zeit lang in gute herrschaftliche Wirtschaften als Gesinde. Die jungen Leute lernen auf diese Weise eine rationelle Praxis in der Ackerbestellung, Düngung und Pflege der Kulturen, in der Viehhaltung, in der Molkerei und allen verwandten Zweigen des landwirtschaftlichen Betriebes kennen. Dort werden solche Bedienstete, welche den anderen Dienstboten ein gutes Vorbild geben, wie die Freiwilligen der Armee vor den anderen Soldaten, von der Herrschaft geschätzt und in solchem Dienstverhältnis der Bauernsöhne und -töchter sieht man eine ehrende und wohltätige Einrichtung der ländlichen Bevölkerung. Daß eine vorübergehende dienende Stellung der jungen Bauerntöchter in fremden Familien zur Ausbildung der künftigen Hausfrauen in allen Zweigen der Haushaltung und auch zur gesellschaftlichen Ausbildung von dem größten Nutzen ist, lehrt die Erfahrung bereits auch bei uns. Es wäre nur zu wünschen, daß diese Sitte noch allgemeiner würde und daß auch die künftigen Herren der bäuerlichen Besitzungen durch vorübergehenden Dienst auf fremden Höfen Erfahrungen für ihren Beruf sammelten und selbst die Leiden und Freuden des dienenden Standes an sich erführen. „Der ist ein unbrauchbarer Ackersmann, der nicht befehlen und nicht gehorchen kann" und „wer nie Knecht gewesen, kann auch kein guter Herr sein".

Landwirte, sorgt für eine tüchtige praktische Ausbildung eurer Söhne und Erben! Gebt sie zu tüchtigen Bauern in die Lehre und laßt sie nach der Lehrzeit sich in der Welt umsehen! Zum Segen eures Besitztums werden sie reich an Kenntnissen und Erfahrungen aus der Fremde heimkehren.

Nach Dr. Thiel.

5. Der Bauer.

Glücklich der Fuß, welcher über weite Flächen des eigenen Grundes schreitet; glücklich das Haupt, welches die Kraft der grünenden Natur einem verständigen Willen zu unterwerfen weiß! Alles, was den Menschen stark, gesund und gut macht, das ist dem Landwirt zuteil geworden. Sein Leben ist ein unaufhörlicher Kampf, ein endloser Sieg. Ihm stählt die reine Gottesluft die Muskeln des Leibes, ihm zwingt die uralte Ordnung der Natur auch die Gedanken zu geordnetem Lauf. Er ist der Priester, welcher Beständigkeit, Zucht und Sitte, die ersten Tugenden eines Volkes, zu hüten hat. Wenn andere Arten nützlicher Tätigkeit veralten, die seine ist so ewig wie das Leben der Erde; wenn andere Arbeit den Menschen in enge Mauern einschließt, in die Tiefe der Erde oder zwischen die Holzplanken des Schiffes, sein Blick hat nur zwei Grenzen, oben den blauen Himmel und unten den festen Grund. Ihm wird die höchste Freude des Schaffens; denn was sein Befehl von der Natur fordert, Pflanze und Tier, das wächst unter seiner Hand zu eigenem frohem Leben auf. Auch dem Städter ist die grüne Saat und die goldene Halmfrucht des Feldes, das Rind auf der Weide und das galoppierende Füllen, Waldesgrün und Wiesenduft eine Erquickung des Herzens; aber kräftiger, stolzer, edler ist das Behagen des Mannes, der mit dem Bewußtsein über seine Flur schreitet: dies ist alles mein; meine Kraft erschuf es und mir gereicht es zum Segen. Denn nicht in mühelosem Genuß betrachtet er die Bilder, welche ihm die Natur entgegenhält. An jeden Blick knüpft sich ein Wunsch, an jeden Eindruck ein Vorsatz, jedes Ding hat für ihn einen Zweck; denn alles, das fruchtbare Feld, das Tier und der Mensch soll neues schaffen nach seinem Willen, dem Willen des Gebieters. Die tägliche Arbeit ist sein Genuß und in diesem Genusse wächst seine Kraft. — So lebt der Mann, welcher selbst der arbeitsame Wirt seines Gutes ist.

Und dreimal glücklich der Herr eines Grundes, auf dem durch mehrere Menschenalter ein starker Kampf gegen die rohen Launen der Natur geführt ist. Die Pflugschar greift tief in den gereinigten Boden, anspruchsvolle Kulturpflanzen breiten ihre Blätter in üppiger Pracht; auf den Stengeln bräunen sich große Dolden und körnerreiche Schoten und unten in der Erde rundet sich mächtig die fleischige Wurzel. Dann kommt die Zeit, wo sich die kunstvolle Industrie auf den Ackerschollen ansiedelt. Dann ziehen die abenteuerlichen Gestalten der Maschinen nach dem Wirtschaftshof; der ungeheure Kupferkessel fährt mit Blumen begrenzt heran; große

Räder mit hundert Zähnen drehen sich gehorsam im Kreise; lange Röhren verschlingen sich in den neugebauten Räumen und die mechanischen Gelenke bewegen sich rastlos bei Tag und Nacht. Eine edle Industrie! Sie erblüht aus der Kraft des Bodens und vergrößert wieder diese Kraft. Wo der eigene Grund des Gutes seine Früchte der Fabrik reichlich spendet, da arbeiten im Freien die uralte Pflugschar, im gemauerten Haus der neue Dampfkessel brüderlich miteinander, um ihren Herrn reicher zu machen, stattlicher und weiser. Solange er nur die alten Halmfrüchte baute, die grüne Nahrung der Tiere und die runde Knollenfrucht, waren die Preise auf dem nächsten Wochenmarkt vielleicht das, was ihn in der fremden Welt am meisten interessierte, und wenn der Bauer im Dorf gegen ihn auftrumpfte, so war ihm das vielleicht der größte Ärger. Und mit abschließendem Stolz sah er aus seinem umgrenzten Kreise wie in die blaue Ferne hinein, in das geschäftige Treiben der großen Städte, in die verwickelten Verhältnisse, welche durch eine neue Zeit geschaffen sind. Jetzt steht er selbst mitten zwischen den Rädern des modernen Schaffens, er beobachtet viele Strömungen des menschlichen Geistes auch außerhalb seiner Feldmark. Viele Gesetze des Lebens lernt er kennen und viele Gedanken der Menschen, er gewinnt einen andern Maßstab für den Wert des Mannes, jetzt, wo er das Gewühl des Marktes, das Arbeitszimmer des Gelehrten auch für sich braucht. Er knüpft seine Fäden an Leute von anderem Berufe und Fremde freuen sich ihm die Hand zu reichen und ihren Vorteil mit dem seinigen zu verbinden. Immer größer werden die Kreise, in welche ihn sein Interesse zieht, immer mächtiger der Einfluß, den er auf andere gewinnt.

Neben dem ländlichen Tagelöhner baut ein neues Geschlecht arbeitsamer Menschen seine Hütten auf den Ackerboden in jeder Abstufung von Wissen und Bildung; allen kann er gerecht und allen zum Heil werden. In starker Zunahme wächst die Kraft seiner Landschaft; der Wert des Bodens steigt von Jahr zu Jahr; die lockende Aufforderung zu größerem Erwerb treibt auch den zähen Bauer aus dem Geleise alter Gewohnheit. Der schlechte Feldweg wird zur Chaussee, der sumpfige Graben zum Kanal. Zwischen den Getreidefeldern fahren die Reihen der Frachtwagen entlang; auf wüsten Stellen erheben sich die roten Dächer neuer Wohnungen; der Briefbote, der sonst nur zweimal in der Woche seine Ledertasche durch die Fluren trug, erscheint jetzt alle Tage; sein Ranzen ist schwer von Briefen und Zeitungen, und wenn er bei einem neuen Haus anhält, um der jungen Frau, die mit ihrem Manne von fern zuzog, eine Nachricht von der Heimat zu bringen, da nimmt er dankend das Glas Milch, das ihm die Erfreute an der Türe reicht, und erzählt ihr eilig, wie lang ihm sonst der Weg von einem Dorf zum andern in der heißen Sonne geworden. Dann erwacht auch die Begehrlichkeit, die kindische Base jedes Fortschritts. Die Nadel des Schneiders hat viel an neuen Stoffen zu nähen; zwischen den Bauernhäusern stellt der kleine Kaufmann seinen Kram auf, er legt seine Zitronen in das Schaufenster, den Tabak in schönen Paketen und lockende Flaschen mit silbernen Zetteln. Und die Schullehrer in den Dörfern klagen über die Menge der Schüler; ein zweites Schulhaus wird gebaut, eine höhere

Klasse eingerichtet; in einem Schranke seiner Wohnstube legt der Lehrer die erste Leihbibliothek an und der Buchhändler in der Stadt übergibt ihm neue Bücher zum Verkaufe. — So wird das Leben des starken Landwirts ein Segen für die Umgegend, für das ganze Land.

Wehe aber dem Landwirte, dem der Grund unter den Füßen fremden Gewalten verfällt! Er ist verloren, wenn seine Arbeit nicht mehr ausreicht die Ansprüche zu befriedigen, welche andere Menschen an ihn machen. Die Geister der Natur gönnen ihren Segen nur dem, welcher ihnen frei und sicher gegenübersteht; sie empören sich, wo sie Schwäche, Eile und halben Mut ahnen. Keine Arbeit wird mehr zum Heil. Die gelbe Blüte der Ölsaat und die blaue Blume des Flachses vertrocknen ohne Frucht; Rost und Brand fallen über das Getreide; in tödlichem Faulfieber schwindet der kleine Leib der Kartoffel; sie alle, so lange an Gehorsam gewöhnt, wissen so bitter jede Nachlässigkeit zu strafen. Dann wird für den Herrn der tägliche Gang durch die Felder ein täglicher Fluch; wenn die Lerche aus dem Roggen aufsteigt, muß er denken, daß die Frucht schon auf dem Halme verkauft ist; wenn das Gespann der Rinder den Klee nach den Ställen fährt, weiß er, daß der Ertrag von Milch und Fleisch schon von fremden Gläubigern gefordert ist, und er muß zweifeln, ob die Fruchtbarkeit, welche seinem Acker durch das Wiederkäuen der eßlustigen Tiere im nächsten Jahre kommen soll, noch ihm selbst zum Vorteil werden wird. Finster, mürrisch, verzweifelt kehrt er nach dem Hofe zurück. Leicht wird er dann seiner Wirtschaft und den Feldern fremd; er sucht jenseit seiner Flur den lästigen Gedanken zu entfliehen und durch die Flucht beschleunigt er seinen Untergang. Was ihn vielleicht noch retten könnte, ein vollständiges Hingeben an die Arbeit, das wird ihm unerträglich.

Und dreimal wehe dem Landwirte, der übereilt in unverständigem Gelüste die schwarze Kunst des Dampfes über seine Schollen führt um Kräfte aus ihm hervorzulocken, die nicht darin leben. Ihn trifft der härteste Fluch, der Sterblichen beschieden ist. Nicht er allein wird schwächer; er macht auch viele andere schlecht, die er zum Dienst an sein Leben gebunden hat. In dem Schwunge der Räder, die er vorwitzig in seinem Kreis aufstellte, wird zerrissen, was in seiner Wirtschaft noch unversehrt war; die Kraft seines Bodens verzehrt sich in fruchtlosen Versuchen; seine Gespanne erlahmen an schweren Fabrikfuhren; seine ehrlichen Landarbeiter verwandeln sich in ein schmutziges, hungerndes Proletariat. Wo sonst ruhiger Gehorsam wenigstens das Nötige schuf, wuchert jetzt Hader, Widersetzlichkeit und Betrug. Er selbst ist hineingezogen in den Wirbel lästiger Geschäfte; wie brausende Wellen stürzen die Forderungen auf ihn herein; im verzweifelten Kampfe, ein Ertrinkender, sucht er ohne Wahl Hilfe bei allem, was in den Bereich seiner Hände kommt, und ermattet vom fruchtlosen Ringen sinkt er hinab in die Tiefe.

„Soll und Haben" von Gustav Freytag.

6. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen.

Der einzige Weg zum Wohlstande und zum wahren Glücke, auf welchem du nicht nur dich selber, sondern zugleich die Welt bereicherst, ist der der Erzeugung und Vermehrung der Güter, d. h. der Weg der Arbeitsamkeit und Ersparnis. Es gibt allerdings auch einen Glücksweg, wobei der eine durchs Spiel, der andere durch Erbschaft, der dritte durch einen Fund sich bereichert, d. h. immer der eine das gewinnt, was der andere verliert, wobei aber tatsächlich kein neuer Wert erzeugt wird. Gar mancher, der auf solche Glücksfälle wartet, verpaßt darüber die beste Zeit zur Arbeit und bleibt ein armer Teufel; und welchen geringen Wert haben diese Güter gegenüber den selbsterworbenen! Gewinnt nicht der Mensch, welcher sein tägliches Brot erarbeitet, zugleich zwei der größten Güter: Häuslichkeit und Genügsamkeit? Stellt sich nicht mit dem selbsterworbenen Brote der beste Gast ein, nämlich die Zufriedenheit, und kann nicht der Genügsame, welcher mit wenigem zufrieden ist, leicht entbehren?

Das Glück der Menschheit besteht nicht darin, daß sie sich nur zum Genusse an die gedeckte Tafel setzen darf. Welch zweifelhaften Dienst die Natur dem Menschen erweist, wenn sie ihm die gebratenen Tauben ins Maul fliegen läßt, beweisen uns jene südlichen Himmelsstriche, wo sie ihm freiwillig alles gibt, was er nur braucht, wo ihm das Brot auf den Bäumen wächst, die Flüsse von Fischen und die Wälder von Tieren wimmeln, wo er weder für Kleidung noch für Holz im Winter zu sorgen hat. Wir sehen, daß die Bewohner jener Gegenden faul und arm bleiben, daß bei ihnen Mangel und Hungersnot nichts Seltenes sind, während wir, die wir dem Boden mit Arbeit und Mühe unser tägliches Brot abringen, nicht nur die Bedürfnisse des Lebens erwerben, sondern auch einen Wohlstand begründen, der uns in den Zeiten der Not schützt, und tausend Einrichtungen für unsere Bequemlichkeit haben, von welchen jene armen Wilden nichts wissen. Das Wort der Bibel: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen", ist ein Segenswort für die Menschheit geworden.

Nun höre ich aber den einen und den andern behaupten, daß mitten in dem blühenden Erwerbsleben unsrer Zeit die Landwirtschaft nicht mehr gleichen Schritt mit den Gewerben halten könne; während diese emporblühen, müsse jene zugrunde gehen. Diese Ansicht ist indessen geradezu unrichtig; denn alle erlaubten Erwerbszweige arbeiten einander in die Hände. Soviel sieht jeder ein, daß eine nachhaltige und gesunde Hebung des Gewerbslebens nur zugleich mit einer Steigerung des Ertrags in der Landwirtschaft erfolgen kann; denn wenn der Bauer nicht wiederum Erzeugnisse in hinreichender Menge hervorbringt, um billiges Brot liefern und doch noch Ersparnisse machen und gewerbliche Erzeugnisse kaufen zu können, so gedeihen auch jene nicht und andrerseits wird durch ein gehobenes Gewerbsleben auch ein größerer Bedarf an Nahrungsmitteln hervorgerufen.

Es ist richtig, daß durch die Beschickung unsrer Märkte mit Korn, Mehl, Fleisch, Fett und Wolle aus fernen Gegenden, in denen die Erzeugungs-

kosten viel geringer sind als bei uns, ein Druck auf die Preise dieser Erzeugnisse auf unsren Märkten ausgeübt wird und daß andrerseits sowohl die Preise des Bodens als die Kosten der Arbeit, die Steuern und andern Betriebskosten seit einer Reihe von Jahren so gestiegen sind, daß die Furcht, wir lösen in ungünstigen Jahren nicht so viel aus unsrer Frucht, als uns dieselbe gekostet hat, bei der gegenwärtigen Größe unsrer Ernten und der jetzigen Betriebsweise keine unbegründete ist.

Sollen wir aber deswegen die Konkurrenz des Auslandes tadeln, welche Tausenden billiges Brot schafft? Die Konkurrenz ist das Bestreben mehrerer, welche die gleichen Erzeugnisse hervorbringen, es einander an Billigkeit und Güte derselben zuvor zu tun, um dadurch mehr Absatz zu erlangen, und obgleich sie für den Faulen und Untätigen oft störend und unangenehm ist, so kommt sie doch allen zugute und ihr allein verdanken wir die Billigkeit und Güte der Waren.

Gerade diese Konkurrenz ist für die Gewerbe eine strenge Lehrmeisterin geworden; denn nirgends ist dieselbe so ausgebildet und so bedrohlich für den Säumigen und doch verdanken sie gerade ihr und der durch sie erzielten Billigkeit und Verbreitung der Erzeugnisse ihre hohe Blüte. Vergleichen wir aber auch die vollkommene Ausnutzung der Kräfte, die Ersparnis an Arbeit und Kapital in den Gewerben mit der Art und Weise, wie diese Dinge in der Landwirtschaft verwendet werden, so müssen wir zugeben, daß wir ihnen gegenüber auf einer niederen Stufe stehen und von ihnen viel lernen können.

Auch für die Landwirte erweist sich die Konkurrenz als die beste Lehrmeisterin, indem sie dieselben auf den rechten Weg weist, wenn sie auf Irrwegen waren, und sie auf die Erzeugnisse aufmerksam macht, welche sie unter den natürlichen Verhältnissen ihrer Gegend am billigsten und mit dem meisten Vorteil erzielen können. Sie lehrt sie aber auch ihren Boden den Verhältnissen angemessen auszunutzen, Arbeit ersparen, vielen und billigen Dünger erzeugen und diesen am vorteilhaftesten verwenden — kurz unter Aufwand von möglichst geringen Mitteln den größten Nutzen zu erzielen. So wird auch die Landwirtschaft in Zukunft mehr und mehr im Vereine mit den andern Erwerbszweigen und unter den Segnungen des Friedens sich entfalten und blühen.

Nach Fritz Möhrlin.

7. Das Lied vom Samenkorn.

Der Sämann streut aus voller Hand
Den Samen auf das weiche Land.
Und, wundersam! was er gesät,
Das Körnlein wieder aufersteht.

Die Erde nimmt es in den Schoß
Und wickelt es im stillen los;
Ein zartes Keimlein kommt hervor
Und hebt sein rötlich Haupt empor.

Voll krauser Ähren, schlank und schön,
Muß nun die Halmensaat erstehn
Und wie ein grünes, stilles Meer
Im Winde wogt sie hin und her.

Die Ernte naht, die Sichel klingt,
Die Garbe rauscht, gen Himmel dringt
Der Freude lauter Jubelsang,
Des Herzens stiller Preis und Dank.

Friedr. Adolf Krummacher.

8. Goldene Regeln zur guten Führung eines Haushalts.

1. Kaufe nie etwas ohne vorher genau zu überlegen, ob es notwendig ist.

Ohne Überlegung Geld auszugeben, ist ebenso schlimm als auf der Straße Geld zu verlieren. Darum darf man die kleinste Ausgabe nicht unbesonnen machen und sollte es sich auch nur um wenige Pfennige handeln. Kommt die Lust etwas zu kaufen, dann muß man sich immer erst fragen: Ist das auch notwendig, oder — kann ich's noch entbehren? Weder von einem zudringlichen Hausierer noch durch billigere Preise auf einem Ausverkaufe oder einer Versteigerung darf man sich verleiten lassen unnötige Sachen zu kaufen. Allerdings soll man bei jedem Einkaufe überlegen: Wo und wie komme ich am billigsten zurecht? Aber man muß auch beachten, daß das auffallend Billige meistens schlecht ist und deshalb sehr teuer wird. Kleider, Stiefel, Wäschestücke, die doppelt so lange halten wie andere, machen sich doppelt bezahlt. Der niedrige Preis kommt nur dann in Betracht, wenn man von der Güte und Dauerhaftigkeit der Sache überzeugt ist. Vor allem aber muß das bloß Wünschenswerte immer vor dem Notwendigen zurücktreten. Pünktlich Miete zahlen, Brot im Schranke, Öl auf der Lampe, Kohlen im Kasten haben ist notwendiger als vieles andre; hiefür muß zuerst gesorgt sein, ehe man an weniger notwendige, bloß wünschenswerte Dinge denken darf.

2. Verzeichne jede, auch die kleinste Ausgabe im Ausgabebuche!

Wer nicht gerne rechnet, wird niemals gut haushalten lernen, ebensowenig, wer nicht gerne und genau alles aufschreibt. Eine klare Übersicht über die wirklichen Bedürfnisse der Haushaltung ist nicht möglich ohne alle Ausgaben aufzuschreiben. Man muß immer noch einmal nachsehen können, was man in dieser oder jener Woche gebraucht hat und was man für einzelne Sachen bezahlen mußte. Wenn man nicht alles aufschreibt, dann ist Überlegen, Berechnen, Überschauen des Notwendigen und also auch ein sparsames Haushalten nicht möglich.

Um sich das genaue Aufschreiben zu erleichtern, muß man eine Schreibtafel oder ein Notizbuch zur Hand haben und sein Ausgabebuch gut einrichten. In Geldsachen soll man sich auf sein Gedächtnis nicht zu viel verlassen. Jede Ausgabe, die im Laufe des Tages gemacht worden ist, wird sofort kurz aufgeschrieben und diese Aufzeichnungen werden jeden Abend ins Ausgabebuch eingetragen.

3. Schau' in die Zukunft und behalte notwendige Ausgaben stets im Auge!

Keine für die Haushaltung nötige Ausgabe darf uns unverhofft entgegentreten und alles, was in nächster Zeit für Miete, Kleider, Schuhe und andere Anschaffungen nötig ist, müssen wir immer im Auge behalten. Werden derlei Ausgaben dringend und kommen sie unerwartet, dann

gibt's Verdrießlichkeiten, böse Launen und, was das Schlimmste ist, leicht Schulden; sind sie aber vorhergesehen, dann kann man zeitig sorgen, daß man sie bestreiten kann ohne borgen zu müssen, und frühzeitig anfangen etwas für diese Ausgaben zurückzulegen. Im Sommer muß man an die Kosten der Wintervorräte denken und an die nötigen Winterkleider, im Winter auf die Ergänzung und Erneuerung der Haus- und Leibwäsche, der Hausgeräte und auf die Beschaffung der Sommerkleider bedacht sein. Zu jeder Zeit muß man aber auch an mögliche Krankheitsfälle oder anderes Mißgeschick denken und den Notpfennig zu vermehren suchen.

4. Kaufe die Lebensmittel möglichst im Vorrate und mit barem Gelde!

Der Nutzen, den man durch den Einkauf der Nahrungsmittel in größeren Mengen erlangt, ist viel bedeutender, als man auf den ersten Blick meint. Zunächst liegt darin ein großer Gewinn an Zeit. Wie viele Ausgänge müßte man in der Woche machen, wenn man Kaffee, Reis, Butter und dergl. immer nur zu 1/8 oder 1/4 kg kaufen wollte? Die Zeit zu solch unnötigen Ausgängen würde im Jahr manchen kostbaren Arbeitstag ergeben. Am wichtigsten ist aber der Geldgewinn, den man dadurch erzielt. Alle Waren bekommt man bei größeren Bezügen billiger und besser. Wie wichtig es ist, für den Winter einen hinreichenden Vorrat von Gemüsen einzulegen, ersieht man schon daraus, daß 1/2 kg selbsteingemachtes Sauerkraut nur wenige Pfennig kostet, während man es auf dem Markte oder im Laden mindestens mit 10 Pfg. bezahlen muß. Die Kohlen, in kleiner Menge gekauft, kosten bedeutend mehr als in größerer Menge. Gewinnt man auf diese Weise bei jedem Einkaufe an den verschiedenen Waren auch nur einige Pfennige, so macht das auf das Jahr schon eine bedeutende Summe, und sollte man diese auch nicht mehr für nötige Sachen bedürfen, dann suche man sie zu gewinnen für wünschenswerte und nützliche Dinge, die das Familienleben verschönen und angenehm machen, oder lege sie als Notpfennig zurück.

Der Mann mit kleiner Einnahme hüte sich besonders vor dem Schuldenmachen. Kommt der Ärmere einmal in Schulden, so kann er sich nur mit der größten Mühe davon frei machen. Vielen gelingt es gar nie mehr. Das Barzahlen ist eine der wichtigsten wirtschaftlichen Regeln, nicht nur für den Betrieb eines Geschäftes, sondern auch für den gewöhnlichen Haushalt.

5. Achte keinen Pfennig gering; jeder einzelne hat großen Wert.

Viel kann man sparen ohne irgend etwas zu entbehren, und zwar durch das Sparen im kleinen. Dazu hat man im Leben alle Tage Gelegenheit und der tägliche Pfennig wird gar bald zur Mark und zum Taler.

1 ₰	täglich	gibt	in 6	Monaten	1,80 ℳ,	im	Jahr	3,60 ℳ;
5 „	„	geben	„ 6	„	9,00 „	„	„	18,00 „
10 „	„	„	„ 6	„	18,00 „	„	„	36,00 „

Wie leicht man aber täglich viele Pfennig ersparen kann, mag man aus folgendem entnehmen:

Beim Heizen des Ofens und Herdes kann man täglich mehrere Pfennig gewinnen, wenn man das Feuer nicht unnötigerweise stark brennen läßt. Mehr noch kann man ersparen durch kluge Auswahl und Zusammensetzung der Speisen für die Mahlzeiten, ohne daß sie deshalb weniger gut und nahrhaft sein müßten. Am meisten aber kann man ersparen durch Schonen der Kleider, Schuhe und Geräte. Werden die Kleider, die Strümpfe, die Wäschegegenstände immer sorgfältig ausgebessert, wenn sich ein kleiner Riß oder Fehler zeigt, dann kommt man um die Hälfte länger damit aus, als wenn man nachlässig damit umgeht und die kleinen Risse groß werden läßt, ehe man an das Ausbessern denkt. Nicht anders ist's auch mit den Hausgeräten. Wer unachtsam und rauh damit umgeht, zerbricht und verdirbt dreimal mehr als andere, die schonend damit verfahren. Jede durch Unachtsamkeit zerbrochene Sache ist aber verlorenes, auf die Straße geworfenes Geld. Viel kann sodann durch Verwertung der Brot- und Speisereste erspart werden. Zu dieser Sparsamkeit ermahnt sogar der Heiland, wenn er sagt: „Sammelt die übrigen Brocken, auf daß nichts umkomme."

Nach dem „Wegweiser zum häuslichen Glücke".

9. Weise Sparsamkeit.

Zwei von den Einwohnern eines Dorfes, welches mit der völligen Ernte durch den Blitz eingeäschert worden war, wurden von ihrer Gemeinde in die umliegende Gegend entsendet, für diese Verunglückten einige Beisteuer zu erbitten. Unter andern kamen sie frühmorgens auf den Hof eines wohlhabenden Landmannes. Sie fanden ihn vor dem Stalle und hörten, als sie sich ihm näherten, wie er dem Knechte ernstlich verwies, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt gewesen, über Nacht im Regen am Pfluge gelassen und nicht ins Trockene gebracht hatte. „O weh! der Mann ist genau", sprach einer zum andern, „hier wird es nicht viel geben!" Nun wurde der Herr des Hofes die Fremden gewahr, und indes er mit ihnen in sein Haus ging, erzählten sie ihm ihr Unglück und brachten ihr Begehren an. Groß war ihre Verwunderung, als er ihnen bald ein ansehnliches Geschenk an Geld gab und noch versprach ebensoviel an Saatkorn der verunglückten Gemeinde zu schicken. Ja, sie konnten in ihrer dankbaren Rührung sich nicht enthalten, während des Frühstücks ihrem Wohltäter zu gestehen, wie seine Mildtätigkeit ihnen umsomehr unerwartet gewesen sei, da sie ihn wegen des vorhin um eine Kleinigkeit dem Knechte gegebenen Verweises für sehr genau gehalten hätten.

„Lieben Freunde," war seine Antwort, „eben dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rate hielt, kam ich in den glücklichen Zustand wohltätig sein zu können." — Wie mancher schämt sich der Sparsamkeit, weil er des Geizes sich zu schämen glaubt! Und wie mancher schämt sich der Wohltätigkeit, weil er sie fälschlich für Verschwendung hält!

E. von Rochow.

10. Die Kuh.

Frau Magdalis weint auf ihr letztes Stück Brot.
Sie konnt' es vor Kummer nicht essen.
Ach, Witwen bekümmert oft größere Not,
Als glückliche Menschen ermessen.

„Wie tief ich auch immer geschlagen nun bin!
Was hab' ich, bist du erst verzehret?" —
Denn, Jammer! ihr Eins und ihr Alles war hin,
Die Kuh, die bisher sie ernähret.

Heim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die andern, gesättigt in Fülle;
Vor Magdalis Pforte blieb keine mehr stehn
Und rief ihr mit sanftem Gebrülle.

Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin
In hoffnungslosem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerschlagen.

Doch stärkte kein Schlaf sie von Abend bis früh.
Schwer abgemüdet im Schwalle
Von ängstlichen Träumen erschütterten sie
Die Schläge der Glockenuhr alle.

Früh tat ihr des Hirtenhornes Getön
Ihr Elend von neuem zu wissen.
„O wehe! Nun hab' ich nichts aufzustehn!"
So schluchzte sie nieder ins Kissen.

Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz
Den Vater der Güte zu preisen.
Jetzt zürnet und hadert entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Witwen und Waisen.

Und horch! Auf Ohr und auf Herz wie ein Stein
Fiel's ihr mit dröhnendem Schalle.
Ihr rieselt ein Schauer durch Mark und Gebein:
Es dünkt ihr wie Brüllen im Stalle.

„O Himmel! Verzeihe mir jegliche Schuld
Und ahnde nicht meine Verbrechen!"
Sie wähnt, es erhübe sich Geistertumult
Ihr sträfliches Zagen zu rächen.

Kaum aber hatte vom schrecklichen Ton
Sich mählich der Nachhall verloren,
So drang ihr noch lauter und deutlicher schon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.

„Barmherziger Himmel, erbarme dich mein
Und halte den Bösen in Banden!"
Tief barg sie das Haupt in die Kissen hinein,
Daß Hören und Sehen ihr schwanden.

Hier schlug ihr, indem sie im Schweiße zerquoll,
Das bebende Herz wie ein Hammer;
Und drittes, noch lauteres Brüllen erscholl,
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.

Nun sprang sie mit wildem Entsetzen heraus,
Stieß auf die Laden der Zelle.
Schon strahlte der Morgen; der Dämmerung Graus
Wich seiner erfreulichen Helle.

Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehn:
„Gott helfe mir gnädiglich, Amen!"
Da wagte sie's zitternd zum Stalle zu gehn
In Gottes allmächtigem Namen.

O Wunder! Hier kehrte die herrlichste Kuh,
So glatt und so blank wie ein Spiegel,
Die Stirne mit silbernem Sternchen ihr zu;
Vor Staunen entsank ihr der Riegel.

Dort füllte die Krippe frisch duftender Klee
Und Heu den Stall, sie zu nähren;
Hier leuchtet ein Eimerchen, weiß wie der Schnee,
Die strotzenden Euter zu leeren.

Sie trug ein zierlich beschriebenes Blatt
Um Stirn und Hörner gewunden:
„Zum Troste der guten Frau Magdalis hat
N. N. hierher mich gebunden." —

Gott hatt' es ihm gnädig verliehen, die Not
Des Armen so wohl zu ermessen.
Gott hat ihm verliehen ein Stücklein Brot,
Das konnt' er alleine nicht essen. —

Mir deucht, ich wäre von Gott erseh'n,
Was gut und was schön ist zu preisen;

Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht einfältigen Weisen.

„So," schwur mir ein Maurer, „so ist es gescheh'n!"
Allein er verbot mir den Namen.
Gott lass' es dem Edeln doch wohlergehn!
Das bet' ich herzinniglich, Amen! Gottfried August Bürger.

11. Durch Obstbau reich geworden.

Eines Abends verirrte sich ein Baumhändler auf seinem Wege und mußte in einem elenden Hause übernachten, dessen Bewohner, ein blutarmer Taglöhner, den Namen Oswald führte. Der arme, aber gute Mann gab seinem verirrten Gaste alles, was die Armut nur geben konnte, und der Baumhändler hatte so viel Ehrlichkeit, daß er die empfangene Gefälligkeit nicht nur mit Geld sondern auch mit einem Gegendienste bezahlte. Sobald es Tag geworden, ging der Baumhändler um die Hütte herum und sah da ein gar schmales Gärtchen, worin noch nie etwas anderes gebaut worden war als Erdäpfel und Rüben. Dieses Gärtchen war das ganze Hofgut des Taglöhners. „Lieber Mann", sprach der Baumhändler, „ich will machen, daß Ihr aus diesem wiewohl kleinen Grundstücke mit der Zeit recht viel Geld ziehen könnt. Seht, ich will Euch zur Dankbarkeit für die genossene Bewirtung zwei junge Obstbäume einsetzen, die von besonders guter Art sind. Sie werden zwar die ersten fünf Jahre keinen Gewinn bringen; aber desto größer wird der Nutzen sein, den Ihr nach dieser Zeit daraus ziehen werdet. Ihr dürft diese zwei Stämme für einen wahren Schatz ansehen; lasset nur kein Gras darunter aufkommen und sorget dafür, daß sie nicht abgerissen oder vom Vieh angefressen werden. Ich bin versichert, Ihr und Eure Kinder werden lebenslänglich an mich denken."

Der Baumhändler setzte die zwei Bäumlein (wie aus nebenstehender Abbildung 1 ersichtlich ist) ein und zog seinen Weg weiter. — Wie erstaunte nicht der gute Taglöhner, als sie im fünften Jahre die ersten Früchte brachten, Früchte so reizend, daß sie seinen Mund ganz bezauberten, weil er so Köstliches all die Tage seines Lebens nie gegessen hatte. Ei, dachte er, so köstliche Früchte sind für einen Taglöhner allzugut; die kommenden Jahre, wenn Gott mir das Leben und diesen Bäumchen wieder die Fruchtbarkeit schenkt, trage ich die Früchte in die Stadt und mache sie zu Geld. — Er tat es. Seine Früchte waren die schönsten auf dem ganzen Obstmarkte. Und schon im vierzehnten Jahre nahm er bare vierzig Mark dafür ein.

Sein Nachbar Pflug, ein reicher Bauer, hatte Grund und Boden genug; aber er baute wie sein Vater und Urgroßvater nur immer Getreide und probierte nie etwas anderes. Da trat ein Mißjahr ein und er erntete nichts. Unser Taglöhner löste in diesem Jahre aus Obst achtzig Mark. Da kaufte er vom Nachbar einen Acker, der gerade an sein schmales Gärtchen stieß. Diesen Acker besetzte er mit Obstbäumen.

Pflug lachte, als Oswald auf den Acker Bäume setzte. — Oswald aber setzte die Bäume in gerader Linie weit genug voneinander und dachte: Unten nehmen sie mir wenig Raum weg; ich kann dazwischen pflanzen und bauen, was ich will; und oben in der Luft können sie wuchern, wie sie wollen. Werden sie zu groß, daß sie mir den Platz zu stark überschatten, so entschädigen sie mich durch ihre Früchte zehnfach. — So war es auch. Oswald löste aus Obst von Jahr zu Jahr mehr. Er hatte auch Stachel- und Johannisbeeren sowie verschiedene Sorten Erdbeeren und Weintrauben gepflanzt und nahm immer zehn Mark ein, ehe Pflug eine einzige gewann.

Es kamen allerlei Zeiten und allerlei Übel. Der arme Taglöhner war jetzt reich, der reiche Bauer wurde arm. Oswald kaufte ihm noch mehrere Grundstücke ab, welche er wieder mit Obstbäumen bepflanzte. So trieb er es fort. Er baute wohl auch Weizen, Korn, Gerste, Hafer; aber der Gewinn aus Obst überstieg den Gewinn aus Getreide alljährlich. — Endlich wurde in der Nachbarschaft ein Bauerngut ausgeboten, welches die günstigste Lage zur Obstbaumzucht hatte. Oswald kaufte es, blieb zwar darauf schuldig, betrieb aber von nun an bis zu seinem Ende den Obstbau so tätig, daß er nicht bloß bald schuldenfrei, sondern selbst der reichste Mann des Ortes wurde. —

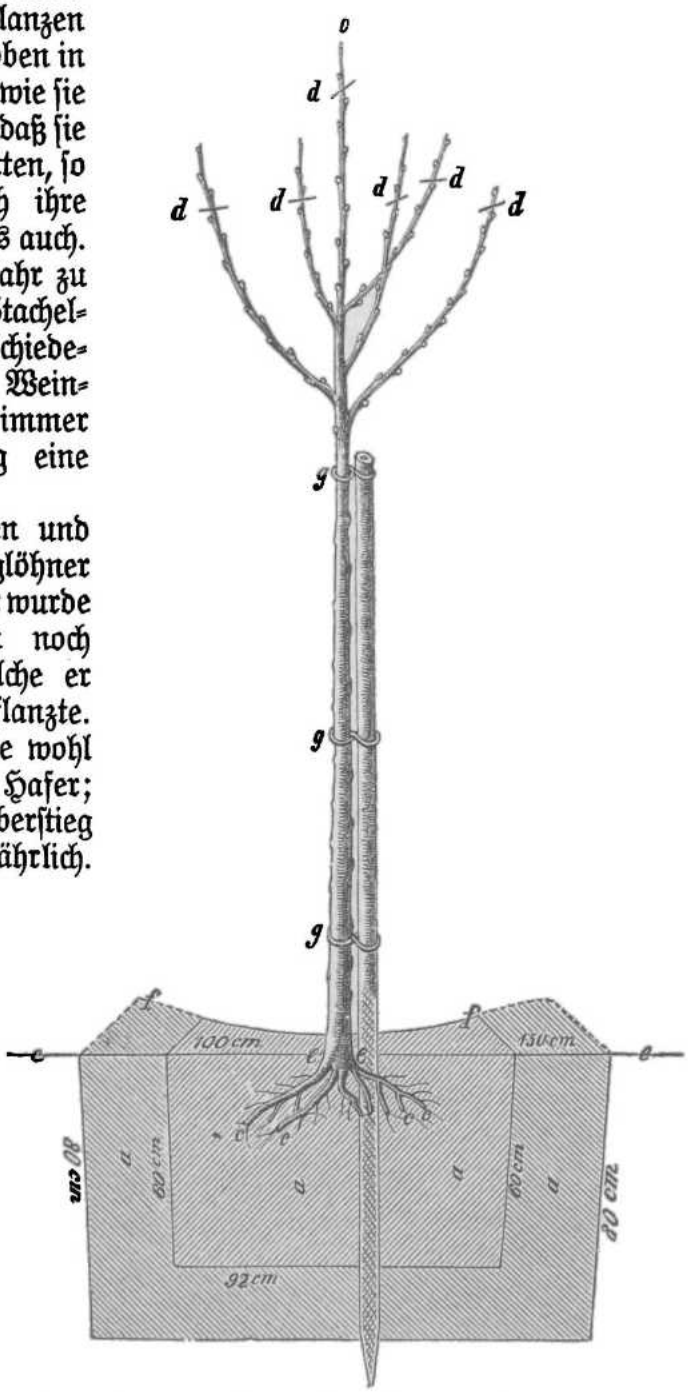


Abbildung 1. Normal gepflanzter Baum.

Jeder Grundbesitzer kann durch Obstbaumzucht in kurzer Zeit wohlhabend werden, wenn er, von der Erde aufwärts bauend, auch den Luftraum in Besitz nimmt und brav Bäume setzt, wenn anders der Boden und die örtliche Lage dem Obstbau günstig sind.

Nach Völker.

12. Über die Kultur der Erdbeere.

Die Landwirtschaft treibende Bevölkerung unseres Vaterlandes ist durch viele Fehljahre in der letzten Zeit in ihren Vermögensverhältnissen sehr zurückgekommen. Wir dürfen uns daher nicht wundern und es dem Landmanne nicht verargen, wenn er schließlich ungeduldig und unzufrieden wird. Auf der andern Seite aber müssen wir seinen nie versiegenden Mut und seine rastlose Tätigkeit bewundern, die ihn immer neue Mittel und Wege finden lassen seinen Lebensunterhalt der Erde abzugewinnen; wir müssen uns erfreuen an seinem Schaffensgeiste, der ihn dazu führt, das, was er auf einem Gebiete verloren hat, auf einem andern wieder zu erringen. So haben sich die Bewohner des Dorfes Staufenberg in Baden trotz der Mißernten auf beinahe allen Gebieten der Landwirtschaft in den letzten Jahren nicht nur ihr ordentliches Auskommen gesichert, sondern es sind viele derselben durch sorgsame Pflege der Erdbeerkultur zu einem gewissen Wohlstande gelangt. Schon in früherer Zeit haben sich viele Bewohner des Dorfes neben der Bewirtschaftung ihrer Felder dadurch einen lohnenden Nebenverdienst erworben, daß sie die in den umliegenden Wäldern reichlich wachsenden Beeren sammelten und an Händler verkauften. Diese brachten sie nach dem naheliegenden Baden-Baden, wo die Beerenfrüchte bei dem dortigen großen Fremdenverkehr sehr gut bezahlt wurden. Hierbei schon spielte die Erdbeere eine große Rolle; natürlich war dies zunächst nur die wildwachsende Walderdbeere. Ende der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts ließ der Kurfürst von Hessen-Kassel in Baden einen großen Garten anlegen, wobei auch Staufenberger Taglöhner arbeiteten. Bei dieser Gelegenheit lernten dieselben außer der bekannten Walderdbeere auch verschiedene großfrüchtige Erdbeersorten kennen und brachten davon einzelne Stöcke, deren Früchte unter dem Namen „welsche Erdbeeren“ bekannt wurden, nach Staufenberg. Da sich dieselben sehr rasch vermehrten, so waren schon nach einigen Jahren kleinere mit Erdbeeren bepflanzte Beete nicht nur in Gärten sondern auch hauptsächlich in den Weinbergen zu sehen.

Mit der Pflege dieser Pflanzen beschäftigten sich zunächst nur die Obsthändler, welche ihre Früchte auf dem Markte in Baden absetzten. Dort sahen die übrigen Landwirte, daß sich die Erdbeerpflanzungen als sehr erträglich erwiesen, und sie versuchten, einer nach dem andern, selbst solche Pflanzungen anzulegen. So breiteten sich diese immer mehr aus und schon bei Beginn der sechziger Jahre gab es unter den Landwirten Staufenbergs wenige mehr, die nicht ein oder mehrere Grundstücke ausschließlich mit Erdbeerpflanzen bebauten. Da die Lage des Ortes, der auf drei Seiten von Bergen umgeben und dadurch gegen die rauhen Nord- und Ostwinde geschützt ist, für diese Anpflanzung eine sehr günstige ist, so

gedeihen die Früchte vortrefflich. Der ganze Ertrag wurde immer noch nach Baden zu einem verhältnismäßig geringen Preise verkauft. Ein dortiger Kaufmann lieferte die Früchte in größeren Quantitäten an Konservenfabriken, besonders nach Stuttgart. Um höhere Preise zu erzielen, galt es nun für Staufenberg neue Absatzquellen aufzufinden. In dieser Beziehung war es namentlich der dortige Lehrer, welcher sich große Verdienste dadurch erwarb, daß er durch Anzeigen, Zeitungsartikel und Reisen für das Bekanntwerden des erdbeerproduzierenden Staufenberg sorgte. So fanden die Staufenberger Früchte seit Ende der sechziger Jahre auch in entfernter gelegenen Städten, wie Stuttgart, Deidesheim, Würzburg etc. großen Absatz. Der Versand nach diesen größeren Städten geschieht stets im großen, wobei Staufenberg der Umstand sehr zu statten kommt, daß 1869 die Eisenbahn nach dem nahe gelegenen Gernsbach eröffnet wurde. Ebensoviel Erdbeeren, als im großen verkauft werden, setzen Händler im Einzelverkaufe in den näher gelegenen Städten ab.

Staufenberg ist wohl gegenwärtig für die Erdbeerkultur in ganz Deutschland der bedeutendste Ort. Mit dem größeren Absatze war natürlich die Vermehrung der Anpflanzungen Hand in Hand gegangen und sie haben sich soweit ausgedehnt, daß jetzt ungefähr 10 Hektar mit Erdbeeren bepflanzt sind, welche einen Durchschnittsertrag von mindestens 500 Zentnern jährlich ergeben. Je nach der Größe des Ertrags schwankt der Preis zwischen 30 und 50 Mark per Zentner. Mit den Absatzquellen für Erdbeeren wurden auch solche für andere ähnliche Produkte aufgefunden, unter welchen hier besonders die Stachelbeere und edleres Obst, hauptsächlich Pfirsiche zu erwähnen sind. Es werden in Staufenberg jährlich wohl ebensoviel Stachelbeeren als Erdbeeren gewonnen.

Wie schon erwähnt, verdankt der Ort seinen Wohlstand fast ausschließlich der Erdbeerkultur. Sie erfordert zwar viel Arbeit: der Boden muß jährlich mehreremale vom Unkraute gereinigt, gehörig gelockert und gedüngt werden. Die Mühe ist nahezu ebenso groß als in den Weinbergen; dafür gibt es aber auch sehr selten eine Mißernte und der Landmann wird für seine harte Arbeit durch einen sicheren Ertrag reichlich belohnt.

Nach „Badische Fortbildungsschule".

13. Aussprüche über die Bedeutung der Landwirtschaft.

In Bayern überwiegt als Grundbesitzer bei weitem der bäuerliche Stand, der vielfach seit Jahrhunderten auf dem eigenen Gut sitzt und, so Gott will, noch Jahrhunderte lang auf demselben sitzen wird. Der Großgrundbesitz ist so, wie er im Osten von Deutschland und in anderen europäischen Ländern besteht, in Bayern kaum vertreten; Latifundien gibt es kaum. Derselbe hat

aber die große Bedeutung, besonders wenn er in Selbstbewirtschaftung steht, daß er den kleineren Grundbesitzern als Muster und Beispiel dient, dem kleineren Besitzer, der nicht imstande ist, Experimente oder Versuche zu machen, der aber, wenn er sieht, daß sie beim Großgrundbesitzer von Erfolg begleitet sind, nicht zögert sie nachzumachen. Es wird vielfach auf die Hilfe des Reiches und des Staates für die Landwirtschaft hingewiesen und es ist kein Zweifel, daß die gesetzgeberischen Maßregeln derselben fördernd oder hemmend auf die Landwirtschaft einwirken können; und es ist zu wünschen, daß die Finanzen Deutschlands und der Einzelstaaten es möglich machen, daß für die Landwirtschaft nach Kräften und noch mehr als bis jetzt — und man kann sagen teilweise mit Erfolg — geschehen ist, geschehen möge. Alle gesetzgeberischen Maßregeln aber helfen nichts, wenn nicht der Mann selber sich um seine Wirtschaft annimmt. Nur der Landwirt, der die Erfindungen und wissenschaftlichen Entdeckungen der Neuzeit sich zu Nutzen macht, nur derjenige, der ebenso, wie er es mit seinem Boden tun muß, auch mit seinem Vermögen wirtschaftet, das heißt derjenige, der seinem Boden mehr zukommen läßt als er nimmt, und ebenso derjenige, der in seiner Wirtschaft mehr einnimmt als ausgibt, wird auf die Dauer auf einen grünen Zweig kommen. Es gilt das für den großen Besitzer ebensowohl wie für den kleinen. Die größten Vermögen sind schon zu Grunde gegangen und die Kleinsten haben, wenn sie tüchtig waren, sich in die Höhe hinaufgearbeitet.

Auf eines möchte in noch besonders aufmerksam machen: Der Landwirt muß nicht nur ein ausgezeichneter Forst- und Landwirt sein, er muß insbesondere auch ein guter Kaufmann sein. Denn was hilft es ihm, wenn er die besten Produkte hervorbringt, beim Verkauf aber nicht das zurückbekommt, was er auf dieselben verwendet hat? Er muß insbesondere auch in der Beziehung ein Kaufmann sein, daß er die Verbesserungen und die Meliorationen, die er auf seinem Gute vornimmt, das Geld, welches er in seine Bauten und insbesondere in seine Maschinen steckt, amortisiert, d. h., daß er wie ein guter Kaufmann und Industrieller es tut, abschreibt; sonst stürzt er sich in Schulden und Schulden sind leicht gemacht, aber schwer bezahlt.

Aus einer Ansprache des Prinzregenten Ludwig von Bayern (1893).

Der Ackerbau ist die Grundlage des menschenwürdigen Daseins für uns alle, bis zu dem begeisterten Künstler, dem tiefen Denker, ja, bis zum Träger der Krone hinauf, und aller Glanz und Reichtum der Erfindungen heutiger Zeit sind aus dem schlichten Urquell des Landbaues entsprungen und sinken zurück in ihr Nichts ohne die stetige Wendung der Scholle mit dem Pfluge und der Hacke.

Dr. Meyn-Uetersen.

Der Grundbesitz ist das edelste Gut;
Wie die Erd' in Gottes Händen ruht,
Ob Stürme schnauben, ob Feinde toben,
Der Grund bleibt unten, der Himmel oben.

Friedrich Rückert.

Die Landwirtschaft ist die Urquelle der gesamten menschlichen Kultur. Durch seine Arbeit wird der Landwirt der Schöpfer eines Paradieses und dann kann er stolz sein Haupt erheben und sich freuen, daß seine freie Tätigkeit unabhängig vom Zufall ist und daß sein Fleiß erschaffen kann, was vorher nicht da war. Wenn diese Wahrheit in dem Landmann ein erhebendes Selbstgefühl erregt, so legt sie ihm auch die Verpflichtung auf seinen Beruf zu üben, wie es die Wichtigkeit derselben erheischt. Koppe.

14. Bei wem können sich die bayerischen Landwirte in wirtschaftlichen Fragen Rat erholen?

Die Organe, welche den bayerischen Landwirten bei ihrem Betriebe mit Rat und Tat an die Hand gehen sollen, sind in den letzten Jahren bedeutend vermehrt worden.

In erster Linie sind hier die K. Landwirtschaftslehrer und landwirtschaftlichen Wanderlehrer an den landwirtschaftlichen Winterschulen zu nennen. Diese sollen die praktischen Berater der Landwirte ihres Bezirkes im allgemeinen sein; sie haben insbesondere dieselben in ihren Betrieben aufzusuchen um ihnen praktische Ratschläge zu erteilen, sie zu Verbesserungen anzuregen und ihnen bei deren Durchführung an die Hand zu gehen. Solche Landwirtschaftslehrer sind bis jetzt aufgestellt in Erding, Landsberg a. L., Mühldorf, Pfaffenhofen, Traunstein, Wolfratshausen, Deggendorf, Kötzting, Landshut, Passau, Pfarrkirchen, Straubing, Alsenz, Frankenthal, Haßloch, Homburg, Kandel, Kirchheimbolanden, Landau, Speyer, Wolfstein, Zweibrücken, Amberg, Cham, Neumarkt, Regensburg, Tirschenreuth, Weiden, Bamberg, Bayreuth, Wunsiedel, Altdorf, Ansbach, Eichstätt, Fürth, Hersbruck, Neustadt a. A., Weißenburg i. Bay., Aschaffenburg, Würzburg, Augsburg, Immenstadt, Kaufbeuren, Lauingen und Neuburg a. D.

Neben diesen Kräften stehen den Landwirten zur Belehrung in allgemeinen Fragen die Sekretäre der landwirtschaftlichen Kreisvereine, dann die Lehrkräfte an den verschiedenen landwirtschaftlichen Schulen, namentlich an der landwirtschaftlichen Abteilung der K. Technischen Hochschule in München, an der K. Akademie für Landwirtschaft und Brauerei in Weihenstephan, an den Landwirtschaftsschulen Nürnberg und Pfarrkirchen, an den Kreisackerbauschulen zu Landsberg, Schönbrunn, Kaiserslautern und Triesdorf zur Verfügung.

Auf dem Gebiete des landwirtschaftlichen Meliorationswesens kann Rat erholt werden bei den Vorständen der K. Kulturbauämter in München,

Ingolstadt, Weilheim, Rosenheim, Mühldorf, Deggendorf, Landshut, Pfarrkirchen, Neustadt a. H., Homburg, Amberg, Regensburg, Weiden, Bayreuth, Bamberg, Ansbach, Nürnberg, Aschaffenburg, Würzburg, Schweinfurt, Donauwörth, Günzburg, Kaufbeuren und Kempten. Für Fragen der Moorkultur ist die K. B. Moorkulturanstalt in München mit ihren Kulturstationen in Bernau a. Ch., Karlshuld im Donaumoose, Erding und Weihenstephan da. Über Flurbereinigungsunternehmungen erteilt die K. Flurbereinigungskommission zu München Aufschluß.

Anfragen bezüglich der künstlichen Dünge- und Futtermittel sowie der Saatware und dergl. sind entweder an die K. Zentralversuchsstation München oder an die betreffende Kreisversuchsstation — Speyer, Triesdorf, Würzburg und Augsburg — sowie an die K. Saatzuchtanstalt Weihenstephan zu richten.

Für Auskünfte über Pflanzenkrankheiten und deren Bekämpfung ist vom K. Staatsministerium des Innern die K. Agrikulturbotanische Anstalt zu München errichtet worden.

Als Beirat in Fragen der Hopfenkultur und -behandlung ist der K. Landesinspektor für Hopfenbau in Weihenstephan bestellt.

Für den Obst- und Gartenbau steht der dem K. Staatsministerium des Innern beigegebene K. Landesinspektor für Obst- und Gartenbau zur Verfügung. Außerdem sind fast in allen Kreisen besondere Kräfte zur Belehrung auf diesem Gebiete vorhanden. Hier sind vor allem der Landesverband Bayerischer Obstbauvereine mit dem Sitze in Nürnberg und die von den einzelnen Kreisen aufgestellten Kreiswanderlehrer für Obst- und Gartenbau, dann die Vorstände der Obst- und Gartenbauschule in Weihenstephan, Veitshöchheim, Neustadt a. H. und der Obst- und Weinbauschule Schlachters bei Lindau zu nennen.

Belehrung auf dem Gebiete des Weinbaues übernehmen der vom K. Staatsministerium des Innern aufgestellte Landesinspektor für Weinbau in Neustadt a. H., dann die für die einzelnen Weinbaugebiete aufgestellten Sachverständigen in Reblausangelegenheiten und in Unterfranken die Organe des Fränkischen Weinbauvereins.

Zur Beratung in Fragen der Viehzucht, namentlich der Rindvieh- und Schweinezucht, sind der K. Landesinspektor für Tierzucht im K. Staatsministerium des Innern in München, dann die in den verschiedenen Zuchtgebieten aufgestellten Zuchtinspektoren in Miesbach, Traunstein, Weilheim, Mühldorf, Pfaffenhofen, Landshut, Passau, Landau, Kaiserslautern, Weiden, Regensburg, Bamberg, Bayreuth, Gunzenhausen, Ansbach, Schweinfurt, Aschaffenburg, Immenstadt und Donauwörth berufen.

Auf dem Gebiete der Pferdezucht geben die K. Landesgestüte in Erding, Landshut, Zweibrücken, Ansbach und Augsburg Aufschluß.

In Fragen der Fischzucht haben sich die Interessenten an den K. Landesinspektor für Fischzucht im K. Staatsministerium des Innern in München und an die in den einzelnen Kreisen aufgestellten Kreisfischereisachverständigen sowie an die Geschäftsstelle des B. Landesfischereivereins in München zu wenden.

Zur Beratung in Angelegenheiten der Geflügelzucht sind die Vorstände der Kreisgeflügelzuchtanstalten in Erding und Erlangen sowie der Vorstand des Landesverbands Bayerischer Geflügelzuchtvereine und in Angelegenheiten der Bienenzucht der K. Landesinspektor für Bienenzucht in München und der Vorstand der K. Anstalt für Bienenzucht in Erlangen bereit.

Für das milchwirtschaftliche Gebiet sind der K. Landesinspektor für Milchwirtschaft im K. Staatsministerium des Innern in München, dann die von den milchwirtschaftlichen Vereinen im Algäu und in Niederbayern aufgestellten Organe sowie die in einzelnen Kreisen aufgestellten Kreismolkereiinspektoren vorhanden.

Anfragen über das landwirtschaftliche Maschinenwesen beantwortet die K. Prüfungsanstalt für landwirtschaftliche und Brauereimaschinen in Weihenstephan, solche über landwirtschaftliches Bauwesen die „Baustelle", die beim Bayerischen Landwirtschaftsrat in München eingerichtet ist. Der Bayerische Landwirtschaftsrat hat für seine Mitglieder außerdem eine Rechtsauskunftstelle, eine Buchstelle, eine elektrotechnische Beratungsstelle und Schlachtviehverkaufsstellen eingerichtet.

Zu Aufschlüssen in Bezug auf das Genossenschaftswesen ist die Geschäftsführung des Landesverbandes landwirtschaftlicher Darlehenskassenvereine in München, Prinz-Ludwigstraße, bereit.

Schließlich können sich noch Landwirte, welche als Nebenbetrieb eine Brennerei besitzen, bei dem Vorstand des Brennereitechnischen Instituts in Weihenstephan Rat erholen.

Es ist hiernach sicherlich Fürsorge getroffen, daß die bayerischen Landwirte und Vereinigungen solcher so ziemlich in allen an sie herantretenden wirtschaftlichen Fragen sich einen sachgemäßen, fast stets ohne Entgelt gewährten Beirat verschaffen können.

Nach einer Zusammenstellung von B. im „Wochenblatt des Landwirtschaftlichen Vereins in Bayern".

II. Der Landwirt in Familie, Gemeinde und Staat.

15. Der Sonntag im Bauernhause.

Der Sonntag kam vom Himmel herauf, hell, klar, wunderschön; die dunkelgrünen Grashalme hatten mit Kränzen ihre Stirn geschmückt und funkelten und dufteten als süße Bräute in dem Tempel Gottes. Tausend Stieglitze, tausend Lerchen, tausend Amseln sangen die Hochzeitslieder; mit weißem Bart, ernst und feierlich, aber mit den Rosen der Jugend auf den Wangen, sahen die alten Berge der Alpen nieder als Zeugen auf die schöne Braut und als Gottes Priesterin erhob sich die Sonne hoch über alle und spendete in funkelnden Strahlen den Hochzeitsegen.

Der tausendstimmige Gesang und des Landes Herrlichkeit hatten den Bauer früh geweckt; er stand auf, ging hinaus und wandelte andächtigen Gemüts dem Segen nach, den ihm Gott beschert hatte. Er durchging mit hochgehobenen Füßen und langen Schritten das mächtige Gras, stand am üppigen Kornmeer still, an den wohlgeordneten Pflanzplätzen, dem sich sanft wiegenden Flachs; er betrachtete die schwellenden Kirschen, die von kleiner Frucht starrenden Bäume mit Kernobst; band hier etwas auf, sammelte dort etwas Schädliches ab und freute sich bei allem nicht nur des Preises, den es kosten könne, sondern auch des Herrn, von dessen Güte die Erde voll, dessen Herrlichkeit und Weisheit mit jedem Morgen neu sei.

Im stillen dachte er: Sieh, wie jeder Baum in seiner Pracht, jeder Acker in seiner ganzen Fülle, jedes Geschöpf mit seinem ganzen Wesen Gott preist, so sollte es auch jeder Mensch tun aus Herzensgrund in all seinem Tun und Lassen, nicht bloß mit dem Munde. Ich und mein Weib und meine Kinder wollen freilich dem Herrn dienen, wenn wir auch oft dagegen fehlen; denn was hälfe uns Gewinn der ganzen Welt, wenn wir Schaden an der Seele nehmen? Aber auch für die Seelen meiner Leute muß ich sorgen; hole ich doch den Arzt, wenn der Körper krank ist.

So hatte er unvermerkt die Essenszeit versäumt. Als er zur Küchentür eintrat mit der freundlichen Frage: „Ist das Essen fertig?" erhielt er ebenso freundlich zur Antwort: „Freilich! wir hätten schon längst essen können, wenn du dagewesen wärst. Aber mit wem hast du wieder geplaudert?" — „Mit dem lieben Gott," antwortete er ernst. Schweigend

schenkte die Mutter den Kaffee ein; eine Magd mußte die Knechte rufen und die andre das Essen auftragen.

Als man schweigend gegessen hatte, denn der Meister sprach nicht, fragte dieser: „Wer geth heute zur Kirche?" — „Ich bin deshalb schon angezogen, daß ich nicht zu spät komme," antwortete die Mutter und die Kinder riefen: „Mutter, ich will mit!" Zwei Knechte aber und zwei Mägde blieben stumm. Als er weiter fragte: „Will denn keins von euch?" fehlte es dem einen an Schuhen und dem andern an Strümpfen. Sie hatten keine Lust, daher Entschuldigungen die Fülle. Da sagte der Bauer: „So kann das nicht mehr gehen; das ist zu arg, daß zu jedem Laufen Zeit ist, nur nicht zum Kirchengehen. Morgens am Sonntag kann man keinen vom Haus bringen und am Nachmittag ist es, als ob sie aus einer Kanone davon geschossen werden; bis spät in die Nacht kommt niemand heim. Das ist doch eine schlechte Sache, wenn man nur an Narrenposseu denkt, aber nie an Gott und seine eigene Seele. Ich will es euch geradeaus sagen: Kein Meister traut einem Dienstboten, der sich Gott aus dem Sinn schlägt und ihm untreu wird. So will ich es aber nicht haben und überdies habe ich etwas, das ihr mir heute besorgen sollt. Ich muß 40 Pfund Salz haben, die könnt ihr beiden Mägde mitbringen, im Tragen löst ihr euch einander ab; du, Hans, gehst nach der Kirche zum Müller und fragst, wann ich ein Fuder Kleie holen kann. Uli bleibt bei mir im Haus." „Aber, Vater, wer kocht uns denn das Sonntagsgericht, wenn du alle fortschickst?" fragte die Frau. „Unsre Anna ist schon 12 Jahre alt, die kann nach dem Essen sehen; lernen soll sie es doch und sie hat ihre Freude daran," war die Antwort. Diese Befehle waren unwiderruflich; aber ihnen zu folgen ging hart; namentlich die beiden Mägde konnten durchaus nicht fertig werden.

Die Bäuerin hatte unterdessen für den Mittag alles angeordnet und stand zum Gehen bereit, zwei Kinder bei ihr, von denen der Knabe das Gesangbuch trug. Sie rief ihrem Manne ein „Behüt dich Gott" zu; der Anna befahl sie nicht zu viel Holz zuzulegen, denn das Fleisch sei jung und die Kirche dauere mitunter lang; aber noch immer waren die Mägde nicht da. Endlich ging sie mit den Kindern fort, indem sie die Mägde erinnern ließ zu eilen, daß sie zur rechten Zeit in der Kirche seien. Sie ging ihren ruhigen gemessenen Gang, an der Brust einen Rosmarinstengel und Mutterfreude in dem Gesichte; denn an der einen Hand hatte sie ihren kräftigen Jungen mit einer Nelke an der Mütze und einem schönen rotseidenen Tuche um den Hals; an der andern ihr blühendes Mädchen, dessen Gesicht ein weißer Strohhut deckte und an dessen Brust sich ein Sträußlein wiegte. Eine Viertelstunde später liefen die Mägde nach; eine mußte aber noch wieder umkehren den vergessenen Salzsack zu holen.

Währenddessen hatte der Meister seinen Sonntagsanzug vollendet, damit dem Sonntag sein Recht geschehe, obgleich er zu Hause bleiben wollte. Er stopfte sich nun seine Pfeife und wollte, ein getreuer Wächter seines Hauses, sich auf die Bank vor der Tür setzen. Da sah er einen Stuhlwagen von der Straße abbiegen und auf sein Haus steuern, das Pferd mit blankem Geschirr und Leute darauf, große und kleine. Bald erkannte er seine Schwe-

ster, welche mit ihrem Manne und drei Kindern zum Besuche kam. Von Herzen hieß er sie willkommen, half vom Wagen und führte sie ins Haus.

Auf die Frage der Schwester, wo die Frau sei, gab er zur Antwort; „In der Kirche; aber gebt einen Augenblick Geduld, so wird sie hier sein; setzt euch nur nieder." Der Schwager aber wollte erst sehen, wo der Knecht sein Pferd hingestellt habe, und hören, wie er es rühme; deshalb ging er in den Stall. Er selbst ging in den Keller, Butter, Brot, Käse, Rahm zu holen; dieses übergab er Anna, welche den Kaffee fast fertig hatte, um den Tisch zu decken, und diese war froh wie eine Königin, daß sie der Tante zeigen könne, was sie schon verstehe. Bald war der Tisch gedeckt, eingeschenkt und Anna mußte zum Aufwarten bleiben, während der Vater noch ein Stück Fleisch und einen Schinken holte, der für den Mittag bestimmt war. Sobald der Vater eintrat, eilte sie hinaus, brachte das Fleisch über das Feuer und legte sonst alles zurecht, damit die Mutter es bei der Hand habe, wenn sie aus der Kirche komme. Diese kam; im Schweiße ihres Angesichts eilte sie daher; sie hatte von ferne den Wagen vor der Tür gesehen und war in Angst, was sie den Gästen vorsetze. Ihr erster Gang war nach dem Feuerherd: hier fand sie alles vorbereitet und begrüßte ihren Besuch mit heiterem Gesicht. Sodann besorgte sie den Mittag. Zu ihrem Verdruß ließen sich die Mägde noch immer nicht sehen und konnten daher auch nicht helfen.

Heiter ging der Mittag vorüber. Am Nachmittag besuchten sie Vieh und Feld; die Männer handelten um eine Kuh, konnten aber nicht einig werden.

Als der Besuch sich zur Abreise rüstete, wurde erst wieder der Tisch gedeckt, gehörig gegessen und getrunken, dann reisten sie ab. Mutter und Tochter räumten jetzt alles auf; das Geschirr ward gereinigt, an seinen Ort gestellt; die Sonntagskleider ausgezogen, gesäubert an ihren Platz gehängt, auch die des Vaters, der bereits sein Werktagskleid hervorgesucht und angezogen hatte. Alle suchten ihr Lager, nur der Hausvater nicht, er mußte bei einer Kuh wachen. Aus „Uli, der Knecht", von Jeremias Gotthelf.

16. Die letzte Nacht im Elternhause.

Das griff ans Herz und ich vergess' es nimmer:
Es war die letzte Nacht im Vaterhaus;
Zieh'n sollt ich mit dem ersten Frührotschimmer,
Vielleicht auf ewig, in die Welt hinaus.

Noch lag ich schlaflos auf dem weichen Pfühle;
Denn viel bewegte mir die junge Brust:
Des Heimwehs Vorgefühl, des Scheidens Schwüle
Und Hoffnung doch und rege Wanderlust.

Da schlug es zwölf. Die Lampe brannte trübe
Und leise schritt es durch die Kammertür —
Ein Geist erschien mir, doch ein Geist der Liebe;
Denn meiner Mutter gleich erschien er mir.

Sie nahte still, als wollte sie nicht stören
Des Sohnes, wie sie meinte, tiefe Ruh'.
Ich hört' sie, doch ich schien sie nicht zu hören;
Ich sah sie, doch ich schloß die Augen zu.

Wie nah' ihr Odem! Ihre Hände lagen
Auf meinem Haupte wie schon oft zuvor —
Erlauscht' ich auch nicht ihrer Lippen Klagen,
Mein Herz vernahm, was nicht vernahm mein Ohr.

Dann fühlt' ich ihre Wange auf der meinen —
Warum umschlang ich liebevoll sie nicht,
Als ich sie weinen hörte, schmerzlich weinen,
Und eine Träne fiel auf mein Gesicht?

Und nochmals neigte sie den Mund, den frommen,
Und küßte leise diese Träne fort.
Drauf ging sie wieder — still, wie sie gekommen.
Ich ließ sie gehn und sprach dazu kein Wort.

Am Morgen schied ich ohne ihr zu sagen,
Was ich geseh'n; doch wie ein heilig Gut
Treu hab' ich die Erinnerung getragen
Im Herzen, wo des Menschen Bestes ruht.

Und dann, als ich nach wechselvollen Jahren
Am offnen Grabe meiner Kinder stand,
Da hab ich tief erbebend erst erfahren,
Was jene Nacht mein Mütterlein empfand.

Und Lieb' und Reue, Dank und heißes Sehnen,
Ich kost' sie täglich, koste sie nicht aus.
Wohl bin ich glücklich — aber oft in Tränen
Denk' ich der letzten Nacht im Vaterhaus.

B. Beltmann.

17. Ein Briefwechsel zwischen Sohn und Vater.

Langenbrück den 8. September 1913.

Lieber Vater!

Als ich vor 14 Tagen zum letzten Male bei Euch weilte, erzählte ich von meinem Freunde Leist, welcher mit mir in derselben Wirtschaft lernt. Am 1. Oktober ist seine Lehrzeit vorüber und er will sich alsdann sofort auf die Wanderschaft begeben um seine Kenntnisse auf einem anderen Gutshofe zu vergrößern. Seinen Weggang bedauere ich sehr, weil ich an ihm einen treuen, klugen Führer hatte, mit dem ich gern zusammen war. Ich möchte ihm dankbar sein für alles Gute, das er mir erwiesen. Am besten könnte ich es dadurch tun, wenn ich ihm gute Ratschläge für die Zeit seiner weiteren Ausbildung und seiner Wanderschaft erteilen würde. Dazu bin ich jedoch nicht imstande, wohl aber Du, lieber Vater! Du hast mir oft von Deiner Wanderschaft mit Begeisterung erzählt und wirst mir gewiß umgehend Deine Ansichten über das Wandern mitteilen, die ich dann meinem Freunde als Wanderregeln mit auf den Weg geben kann. Ich danke Dir im voraus bestens für Deine Mitteilungen und bitte die liebe Mutter sowie die lieben Geschwister herzlich zu grüßen.

In dankbarer Liebe

Dein Konrad.

Münster i. W. am 12. Sept. 1913.

Mein lieber Konrad!

Gerne komme ich Deiner Bitte nach und schreibe Dir meine Ansichten über das Wandern. Die gute alte Zeit des Wanderlebens ist freilich vorüber; es geht jetzt alles mit der Eisenbahn und wir sind durch Deutschland geflogen ohne es gesehen zu haben. Ich bin kein Schwärmer für die hinter uns liegenden Tage und mein Schritt geht vorwärts; eins aber war schön an der alten Zeit und sollte trotz der Eisenbahn und aller anderen Verkehrsmittel von der Jugend hochgehalten werden: das Wandern.

Es ist nicht so billig als die Eisenbahnfahrt; man kommt nur langsam zum Ziel und wird müde dabei; aber — wir lernen Menschen kennen, mit Menschen verkehren und vor allem andern sehen wir,

wie schön, wie unermeßlich schön unser Vaterland ist. Wir fühlen es, daß es an unser Herz sich anschmiegt, daß es uns umfängt mit unzerreißbaren Banden, und wir hören den Ruf, der an jeden deutschen Mann ergeht: „Schütze mich!“

Wandere im Frühjahr hinauf an den Rhein, durchziehe Schwabenland und das traute Thüringen. Sei ein willkommener Gast am wohlgedeckten Tische des westfälischen Bauern; dann geh hinab und wirf einen Blick auf das ewige Meer, an dessen Strand ein Bollwerk Deutschlands, „Wilhelmshaven“, liegt. Ziehe weiter in die Gefilde Schleswig-Holsteins. Die alten Städte des Hansabundes begrüßen Dich mit ihren unermeßlichen Reichtümern, Berlin mit seinen vielen glücklichen und — leider auch vielen unglücklichen Menschen. Weiter geht es südwärts nach Potsdam und Halle mit ihren Erinnerungen an den großen König und den kindlich frommen August Hermann Francke. Versäume nicht Thüringens schöne Berge zu besuchen. Hier findest Du auch die an geschichtlichen Erinnerungen überreiche Wartburg bei Eisenach. Doch ohne Aufenthalt weiter durch die herrlichen Berge Bayerns, die weinumrankten Höhen Sachsens, ostwärts ins Urgebirge Deutschlands, ins Riesengebirge. Ja, Deutschland ist schön und auch die Ebenen Ost- und Westpreußens sind nicht reizlos; denn Hügel, Seen und Wälder schaffen mannigfache Abwechslung.

Was ist es nun, was du überall siehst, was ist es, das aus den Augen der meisten Bewohner Dir entgegenleuchtet, das Dich überall willkommen sein läßt? Ist es das Wohlleben des Volkes? Nein. Du wirst überall viele Menschen finden, die mit ihrem Lose nicht zufrieden sind; die gibt es im Westen wie im Osten; aber warum sind der letzteren gottlob auf dem Lande so wenige im Vergleich zu den Bewohnern der Städte, die trotz größeren Verdienstes und bequemeren Lebens weit unzufriedener sind?

Siehe, das ist der Segen des Eigentums, des Besitzes, und sei es nur ein Stückchen Landes, sei es nur eine Hütte, deren Dach auf den Boden stößt; das ist der Segen des Daseins in und mit der schönen Gottesnatur, des Lebens im friedlichen Reiche der Pflanzenwelt, unter dem blauen Himmel, über dem wir den Hort der Gottesliebe zu finden hoffen; das ist die Freude am friedlichen Kampfe mit den Gewalten des Naturlebens. Überall ist das Leben ein Kampf, der da am schwersten ist, wo auch der Mensch als Gegner auftritt. Auf dem Lande, wo auch der wenig begüterte

Mann sich ein Heim gründen kann, herrscht noch Zufriedenheit und durch diese wirkliches Glück.

Unsere Zukunftspropheten aber, die der Menschheit das Glück der gleichen Stellung bringen wollen, kennen das Glück der Zufriedenheit nicht; sie kennen nicht die Freude am eigenen Besitze, nicht das Vorwärtsstreben nach selbsterworbenem Eigentum in friedlichem Verkehr mit unseren Nebenmenschen. Auch aufs Land wollen sie den Neid und Haß tragen und die friedlich sich ihr Brot verdienenden Menschen unzufrieden machen, indem sie denselben die Schätze ihrer Märchenwelt zeigen.

Darum lerne in der Fremde unser kraftvolles Landvolk kennen, das sich weder den Boden unter den Füßen noch das Geld aus dem Beutel, am allerwenigsten aber den Gott aus dem Herzen rauben läßt. Lerne unser deutsches Volk kennen und lieben; dann wirst Du ihm nie und nimmer das sogenannte Glück der Gleichstellung wünschen, das erst recht nicht aufs Land gehört und dort nur namenloses Elend stiften würde.

Der Landbau ist eine der Wurzeln des Volkswohles und der Gesundheit jeder Nation, und wenn Du mit offenen Augen durch die Dörfer und Städtchen wanderst, dann wirst Du erkennen, daß diese Wurzeln der deutschen Nation stark und gesund sind.

Das Wandern hat einen eigenen Reiz und verführt leicht zur Wanderlust, d. i. zum Vagabundentum. Man muß stets bedenken, daß uns das Wandern Gelegenheit geben soll, die Welt, die Menschen und die Arbeit kennen zu lernen. Traurig, wenn die Not zum Wandern treibt; der tüchtige Arbeiter, der vorwärtsstrebende Landwirt und Handwerker, der gewandte, brauchbare Kaufmann aber finden fast immer Arbeit. Zeugnisse und Papiere hübsch in Ordnung, den Anzug reinlich und ganz, Lebensmut und Arbeitslust im Gesichte, ein freundliches Wort auf den Lippen, das alles findet im deutschen Vaterlande noch immer ein Heim. Vor allem aber beherzige Dein Freund den Spruch: „Geh ohne Gottes Geist und Wort niemals aus deinem Hause fort“ und die trefflichen Worte „Des Vaters Abschiedswort“ von J. Sturm:

Du wanderst in die Welt hinaus
Auf dir noch fremden Wegen;
Doch folgt dir aus dem stillen Haus
Der treusten Liebe Segen.

Ein Ende nahm das leichte Spiel;
Es naht der Ernst des Lebens;
Behalt im Auge fest dein Ziel,
Geh keinen Schritt vergebens!

Nimm auf die Schultern Last und Müh'
Mit frohem Gottvertrauen
Und lerne, wirkend spät und früh,
Den eignen Herd dir bauen!

Wer sich die Ehre wählt zum Hort,
Den kann kein Schalk verführen;
Gerader Weg, gerades Wort
Soll dich zum Ziele führen.

Halt hoch den Kopf, was dir auch droht,
Und werde nie zum Knechte;
Brich mit dem Armen gern dein Brot
Und wahre seine Rechte!

Treib nie mit heil'gen Dingen Spott
Und ehr' auch fremden Glauben
Und laß dir deinen Herrn und Gott
Von keinem Zweifler rauben!

Und nun ein letzter Druck der Hand
Und eine letzte Bitte:
Bewahr' dir treu im fremden Land
Des Vaterhauses Sitte!

Grüße Deinen Freund und nimm auch Du von uns allen die besten Grüße entgegen.

Dein treuer Vater.
Nach Th. Lange.

18. Der Bauer Johannes ermahnt seinen Knecht Uli.

Es herrscht in vielen Bauernhäusern und in solchen, wo das Besitztum sich lange in der Familie fortgeerbt, Familiensitte sich gefestigt hat, Familienehre entstanden ist, die sehr schöne Gewohnheit, durchaus keinen Zank, keinen heftigen Auftritt zu veranlassen, der irgend der Nachbarn Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte. In

stolzer Ruhe liegt das Haus mitten in den grünen Bäumen, in ruhigem, gemessenen Anstande bewegen sich um und in demselben seine Bewohner und über die Bäume schallt höchstens das Wiehern der Pferde, aber nicht die Stimme der Menschen. Es wird nicht viel und laut getadelt. Mann und Weib tun es gegen einander nie, daß es andere hören, über Fehler der Dienstboten schweigen sie oft oder machen gleichsam im Vorbeigehen eine Bemerkung, lassen bloß ein Wort, eine Andeutung fallen, welche nur das Ohr dessen erreicht, dem sie gilt. Wenn etwas Besonderes vorgefallen oder das Maß voll geworden ist, so rufen sie den Sünder ins Stübli, und zwar so unbemerkt als möglich, oder suchen ihn bei einsamer Arbeit auf und lesen ihm unter vier Augen ein Kapitel, wie man zu sagen pflegt, und dazu hat sich der Meister gewöhnlich recht vorbereitet. Er liest dies Kapitel in voller Ruhe, recht väterlich, verhehlt dem Sünder nichts, auch das Herbste nicht, läßt ihm aber auch Gerechtigkeit widerfahren, stellt ihm die Folgen seines Tuns in Bezug auf sein zukünftig Schicksal vor. Und wenn der Meister fertig ist, so erscheint die Sache so weit abgetan, daß der Abkapitelte oder die anderen im Betragen des Meisters durchaus nichts spüren, weder Bitterkeit noch Heftigkeit noch etwas anderes. Diese Kapitel sind meist von guter Wirkung wegen des Väterlichen, welches darin vorherrscht, wegen der Ruhe, mit welcher sie gehalten werden, wegen der Schonung vor andern. Von der Selbstbeherrschung und ruhigen Gemessenheit in solchen Häusern vermag man sich kaum eine Vorstellung zu machen.

Unter solchen äußeren Verhältnissen lebte der Bauer Johannes mit seinen Hausgenossen. Uli, des Meisters Knecht, war ein großer, schöner Bursche, noch nicht 20 Jahre alt, von kraftvollem Aussehen, aber mit einem Ausdruck im Gesichte, welcher nicht auf Mäßigkeit schließen ließ. Er war vom gestrigen Sonntagsvergnügen, wie öfters vorher, mit wüstem Kopfe heimgekehrt. Wohl empfand er das Unrechte seines Gebahrens, wohl ahnte er, was es bei seiner bisherigen Lebensart für ein Ende mit ihm nehmen müsse; aber Scham und finsterer Trotz verdunkelten seinen sonst hellen Blick und verschlossen sein Herz.

Johannes rief ihn am Montag vormittags ins Stübli und hub also an: „Hör', Uli, so kann es nicht länger fortgehen, du tust mir zu wüst, dein Betrinken kommt mir zu oft wieder; ich will meine Rosse und Kühe keinem anvertrauen, der den Kopf voll Branntwein oder voll Wein hat, einen solchen darf ich nicht mit der Laterne in den Stall lassen und ganz besonders nicht, wenn er noch dazu tubaket wie du; es sind mir schon viele Häuser so verleichtsinnigt worden. Ich weiß auch gar nicht, was du auch sinnst und was du denkst, wo das hinaus will?" Er habe noch nichts verleichtsinnigt, antwortete Uli, er habe seine Arbeit immer noch gemacht, es habe sie ihm niemand noch zu machen brauchen, und was er trinke, zahle ihm niemand; was er vertrinke, gehe niemanden an, er vertrinke sein Geld.

„Aber es ist mein Knecht," antwortete der Meister, „der sein Geld vertrinkt, und wenn du wüst tust, so geht es über mich aus und die Leute sagen, das sei des Bodenbauern Knecht und sie wüßten nicht, was er auch sinne, daß er ihn so machen lasse und daß er so einen haben möge. Du hast mir noch kein Haus verleichtsinnigt, aber denk' Uli, wär's denn nicht an einemmal zu viel? Und hättest du noch eine ruhige Stunde, wenn du denken müßtest, du hättest mir mein Haus verleichtsinnigt? Und wenn wir und die Kinder dann noch darin bleiben und verbrennen müßten? Und was ist's mit deiner Arbeit? Es wäre mir fast lieber, du lägest den ganzen Tag im Bette. Du schläfst ja beim Melken unter den Kühen ein, siehst, hörst, riechst nichts und stolperst im Hause herum, wie wenn du sturm wärest an der Leber. Es ist ein Elend, daß du an nichts als an dein Vergnügen denkst." Solches nehme er nicht an, sagte Uli, und wenn er ihm nicht genug arbeiten könne, so wolle er gehen. Aber so sei es heutzutage, man könne keinem Meister mehr genug arbeiten, wenn man schon immer mache; es sei einer wüster wie der andere. Lohn wollten sie je länger je weniger geben und das Essen werde alle Tage schlechter. Am Ende werde man noch Erdflöhe, Käfer und Heustüffel zusammenlesen müssen, wenn man Fleisch haben wolle und Fett im Kraut! „Hör' Uli," sagte der Meister, „du bist noch sturm, ich hätte noch nichts zu dir sagen sollen. Aber du kannst mich dauern, du wärest sonst ein braver Bursch und könntest arbeiten. Ich habe eine Zeit lang geglaubt, es gebe etwas Rechtes aus dir, und ich habe mich gefreut. Aber seitdem du das Wirtshausgelauf angefangen, bist du ganz ein anderer geworden. Es ist dir an nichts mehr gelegen, hast einen bösen Kopf, und wenn man dir etwas sagt, so hängst du einem das böse Maul an oder schmollst eine ganze Woche lang. Zähle darauf, du wirst unglücklich. Leicht kannst du dein Leben lang auf diesem Wege in der teuren Zeit sein wie so viel tausend andere, die es gerade machten wie du und jetzt im Elend sind und in der teuren Zeit. Denn für einen, der nichts vermag, der immer zu wenig hat, der entweder betteln oder Schulden machen oder hungern muß, währt ja die teure Zeit, wie wohlfeil es übrigens sein mag, von Jahr zu Jahr, in alle Ewigkeit. Geh jetzt, besinne dich, und wenn du dich nicht ändern willst, so kannst du in Gottes Namen gehen, ich begehre dich nicht mehr. Gib mir in acht Tagen den Bescheid." Da hätte er sich bald ausbesonnen und brauche nicht acht Tage dazu, brummte Uli im Hinausgehen; aber der Meister tat, als höre er es nicht.

Uli war bitterbös, als sei ihm das größte Unrecht geschehen. Er warf das Werkzeug herum, als ob alles drauf müßte an einem Tage, und die Tiere brüllte er an, daß es dem Meister in alle Glieder kam; allein dieser hielt an sich und sagte nur ein einziges Mal: „Nume hübscheli!" Als indessen die Wein- und anderen Geister den Aufgeregten verließen und die frühere Spannung einer unerträglichen Mattigkeit Platz machte, da fingen des Meisters Worte an zu wirken;

nun ärgerte er sich nicht mehr über den Meister, der ihm seine Liederlichkeit vorgehalten hatte, sondern über sich, daß er so liederlich gewesen. Trotzdem gab er kein gutes Wort und es schien ihm nichts recht. Er war zerfallen mit sich selbst und mit der ganzen Welt. Aber des Bauern ruhiges, ernstes Wesen gegen ihn schmolz endlich die Eiskruste der Selbstverblendung und führte Uli nach und nach nicht nur zu guten Vorsätzen sondern auch zu völliger Umkehr. So blieb er bei seinem Meister als Knecht, bis er durch dessen Vermittlung nach Jahren einen einträglicheren Platz erhielt. Durch Sparsamkeit und freundliche Beihilfe seines früheren Herrn sehen wir ihn endlich selbständig werden.

Aus „Uli, der Knecht", von Jeremias Gotthelf.

19. Vom Dienen.

Der Bauer Johannes spricht: „Ich denke mein Lebtag daran, wie unser Pfarrer uns das Dienen ausgelegt hat in der Unterweisung und wie er die Sache so deutlich gemacht hat; man hat ihm müssen glauben und es ist mancher glücklich geworden, der ihm geglaubt hat. Er hat gesagt: Alle Menschen empfingen von Gott zwei große Kapitalien, die man zinsbar zu machen habe, nämlich Kräfte und Zeit. Durch gute Anwendung derselben müßten wir das zeitliche und ewige Leben gewinnen. Nun habe mancher nichts, woran er seine Kräfte üben, seine Zeit nützlich und abträglich gebrauchen könne; er verleihe daher seine Kräfte, seine Zeit jemandem, der zu viel Arbeit, aber zu wenig Zeit und Kräfte habe, um einen bestimmten Lohn; das heiße dienen. Nun sei dies eine gar traurige Sache, daß die meisten Dienstboten ihr Los als ein Unglück betrachteten und die Meisterleute als ihre Feinde oder wenigstens als ihre Unterdrücker, daß sie es als einen Vorteil ansehen, im Dienste so wenig als möglich zu machen, so viel Zeit als möglich verlaufen und verschlafen zu können, daß sie untreu würden; denn sie entzögen dem Meister das, was sie verliehen, verkauft hätten, die Zeit. Wie aber jede Untreue sich selbst bestrafe, so führe auch diese Untreue gar fürchterliche Folgen mit sich; denn so wie man untreu sei gegen seinen Meister, sei man auch untreu an sich. Es gebe jede Ausübung unvermerkt eine Gewohnheit, welche man nicht mehr loswerde. Wenn so ein Knechtlein jahrelang so wenig als möglich getan, so langsam als möglich an einer Sache gemacht, allemal gebrummt habe, wenn man ihm etwas zugemutet, entweder auf und davon gemacht habe, unbekümmert wie es komme, zu nichts Sorge getragen, so viel als möglich unnütz gebraucht, nie Angst gehabt, sondern für alles gleichgültig gewesen sei, so gebe das erstlich eine Gewohnheit und die könne es später nicht mehr ablegen. Zu allen Meistern bringe es diese Gewohnheit mit, und wenn es am Ende für sich selbst sei, sich verheirate, wer müsse dann diese Gewohnheiten, diese Trägheit, Schläfrigkeit, Meisterlosigkeit, Unzufriedenheit haben als es selbst? Es müsse sie tragen und alle Folgen, Not und Jammer bis ins Grab, durch das Grab bis vor Gottes Richterstuhl. Man solle doch nur sehen, wie viele tausend

Menschen ihren Mitmenschen zur Last seien und Gott zur Ärgernis und sich als widerwärtige Geschöpfe herumschleppten, den Denkenden als sichtbare Zeugnisse, wie die Untreue sich selbst straft. Aber so wie man durch sein Tun sich inwendig eine Gewohnheit bereite, so mache man sich zweitens nach außen einen Namen. An diesem Namen, an dem Ruf, der Geltung unter den Menschen, arbeite ein jeder von Kindesbeinen an bis zum Grabe; jede kleine Ausübung, ja jedes einzelne Wort trage zu diesem Namen bei. Dieser Name öffne oder versperre uns Herzen, mache uns wert oder unwert, gesucht oder verstoßen. Wie gering ein Mensch sein möge, so habe er doch einen Namen, ihn betrachteten die Augen seiner Mitmenschen und urteilten, was er ihnen wert sei. So mache auch jedes Knechtlein an seinem Namen unwillkürlich und nach diesem Namen kriege es Lohn, dieser Name breche ihm Bahn oder verschließe sie ihm. Da könne eines lange reden und über frühere Meisterleut' schimpfen, es mache damit seinen Namen nicht gut, sein Tun habe ihn längst gemacht.

Ein solcher Name werde stundenweit bekannt, man könne nicht begreifen wie. Es sei eine wunderbare Sache um diesen Namen und doch beachten ihn die Menschen viel zu wenig und namentlich die, welchen er das zweite Gut sei, mit dem sie, verbunden mit der inneren Gewohnheit, ein drittes, ein gutes Auskommen in der Welt, Vermögen, ein viertes, den Himmel und seine Schätze erwerben sollten. Er frage nun, wie ein elender Tropf einer sei, wenn er schlechte Gewohnheiten, einen schlechten Namen habe und um Himmel und Erde komme.

Daher solle jeder, habe der Herr Pfarrer gesagt, der in Dienst trete, den Dienst nicht betrachten als seine Sklavenzeit, den Meister als den Feind, sondern als eine Lehrzeit und den Meister als eine Wohltat Gottes; denn was sollten die Armen, d. h. die, welche nur Zeit und Kräfte, also doch eigentlich viel hätten, anfangen, wenn ihnen niemand Arbeit und Lohn zu geben hätte? Sie sollen die Dienstzeit betrachten als eine Gelegenheit sich an Arbeit und Emsigkeit zu gewöhnen und sich einen recht guten Namen zu machen unter den Menschen. In dem Maße, als sie dem Meister treu seien, seien sie es auch an sich, und wie der Meister an ihnen gewinne, gewinnen sie selbst auch. Sie sollen ja nie meinen, nur der Meister ziehe Nutzen aus ihrem Fleiße; sie gewinnen wenigstens ebensoviel dabei. Kämen sie auch zu einem schlechten Meister, so sollten sie auch da nicht suchen ihn zu strafen durch schlechte Aufführung; sie täten damit nur sich selbst ein Leid an und schadeten sich innerlich und äußerlich.

Wenn nun so ein Dienstbote immer besser arbeite, immer treuer und geschickter werde, so sei das sein Eigentum und das könne niemand von ihm nehmen und dazu besitze er einen guten Namen, die Leute hätten ihn gern, vertrauten ihm viel an und die Welt stünde ihm offen. Er möge vornehmen, was er wolle, so finde er gute Leute, die ihm hülfen, weil sein guter Name der beste Bürge für ihn sei. Man solle doch nur darauf achten, welche unter ihnen zu Eigentum und Ansehen kämen.

Dann hätte der Pfarrer noch ein drittes gesagt. Er hat gesagt, der Mensch wolle Freude haben und müsse Freude haben, besonders in der

Jugendzeit. Hasse nun ein Dienstboten seinen Dienst, sei ihm die Arbeit zuwider, so müsse er eine besondere Freude suchen. Er fange daher an zu laufen, mit schlechten Sachen sich abzugeben, und habe daran seine Freude und sinne daran Tag und Nacht. Sei aber einem Knecht oder einer Magd das Licht aufgegangen, daß sie etwas werden möchten, und der Glaube gekommen, daß sie etwas werden könnten, so liebten sie die Arbeit, hätten Freude daran, etwas zu lernen, etwas recht zu machen, Freude, wenn ihnen etwas gelinge, wachse, was sie gesät, fett werde, was sie gefüttert; sie sagten nie, was frage ich dem nach, was geht mich das an, ich habe so nichts davon. Ja, sie hätten eine eigentliche Lust daran etwas Ungewohntes zu verrichten, etwas Schweres zu unternehmen; dadurch wüchsen ihre Kräfte am besten, machten sie sich den besten Namen. So hätten sie auch Freude an des Meisters Sache, seinen Pferden, seinem Vieh, seinem Korn, seinem Gras, als ob es ihnen gehöre. Woran man Freude habe, daran sinne man auch, da habe man das Herz. Habe nun der Knecht seinen Dienst im Kopf, erfülle ihn der Trieb, so ein vor Gott und Menschen recht tüchtiger Mensch zu werden, so habe der Teufel wenig Macht über ihn, könne ihm nicht böse Sachen eingeben, wüste Sachen, an die er Tag und Nacht denke, so daß er keinen Sinn für seine Arbeit habe, und die ihn noch von einem Laster zum andern zögen und innerlich und äußerlich verdürben. Das hat der Pfarrer gesagt; es ist mir, als ob es heute wäre, als er uns das sagte, und ich habe schon hundertmal gesehen, daß er recht hatte. Aus „Uli, der Knecht," von Jeremias Gotthelf.

20. Spruchweisheit in der Herren- und Gesindestube.

I.

Des Herren Tritt den Acker düngt,
Des Herren Aug' das Vieh verjüngt,
Des Herren Gegenwärtigkeit
Hält in Gehorsam Knecht und Maid;
Wo der Herr nicht selber kommet hin,
Da ist gewißlich schlecht Gewinn.

II.

Das Wetter kennt man am Wind,
Den Vater am Kind,
Den Herrn am Gesind,
Den Vogel am Gesang,
Den Hafen am Klang,
Den Esel an den Ohren,
An den Worten den Toren.

III.

Ein fleißiger Hausvater macht hurtig Gesinde. — Nicht auf seine Leute passen, heißt den Geldsack offen lassen. — Eine fleißige Hausfrau ist die beste Sparbüchse. — Des Herrn Auge macht das Vieh fett. — Selbstgetan

ist bald getan. — Selbst ist der Mann. — Hilf dir selbst, so hilft dir Gott. — Wenn der Herr kurzsichtig ist, ist der Knecht gar blind. — Wie das Haupt, so die Glieder. — Wie der Herr, so der Knecht. — Ordnung und Hut erhält des Bauern Gut. — Je schärfer die Rute, je besser das Kind. — Allzu scharf macht schartig. — Gute Gewöhnung ist gute Erziehung. — Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen.

IV.

Treue hat Brot, Untreue leidet Not. — Ein schlechtes Pferd, das sein Futter nicht verdient. — Untreue schlägt den eigenen Herrn. — Hunger ist der beste Koch. — Fluchen läutet dem Teufel zur Messe. — Tierschinder, Leuteschinder. — Den Geschickten hält man wert, den Ungeschickten niemand begehrt. — Wer will mit essen, muß auch mit dreschen. — Aus einem Funken wird ein Feuer. — Junges Blut, spar' dein Gut, Armut im Alter wehe tut. — Das schlechteste Rad am Wagen knarrt am meisten. — Wer gut schmiert, der gut fährt. — Wie die Arbeit, so der Lohn. — Halte Ordnung, liebe sie, sie erspart dir Zeit und Müh'. — Wer zu früh will Herr sein, muß lange Knecht sein.

Nach dem Lesebuch von Hollmann-Knak.

21. Im Austrag.

Austrag, so heißt der kleine Anbau am Hofe, aus welchem heute der alte Bauer zum ersten Male herausschaut. Bei dem Anblicke des Lebens und Treibens auf dem Hofe vergißt er jedoch, daß er das Gut übergeben und nichts mehr zu befehlen hat. „Ei, Marie," schreit er nach dem Brunnen zu, „hau doch die Kuh nicht unnötig und laß sie in Frieden saufen! Kannst doch die andern zurückhalten, bis die ersten genug haben; denn so verdrängen sie einander und die Hälfte geht durstig in den Stall." Die Magd tut, als höre sie ihn nicht. „Karl," ruft nun der Alte wieder, „mach' doch dem Schimmel die Zugstricke länger, er muß ja den ganzen Wagen allein ziehen und der faule Braune geht leer nebenher!" Der Knecht dreht sich um, schaut ihm ins Gesicht und lacht. Der Schwiegersohn, der seit gestern das Gut hat, will heute wieder mähen lassen. Der Alte jedoch meint, er möge das Gemähte erst einfahren. Kurz antwortete der Schwiegersohn: „Laßt jetzt nur mich machen, so wie ich Euch früher machen ließ!"

Verdrießlich wirft der Alte das Fenster zu und denkt: Der Schwiegersohn hat eigentlich recht, ich habe ja mein Gut an ihn abgetreten und mir nur das kleine Austragsstübchen vorbehalten; er ist ein fleißiger, sparsamer Mensch und wird schon allein auf die rechte Fährte kommen, wenn er auch anfangs manches verkehrt macht; er war zwar grob, hat's aber gewiß nicht böse gemeint. So denkt er und dann steigt er hinab in den Hof, um zu sehen, wie er sich irgendwo nützlich machen kann. Er geht in die Scheune und macht Strohseile; denn die kann man immer brauchen, denkt er. Über seiner Arbeit legt sich vollends die Aufregung. Auch bei dem Schwiegersohne schwindet sie. Er denkt: Es ist doch meines Weibes Vater und das

Gut kommt von ihm; aber wer kann die Worte genau auf die Goldwage legen, wenn man den Kopf voll hat. Recht hat er im Grunde auch gehabt, das Wetter ist zweifelhaft und man täte besser das in Sicherheit zu bringen, was schon gehauen ist. Er kehrt in unschlüssiger Stimmung in den Hof zurück und ist angenehm erfreut, als er den Schwiegervater hinter einem stattlichen Haufen Strohseile erblickt.

Von der Stunde an haben sich die beiden verstanden. Der Schwiegersohn hat den alten Bauer stets zu Rate gezogen und ihn vor den Dienstboten geachtet und dieser schwört nicht höher als auf seinen Schwiegersohn. Er ist ihm stets behilflich bei seinen Arbeiten, daß er oft wehren muß: „Vater, das ist nicht mehr für Euer Alter, strengt Euch nicht mehr so an!" Er geht oft durch die Fluren und betrachtet die Saaten und die schönen Kleeäcker mit größerem Stolze als ehedem die eigenen. Auch die Dienstboten haben es bald gemerkt, daß zwischen den beiden die größte Eintracht herrscht, und nicht mehr gelacht, wenn der Alte etwas tadelte; denn sie wußten, daß sie bei dem Jungen übel ankommen würden. Und als nach Jahr und Tag ein Kindlein in der Wiege schrie, wurde der Alte die fleißigste und besorgteste Kindsmagd; denn er sah hier den alten Baum neue Sprossen treiben und das ist fröhliche Hoffnung, welche selbst über das Grab hinaus grünt. Wir können ihn an manchen Sommernachmittagen beobachten, wie er daheim, die Fliegenklatsche in der Hand, an der Wiege eingenickt sitzt, während die andern draußen auf dem Felde arbeiten, oder wie er stolz dareinschaut, wenn der Erstgeborene an seiner Hand die ersten Schritte macht. Wie schön ist es, wenn so das Alter mit dem Rat und die Jugend mit der Tat froh zum gemeinsamen Werke schreitet, wenn die alten Leute im Kreise der Kinder und Enkel leben, teilnehmend an allen ihren Freuden und Leiden!

Leider ist es nicht überall so und in manchen Austragsstübchen ertönen Seufzer und Klagen. Der sogenannte Austrag, das Leibgedinge, die Bezüge an Mehl, Schmalz, Eiern, Fleisch 2c., welche die alten Leute vertragsmäßig von ihren Kindern zu erhalten haben, gibt nur zu oft Anlaß zu Unzufriedenheiten. Auf der einen Seite zeigen sich Neid und Geiz, auf der andern Mißtrauen und Klagen. Wie bitter muß das Stück Brot den alten Austräglern im Munde aufquellen, wenn sie denken müssen: Es ist uns nicht gegönnt von unsern Kindern, oder: Unsere Kinder wären froh, wenn es nicht mehr lange währte, oder wenn sich gar Streit und üble Nachrede an ein solches Verhältnis knüpfen und es unerträglich machen! Es ist darum nicht gut, wenn die Eltern den Kindern die Übernahme des Gutes zu leicht machen, alles aus den Händen geben und in eine zu große Abhängigkeit von ihren Kindern geraten. Die Kinder werden ihnen viel mehr Liebe erweisen, wenn sie wissen, daß die Eltern unabhängig von ihnen sind und daß sie noch einmal etwas zu erwarten haben.

Traurig ist es aber da, wo die Eltern nichts erübrigt haben, wo man nicht übergeben kann und noch immer das Leitseil führen muß, wenn man längst der Ruhe bedürfte. Steht es so, daß die Kinder mit aller Arbeit und Sparsamkeit kaum das tägliche Brot für sich und ihre Nachkommen auftreiben und damit auch noch die arbeitsunfähigen Eltern erhalten sollen,

welche eine Last mehr für sie sind, so daß sie an jedem Morgen ein Vorwurf trifft, daß sie noch am Leben sind, so ist das wohl der traurigste und beklagenswerteste Zustand, zumal wenn das der Lohn für ein arbeitsvolles Leben ist und ihnen der Tod als einziger Erlöser willkommen sein muß.

Es sehe sich daher jeder wohl vor, daß er sich in seiner Jugend einen Stecken fürs Alter schneide und daß beim Übergeben keine Mißverhältnisse eintreten, die dem guten Einvernehmen zwischen Eltern und Kindern gefährlich werden. Wer aber seine Kinder mit Liebe und Strenge zum Guten erzog, dem werden sie auch durch Dank und Anhänglichkeit das Alter verschönen.

Nach Fritz Möhrlin.

22. Der Prozess.

Ja, ja, Prozesse müssen sein;
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
Wie könnt' alsdann das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur:
Drum, Bruder, recht' und streite nur.
Du siehst, man will dich übertäuben;
Doch gib nicht nach, setz alles auf
Und laß dem Handel seinen Lauf;
Denn Recht muß doch Recht bleiben.

„Was sprecht Ihr Nachbar? Dieser Rain,
Der sollte, meint Ihr, Euer sein?
Nein, er gehört zu meinen Hufen."

„Nicht doch, Gevatter, nicht, Ihr irrt;
Ich will Euch zwanzig Zeugen rufen,
Von denen jeder sagen wird,
Daß lange vor der Schwedenzeit — —"

„Gevatter, Ihr seid nicht gescheit!
Versteht Ihr mich? Ich will's Euch lehren,
Daß Rain und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher sanfte ruhen;
Das Recht, das soll den Ausspruch tun."
So saget Kunz, schlägt in die Hand
Und rückt den spitzen Hut die Quere.

„Ja, eh' ich diesen Rain entbehre,
So meid' ich lieber Gut und Land."
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
Er eilet zu der nahen Stadt;

Allein Herr Glimpf, sein Advokat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft und holt Herrn Glimpfen ein.
Wie, sprecht ihr, kann das möglich sein?
Kunz war zu Fuß und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt' euch, stellt das Reden ein,
Sonst werd' ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herrn Glimpfen sprechen.
Ich sag' es noch einmal, Kunz holt Herrn Glimpfen ein,
Greift in den Zaum und grüßt Herrn Glimpfen.
„Herr!“ fängt er ganz erbittert an,
„Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen,
Der, denkt nur, spricht, der schmale Rain,
Der zwischen unsern Feldern lieget,
Der, spricht der Narr, der wäre sein.
Allein den will ich seh'n, der mich darum betrüget!“
„Herr!“ fuhr er fort, „Herr meine beste Kuh,
Sechs Scheffel Hafer noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O dient mir wider ihn und helft die Sach' entscheiden!“
„Kein Mensch,“ versetzt Herr Glimpf, „dient freudiger als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus Euren Reden zeigt es sich.
Genug, verklagt den Ungestümen!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
Dies tut kein ehrlicher Jurist;
Doch dieses könnt Ihr leicht erfahren,
Ob ein Prozeß seit 20 Jahren
Von mir verloren worden ist!
Ich will Euch Eure Sache führen;
Ein Wort, ein Mann! Ihr sollt sie nicht verlieren!“
Glimpf reitet fort. „Herr!“ ruft ihm Kunz noch nach,
„Ich halte, was ich Euch versprach.“

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird vollgeschrieben,
Das halbe Dorf muß in das Amt:
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünfundzwanzig müssen schwören

Und diese schwören insgesamt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rain ihm gar nicht zugehörte.

Ei, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht!
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertrau'n gered't, ich dächte,
Du hättest nicht das größte Recht.

Manch widrig Urteil kömmt; doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Klienten auf:
„Laßt dem Prozesse seinen Lauf,
Ich schwör' Euch, endlich durchzuringen;
Doch —"

„Herr, ich hör' es schon; ich will das Geld gleich bringen."
Kunz borgt manch Kapital. Fünf Jahre währt der Streit.
Allein warum so lange Zeit?
Dies, Leser, kann ich dir nicht sagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.

Ein letztes Urteil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabei gelitten;
Allein was tut's, daß Haus und Hof verstritten
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rain gewinnt.
„O!" ruft er, „lernt von mir, den Streit aufs höchste treiben;
Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!"

Christian Fürchtegott Gellert.

23. Von der Gemeinheit und Roheit.

Die Mehrzahl der Menschen ist gemeinen Standes, auch du; aber ich hoffe, daß du niemals ein gemeiner Mensch wirst; denn es gibt nichts Verächtlicheres als die Gemeinheit. Der gemeine, niedrige Stand wird von keinem Vernünftigen für eine Schande gehalten. Nicht der Stand ehrt den Menschen, sondern der Mensch den Stand. Leider gibt es aber in jedem Stande „gemeine Stricke", wie man zu sagen pflegt, d. h. Leute, die niedrige, niederträchtige, ehrlose Gesinnungen hegen und infolge dieser Gesinnungen Handlungen begehen, deren sich der Mensch des gemeinsten, niedrigsten Standes schämt, wenn er nur einiges Ehrgefühl hat. Es gibt eben Handlungen, die kein Staatsgesetz verbietet oder verbieten kann, die also auch nicht vom Gesetze gestraft werden können, die aber jeder gebildete Mensch um keinen Preis sich zu schulden kommen läßt, eben weil sie gemein sind. Wer sagt es denn aber, daß solche Handlungen gemein sind? Das sittliche Gefühl für Recht und Unrecht.

Ein Landmann erzählte mir unlängst folgendes:

„Ich hatte einmal den törichten Einfall, mein väterliches Erbgut verkaufen und ein etwas größeres, welches im nächsten Dorfe feil stand, erwerben zu wollen. Meinem Nachbar, den ich für einen erprobten Freund hielt, und von dem ich sicher wußte, daß es ihm nicht in den Sinn kam, selbst einen Käufer für das Gut abgeben zu wollen, teilte ich meine Absicht mit und beriet mich mit ihm. Wir begingen selbander den Wald, schätzten dessen ungefähren Wert so gut, als wir es verstanden, ebenso die Felder, Wiesen, Hutungen, Teiche u. s. w. und wurden dahin schlüssig: 50000 Mark ist das Gut wert; wenn es dafür fällt, ist es ein guter Kauf.

Tags darauf mache ich mich auf den Weg zu dem Verkäufer. Ich denke doch, der Mund bleibt mir offen stehen vor Erstaunen, als ich dort erfahre, daß tags vorher mein Nachbar den Kauf um die genannte Summe abgeschlossen habe um einen Gewinn zu machen. Mein Nachbar hatte klug und pfiffig gehandelt, war aber leider ein gemeiner Mensch.“

Einst war ich in einer Provinzialstadt unter ehrbaren Bürgern. In dieser Stadt war Mangel an guten Wohnungen; die Mietpreise standen hoch und jungen Leuten, die sich verheiraten wollten, fiel es schwer einen passenden Herd zu finden. Da war es nun vor einem halben Jahre einem jungen Paare — der Mann war ein mäßig besoldeter Beamter — geglückt, für einen leidlichen Preis eine passende Wohnung zu finden, welche sich die Leutlein in ihrer Weise gut einrichteten, und worin sie sich wohl befanden. Was war geschehen? Ein reicher Fabrikant brauchte eine hübsch eingerichtete Wohnung, wollte nicht lange suchen und bot dem Hausbesitzer ohne weiteres 60 Mark mehr. Dieser, gelockt durch den höheren Preis, stellte nun dem Beamten die Wahl entweder dasselbe zu zahlen oder auszuziehen. Das Gehalt des Beamten erlaubte das erstere nicht und darum mußte er nach halbjähriger Kündigung seine liebe Wohnung räumen. Die ehrbaren Bürger nannten die Handlungsweise des Fabrikanten und des Hausbesitzers gemein; ich ebenfalls.

Und siehe, wenn du einmal ähnlich handelst, wenn du dich in gemeinen Redensarten ergehst, über das Heilige spottest, schmutzige, schamlose Gedanken hegest und pflegest, am Fluchen und Wettern Gefallen hast, als Gast für eine Woche issest und trinkest, unter Zotenreißern nicht errötest u. s. w., so bist auch du ein — gemeiner Mensch.

Mit der Gemeinheit nahe verwandt ist die Roheit. Mit rohen Menschen will kein gebildeter zu tun haben; der Edle verabscheut sie und geht ihnen aus dem Wege; der Anständige weist sie von sich und duldet sie in keiner Gesellschaft. Die

Rohen haben ihre Freude an unanständigen Reden, schamlosen Gebärden, an grobem Tone, am Schreien und Toben, am Fluchen und Schimpfen, am Quälen, Ärgern, Zerstören und Freveln. Ihr Lebensweg führt ins Zuchthaus oder doch ganz nahe vorbei.

Es ist ein sehr natürliches Bestreben, daß wir das Andenken an große Begebenheiten und große Männer auf die Nachwelt zu bringen und durch Denkmäler gleichsam lebendig zu erhalten suchen; tun wir doch dasselbe für unsere Toten, auch wenn sie nichts getan haben, was ihren Namen berühmt machen könnte. Auf dem schlechtesten Kirchhofe findet man Denksteine, und wären es nur einfache Kreuze, und das eben ist das Schöne, daß das einfachste Denkmal ebensogut wie das kostbarste die Erinnerung an die Verstorbenen weckt und von der Liebe der Hinterbliebenen Zeugnis gibt.

Nun gilt es schon bei allen gebildeten Leuten für einen ruchlosen Frevel, wenn ein roher Mensch an dem Denkmal eines Verstorbenen rührt. Sollten da nicht erst recht die Denkmäler, die ein ganzes Volk seinen großen Toten gesetzt hat, heilig sein? Ist es nicht eine Schande für ein Volk, wenn es die Kunstwerke mancherlei Art, die der Staat, die Gemeinden oder Privatleute auf Straßen und öffentlichen Plätzen, in Gärten und Promenaden aufgestellt haben, durch besondere Wächter oder Einfriedigungen gegen den Frevel roher Menschen schützen muß? Viele jedoch sind dem Mutwillen des Frevels leicht erreichbar. Nichts kann sie besser schützen als die Pietät, d. i. ehrfurchtsvolle Gesinnung. Es ist darum ein abscheuliches Bubenstück, wenn jemand zerstört oder beschädigt, was der Fleiß des Künstlers in langer Zeit geschaffen, was wohldenkende Menschen hingestellt haben, damit jeder Vorübergehende es mit Lust beschaue und mit genieße.

Und doch gibt es noch ärgeren Frevel als den genannten; das ist der Baumfrevel oder die mutwillige Beschädigung der Bäume an den Landstraßen und des jungen Anwuchses in den Gärten, öffentlichen Anlagen und Wäldern. Wer ein Kunstwerk oder ein Denkmal beschädigt, der versündigt sich an seinem Nächsten, dessen Arbeit und Freude er mutwillig zerstört; der Baumfrevler versündigt sich zugleich an einem Geschöpfe Gottes, das keine menschliche Kunst wiederherstellen kann.

Und was soll ich von denen sagen, die ein lebendes Geschöpf Gottes mißhandeln, quälen und martern, die ihm eine Last aufladen, die es nicht tragen oder ziehen kann, die ihm die Nahrung verkümmern, deren es zu seinem Bestehen bedarf? Nichts will ich von ihnen sagen; denn die heilige Schrift hat ihnen längst das Urteil gesprochen: „Der Gerechte," heißt es in den Sprüchen Salomonis, „erbarmt sich seines Viehes; aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig."

Nach H. Weber.

24. Grundsätze für die Jugend zum Schutze der Tiere.

1. Du sollst den Schöpfer auch in seinen Geschöpfen ehren und Gottes Weisheit, Macht und Güte auch in der Gestalt, im Leben und Nutzen der Tiere immer mehr und mehr erkennen lernen.

2. Du sollst ohne Not oder guten Grund keinem Tiere Schmerzen bereiten.

3. Du sollst beim Töten sowohl der zur menschlichen Nahrung bestimmten als auch der schadenbringenden Tiere (Insekten u. s. w.) die schnellste und am wenigsten schmerzhafte Todesart in Anwendung bringen.

4. Du sollst beim Transporte der Tiere möglichste Schonung beobachten.

5. Du sollst Zugtiere nicht gegen ihre Natur oder über ihre Kräfte anstrengen oder sonst grausam behandeln, z. B. durch Necken, Schlagen, Stehenlassen in großer Hitze oder Kälte u. s. w.; sollst nur im Notfalle die Peitsche gebrauchen und dich des Peitschenknallens, das nur zu Roheiten führt, unbedingt enthalten.

6. Du sollst deinen Haustieren stets die notwendige Pflege und Nahrung angedeihen lassen und kein Tier halten, das du nicht gebührend ernähren kannst.

7. Die Singvögel einzufangen oder gar zu töten und deren Nester auszunehmen, ist mit Recht auf das strengste verboten; hüte dich dieses Verbot zu überschreiten.

8. Auch erkrankten Haustieren sollst du rechtzeitig die nötige Hilfe und Pflege spenden und solche durch Sachkundige ärztlich behandeln lassen.

9. Behandle überhaupt deine Haustiere sowie auch fremde Tiere, die durch Zufall in deine Hand gegeben worden sind, stets mit billiger Schonung und maßvoller Klugheit und dein Gewissen soll es dir zur Aufgabe und zur Ehrensache machen auch andere nach Möglichkeit dazu zu bewegen.

10. Du sollst den dir von Eltern, Lehrern, Geistlichen und sonstigen Vorgesetzten in Wort und Beispiel gegebenen Lehren willig Folge leisten.

Tierschutz-Kalender.

25. Goldene Hausregeln und Sinnsprüche für den Tierschutz.

Es schuf dich Gott, so steht geschrieben,
Das Tier ward auch auf seinen Ruf;
Drum, willst du deinen Schöpfer lieben,
Lieb' die Geschöpfe, die er schuf.

Wohl ist das Tier dir untergeben
Zum Dienste als ein treuer Knecht;
Doch nimmst du grundlos ihm das Leben,
Verletzest du ein heilig Recht.

Wer ein Geschöpf, zur Lust geboren,
Aus Bosheit quälet oder Scherz,
Der hat den schönsten Schmuck verloren,
Der Menschen ziert, ein fühlend Herz!

Denk', wie genügsam und geduldig
Das Tier stets ist zum Dienst bereit!
Drum bist Geduld auch du ihm schuldig
Und gute Pflege jederzeit.

Laß nie die Wahrheit dir entschwinden:
„Wie du, so fühlt den Schmerz das Tier;"
Denk' stets: Was würde ich empfinden,
Geschähe — wie dem Tiere mir?

Es sei der Spruch als heil'ger Same
In jedes Menschen Brust gelegt:
„Nur dem gebührt des Menschen Name,
Der Mitleid mit den Tieren hegt!"

Erbarmen sei ins Herz geschrieben,
Ihr Eltern, früh schon eurem Kind!
O, lehret es die Tiere lieben,
Die ja wie Kinder hilflos sind.

Quäl' nie dein Tier auf steilem Wege
Durch rohen Schlag und schwere Last!
Doch sei auch sorgsam in der Pflege,
Gib Nahrung ihm und gönn' ihm Rast!

Erspar' dem Tiere alle Qualen,
Wenn du's vor Pflug und Wagen spannst:
Vor Frost und heißen Sonnenstrahlen
Beschütze es, so gut du kannst!

Behandelst du das Zugtier schonend
Und nicht, als wär' dein Herz von Stein,
Durch langes Leben dich belohnend,
Wird es dein eigner Nutzen sein.

Es kann das kranke Tier nicht klagen;
Drum hilf ihm du zu jeder Frist;
Und kann's auch nicht „Vergelt's Gott" sagen,
Glaub', daß der Lohn dir sicher ist.

Es sollen Zucht und Ordnung walten
In deinem Hause überall.
Ein jedes Tier sei gut gehalten
Und reinlich selbst des Schweines Stall.

Dem Rosse, das so viel ertragen,
Dem Hunde, treu dir bis zum Tod —
Du wünschest dir's in alten Tagen —
Gib ihnen auch das Gnadenbrot!

Ist's dein Beruf ein Tier zu töten,
Vollziehe sicher deine Pflicht;
Denk' an des eignen Todes Nöten
Und quäl' das arme Opfer nicht!

Nicht um den Wohlgeschmack zu heben,
Bereite je dem Tiere Qual,
Das uns zur Nahrung Gott gegeben,
Wenn Gott dir segnen soll das Mahl!

O lähme nicht des Vogels Schwingen,
Gönn' ihm den Flug in Gottes Licht;
Zwar wird er noch im Käfig singen,
Doch — was er leidet, ahnst du nicht.

Der Vögel Nester sollst du schonen,
Und bringt der Winter bittre Not,
So streue du, es wird sich lohnen,
Den armen, lieben Vöglein Brot.

Der Wurm selbst, der im Staub sich windet,
Er sei verschont vor deinem Tritt;
Denn auch das kleinste Tier empfindet
Die süße Lust des Lebens mit.

Des Tieres Schutz sei deine Sache;
Denn wenn es auch nicht reden kann,
Ruft das gequälte Tier um Rache
Mit stummem Blick den Himmel an.

Wie glücklich ist der Freund der Armen,
Der Freund der Tiere groß und klein!
Denn wer mit ihnen hat Erbarmen,
Dem wird auch Gott barmherzig sein.

Franz Bonn.

26. Ein armes Dorf.

An einem schönen Sonntage des Jahres 18.. hatte der größte Teil der Einwohner des Dorfes Schönfeld die Leiche eines Mitbürgers, eines einfachen Fabrikarbeiters, zur letzten Ruhestätte begleitet.

Von den Zurückgekehrten blieb nahe der Kirche ein Häuflein um einen Mann stehen, der sich dem Geleite ebenfalls angeschlossen hatte, ein Mann von vorgerückten Jahren, aber noch von der Rüstigkeit eines Vierzigers.

Es war der Doktor Auer, dessen Namen man im ganzen Dorfe mit Achtung nannte. Als Regimentsarzt hatte er in den Kriegsjahren fast alle Feldzüge mitgemacht und sich durch Geschicklich-

keit und freundliche Fürsorge für die Soldaten ausgezeichnet. Nach dem Kriege zog er sich, 35 Jahre alt, in seinen Geburtsort zurück, wo seine Familie in einem durch Arbeit erworbenen mäßigen Wohlstande lebte. Er heiratete eine Witwe, wurde Vater von zwei Kindern und hatte so viel Einkommen, daß er bequem leben und noch Wohltätigkeit üben konnte.

Wenn er noch seinem Berufe als Arzt oblag, so geschah es hauptsächlich um den Armen beizustehen; die wohlhabenderen Kranken wies er seinen Kollegen in der benachbarten Stadt zu; es war ihm nicht um eine größere Praxis zu tun. Noch aus einem andern Grunde wollte sich der Doktor seiner Freiheit nicht begeben. Er machte, solange er noch kinderlos war, alle Jahre eine Reise von einigen Monaten, bald in dieses bald in jenes Land von Europa, teils um seiner Liebe zur Botanik nachzugehen, teils um die Menschen und ihre Sitten kennen zu lernen.

Kam er zurück, so verglich er dann den Zustand seiner Gemeinde mit demjenigen andrer Dörfer, die er gesehen hatte. Er gewahrte, wie seit dem Frieden in einer Menge von Ortschaften Veränderungen vorgegangen waren, die ans Wunderbare grenzten. Wo früher eine spärliche und armselige Bevölkerung elend fortkam, lebten heute zahlreiche Einwohner in Wohlhabenheit; wo sonst nur das Geschrei wilder Vögel die Stille der Felder und Wälder unterbrach, da ließ sich jetzt das Geräusch der Tätigkeit und Arbeit vernehmen. Es waren die Fortschritte im Landbau und die Vervollkommnungen in der Industrie, die diese Veränderungen bewirkt hatten.

Mitten in dieser allgemeinen Bewegung war das Dorf Schönfeld gänzlich stehen geblieben. Auer stellte die Frage an sich, ob denn wohl die unentgeltlichen Dienste, die er den Armen leistete, das einzige Mittel seien um sich seinen Mitbürgern nützlich zu machen. Für einen Mann, der so viel gesehen und so gut beobachtet hatte, konnte die Antwort hierauf nicht zweifelhaft sein.

Wirklich wandte er auch, unter Beschränkung seiner Ausflüge, seine Gedanken nun ausschließlich der Hebung seiner Gemeinde zu; er wollte, indem er den Anstoß zu den Verbesserungen der Neuzeit gab, der Wohltäter seiner Mitbürger werden.

Das Dorf Schönfeld hatte eine glückliche Lage, die seine Bewohner nur nicht zu benutzen verstanden. Es lag am Ufer eines Flusses, der kurz oberhalb anfing schiffbar zu werden und sein Gebiet in zwei Teile trennte; die Wohnungen standen aber fast alle auf dem rechten Ufer am sanften Abhange eines Hügels. Mitten im Dorfe war dieser Abhang am steilsten; ein freier Platz vor der Kirche, von dem man eine sehr schöne Aussicht namentlich über das jenseitige Ufer genoß, fiel sogar ganz schroff ab.

Hinter den Wohnungen, auf einer Anhöhe, dehnte sich eine kleine Ebene aus. Diese war gegen Norden von bewaldeten Hügeln

eingeschlossen, welche das Dorf gegen rauhe Winde schützten. Nach vorn bildete der Fluß ein Hufeisen, in dessen Mittelpunkt die Kirche lag. Verfolgte man den Lauf des Flusses, so gewahrte man gegen Abend auf anderthalb Stunden Entfernung eine kleine an seinem Ufer liegende Stadt, die den Horizont begrenzte. Innerhalb des Hufeisens lag eine Ebene von der Breite einer Stunde, durch die ein Bach floß, der sich mitten im Ort in den Fluß ergoß. Es fehlte diesem Bach nie an Wasser; an stillen Stellen war er tief; sonst war er rauschend und hatte selbst von Strecke zu Strecke unbenützte Gefälle.

Obwohl der Bach für das Dorf eine Quelle der Wohlhabenheit hätte sein können, so war er doch dessen größte Plage geworden. Nach heftigem Regen überschwemmte er oft seine niedrigen Ufer und verwandelte die Ebene in eine Art von Sumpf. Statt fetter Wiesen bot daher diese nur eine magere, mit Binsen und ungesunden Wasserpflanzen bewachsene Weide. Zudem war das an den niedrigsten Stellen stehen bleibende Wasser im Herbste die Ursache von kalten Fiebern, welche alljährlich von der auf diesem Ufer wohnenden Bevölkerung viele Opfer forderten und die meisten auf die andre Seite des Flusses hinübertrieben. So gab diese Ebene, die nur auf eine verständige Hand wartete um reichen Segen zu gewähren, den Anblick einer Art Wüste, in der ein paar armselige Herden weideten. Die auf der Hochebene hinter dem Dorfe gelegenen Güter hatten im ganzen einen guten Boden; aber, erschöpft durch den fortgesetzten Anbau der nämlichen Gewächse, lieferten sie schwache Ernten. Aus Mangel an Futter und aus diesem Grunde an Vieh konnten die Einwohner, die nichts von einem künstlichen Wiesenbau verstanden, ihren Feldern den Dünger, der zur Fruchtbarkeit erforderlich ist, nicht gewähren. Sie ließen jedes Jahr einen Teil brach liegen und verloren so den Ertrag, den ihnen eine vernünftige Folge in den Ernten gegeben hätte. Von besonderen Kulturen, von dem Anbau von Handelsgewächsen, deren Einführung oft allein einer ganzen Gemeinde Leben gibt, war ihnen ohnehin nichts bekannt.

So schleppte sich die Bevölkerung von Schönfeld, die kaum 500 Seelen zählte, in Armut dahin. Man hielt an der althergebrachten Verfahrungsart im Feldbau fest. Gerste, Roggen, Hafer, Kartoffeln, ein wenig Wein, aus guten Lagen zwar, aber wertlos, weil nicht mit der gehörigen Sorgfalt behandelt, etwas Wolle von armseligen Schafen, dazu noch etwas Hanf für den eigenen Verbrauch, das waren die Erzeugnisse der Gemeinde. Fügen wir noch einige der gewöhnlichen Gemüse hinzu und rauhes, geschmackloses Obst von schlecht gezogenen Bäumen, und wir haben die vollständige Liste der im Dorfe geernteten Gegenstände.

Etwas Korn, Eier, einiges Geflügel, selten Obst und Gemüse, waren das einzige, das die Bewohner in die Stadt zu Markte

bringen konnten, um von dem Erlöse die Steuern zu bezahlen und das Unentbehrlichste einzukaufen. Mit Ausnahme eines Maurers, eines Schreiners, eines Zimmermanns und eines Schmieds, ohne welche Handwerker auch die unbedeutendste Niederlassung nicht bestehen kann, war in dem Dorfe nichts von Gewerbefleiß zu finden. Dazu fehlte es an aller Tätigkeit, an jedem Unternehmungsgeiste.

An diese elenden Zustände knüpfte sich dann jene Eifersucht, die sich der Armen gegenüber denen, die in besserer Lage sind, leicht bemächtigt. Denn die Armen leben oft in dem Irrtum, was die andern besitzen, sei ihnen genommen, und sehen nicht ein, daß der Reichtum wieder Reichtum erzeugt und die Armut aller nur das Elend des einzelnen fortpflanzt.

Kamen Bürger aus der Stadt um sich in der Gemeinde anzukaufen, so wurden sie von den Ortsangehörigen mit scheelen Augen angesehen. Während sie sich über den Zufluß von Kapitalien, der den Güterwert erhöht und den Verkehr belebt, hätten Glück wünschen sollen, wurden sie ärgerlich über eine Konkurrenz, die ihnen den Preis des Feldes erhöhte, um dessen kleinste Stücke sie sich zankten. Wenn auch die schöne Lage des Dorfes Fremde anzog, konnte sich doch niemand daselbst niederlassen, da er die Beute der kleinlichsten Anfechtungen zu werden fürchten mußte.

Schon der bloße Anblick der Mehrzahl der Dorfwohnungen kündigte das Elend und die Roheit der Bewohner an; einige dieser Wohnungen schienen mehr zur Aufnahme von Tieren als von Menschen geeignet. Es waren enge Hütten, mit der Türe als alleinigem Luftloch und einem einzigen Raum im Innern, in welchem Vater, Mutter und Kinder zusammen lebten. Der Boden, aus Erde gestampft und niedriger als die Umgebung, unterhielt eine beständige Feuchtigkeit. Rechnet man dazu Mangel an Luft, Licht und Reinlichkeit, oft auch an genügender Nahrung, so konnte es nicht fehlen, daß die Kinder schwächlich und ungesund, entweder im frühen Alter weggerafft wurden oder ihr Leben lang nichts leisten konnten. Außerhalb der Häuser sah man eine Anhäufung von Abfällen und Unrat aller Art, stehende, stinkende Wasser und Pfützen von Jauche. Das war der Anblick, den die Gemeinde bot.

Im übrigen bemerkte man nichts von jenen lachenden Baumgärten, die vielen Dörfern ein so reizendes Aussehen geben; nichts von den Einfassungen, den Blumenrabatten, die bei einer so großen Zahl von Landbewohnern zugleich den Wohlstand und den Geschmack für feinere Lebensgenüsse bekunden. Kaum sah man bei einigen Hütten fünf oder sechs verkrüppelte Obstbäume und zwei oder drei Krautgärtchen mit zerfallenem Zaun, schlecht gegen das Eindringen der Haustiere geschützt.

Schritt man durch das leblose Dorf, so hörte man höchstens einige klatschsüchtige Gevatterinnen, die ihre bösen Zungen aneinander wetzten, oder das Geschrei sich selbst überlassener, auf der Straße

spielender Kinder; denn auch mit dem Schulbesuch wurde es nicht streng genommen. Während die Eltern behaupteten, sie könnten ihre Kinder für ihre Arbeit nicht entbehren, lungerten diese auf der Gasse umher. Einige hüteten während der guten Jahreszeit eine magere Kuh auf den Gemeindewiesen oder führten ein paar Hämmel in die Wälder, die dort großen Schaden anrichteten; im Winter aber lasen die Kinder Abfallholz auf. Was sie aber noch mehr auflasen, war die Gewohnheit des Müßiggangs mit all seinen Lastern.

Auch die Wege der Gemeinde boten denselben Anblick dar wie das Dorf. Das Zugvieh erschöpfte seine Kräfte bei dem schlechten Zustande derselben. Die daraus entstehende Unmöglichkeit, die Fuhrwerke gehörig zu beladen, vervielfältigte die Fahrten und veranlaßte viel Zeitverlust, oft kamen Rad- und Wagenbrüche vor. Im Winter wurden die meisten Wege ganz unfahrbar, und da kein Fuhrwerk mehr aufs Feld ging, so hörten auch die Arbeiten im Dorfe auf, was die Folge hatte, daß die Einwohner den größten Teil des Tages in den Schenken zubrachten. Aber auch die Stadt wurde jede Woche von Mann und Frau besucht; ebenso lief man auch allen Märkten der umliegenden Dörfer auf vier oder fünf Stunden im Umkreise nach.

In den Kneipen, auf den Messen und Märkten, bei allen Volksversammlungen zeichneten sich die Schönfelder durch grobe Reden und Streitsucht aus und es kam nicht selten zu Schlägereien. Bei ihrem zänkischen und streitigen Wesen vermied man es auch überhaupt sich mit ihnen einzulassen. Einige Bürger der Stadt wären gerne geneigt gewesen, das Gefäll des obenerwähnten Baches nutzbar zu machen; aber sie scheuten sich mit so ungeselligen Nachbarn in Verhandlung zu treten.

Dies war der Zustand der Gemeinde, als der Doktor es unternahm denselben zu verbessern.

Ehe er sein großes Vorhaben in Angriff nahm, berechnete er alle Folgen. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß, wenn es ihm gelang, der modernen Zivilisation in der Gemeinde Bahn zu brechen, auch der Geist und die Sitten sich ändern würden. Aber er war sich auch wohl bewußt, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen haben würde, welche Hindernisse ihm Vorurteil, Trägheit, Eifersucht, Verleumdung bereiten, und wie er für eine Zeit lang seine Ruhe und seinen Frieden zu opfern habe. Dieser Kampf schreckte jedoch den für sein Vorhaben begeisterten Mann nicht zurück. Komme ich nicht ans Ziel, dachte er, so erreichen es andre nach mir. Übrigens sah er wohl ein, daß er allein einer so großen Aufgabe nicht gewachsen sei. Bescheiden, wie alle Männer von wahrem Verdienst, begriff er, daß er sich nach Hilfe umsehen müsse, und sich solche zu verschaffen, war daher die erste seiner Sorgen.

Nach Rapet-Meyer.

27. Ein wohlhabendes Dorf.

In das Gebiet der Gemeinde gehörte auch ein Besitztum, das aus einem hübschen Landgut und einem Schlößchen bestand. Der Besitzer desselben, ein reicher Mann mit Namen Hofmann, wohnte jedoch in der Stadt und kam nur in der schönen Jahreszeit manchmal heraus. Der Charakter der Schönfelder und der Anblick ihres Elends waren ihm zuwider. Er hatte den guten Willen Hilfe zu leisten, wo es not tat, sah aber wohl ein, daß seine Wohltätigkeit das Übel nicht von Grund aus beseitigen konnte. Arbeitsam und beharrlich, aber schüchtern und schwer von Entschluß, hätte er nie das Werk begonnen, das sich Doktor Auer zur Aufgabe gemacht hatte.

Dieser aber begriff, welchen Beistand er bei einem Manne finden konnte, der Glücksgüter und die erforderliche Muße neben einem offenen Sinne für das Wohl seiner Mitmenschen besaß. Er machte daher Herrn Hofmann mit seinem Vorhaben bekannt; dieser nahm es beifällig auf und versprach Unterstützung. Schon wiederholt war Herrn Hofmann die Stelle des Ortsvorstandes angeboten worden; nun entschloß er sich dieselbe anzunehmen. Dies brachte für ihn die Notwendigkeit mit sich öfter in Schönfeld zu verweilen; ja, er verlegte, eingenommen für das Werk, an dem er mitwirken sollte, bald seinen Wohnsitz dahin.

Leider starb zur selbigen Zeit der hochwürdige Herr Pfarrer, ein Mann in den besten Jahren, auf dessen Mitwirkung die beiden gerechnet hatten. Da der Doktor überzeugt war, daß die Wiedergeburt einer verwahrlosten Gemeinde ohne den Beistand der Religion unmöglich sei, so bot er allen seinen Einfluß auf, daß für die Gemeinde wieder ein Geistlicher bestimmt wurde, der, kräftig und erleuchtet, ihn in seinem Vorhaben unterstützen konnte. Dies gelang und dem Doktor standen nun tüchtige Kräfte als Mitarbeiter zur Seite.

Es würde zu weit führen, wenn wir die Mittel nachweisen wollten, welche in schöner Übereinstimmung von den drei Männern angewandt wurden um dem Dorfe ein anderes Aussehen zu geben. Die Veränderung war eine solche, daß es eigentlich, um die Zustände zwanzig Jahre später darzustellen, nur der Kehrseite der Schilderung bedürfte, die wir oben gegeben haben.

Eine in Unwissenheit versunkene Bevölkerung wird am besten durch Beispiele überzeugt. Um also die Bewohner von Schönfeld zu einem besseren Feldbau anzuspornen, mußten sie auf günstige Erfolge hingewiesen werden können. Eben jetzt lief der Pacht auf dem Besitztum des Herrn Hofmann ab. Er ließ große Verbesserungsarbeiten auf seine Kosten vornehmen, welche den neuen Pächter verpflichteten sich seinen Ansichten zu fügen. Dem kleineren Besitztum des Doktors stand ein Verwalter vor; auch hier Verbesserungen durchzuführen, dazu fehlte es ihm an dem nötigen Kapital. Er entschloß sich zu einem Schritt, der sich als eines der heilsamsten Beispiele erwies. Statt Geld aufzunehmen, verkaufte er die Hälfte seines Besitzes; nun hatte er die Mittel den Rest nutzbarer zu machen. Daß dies nicht nur ein gutes Beispiel sondern auch eine gute Spekulation war, zeigte sich zehn Jahre später, indem ihm die Hälfte seiner Güter einen schöneren

Ertrag abwarf als vorher das Ganze. Der Wert seines nach allen Richtungen verbesserten Besitzes hatte sich fast verdreifacht.

Solche Erfolge stachen jedoch den Bewohnern von Schönfeld in die Augen. Nachdem einmal einige Bauern, durch das Beispiel, den Zuspruch und hie und da durch geheime Unterstützung des Herrn Hofmann ermuntert, für Verbesserung gewonnen waren, war das Schwerste überwunden; dennoch blieb des Dokters Leben von nun an ein immerwährender Kampf mit Hindernissen. Er mußte persönlich alle Arbeiten überwachen und durfte nicht müde werden Belehrung und Rat zu erteilen, wozu er die Sonntage benutzte, an welchen sich die Bewohner in Gruppen um die Kirche zu versammeln pflegten.

Worauf er vor allen Dingen seine Aufmerksamkeit richtete, das war die Eindämmung des Baches, der die Ebene bei dem Dorfe durchschnitt. Hatte man diese bewerkstelligt, so waren nicht nur die Überschwemmungen beseitigt, welche die Ebene in einen ungesunden Sumpf verwandelten, sondern auch gute Wiesen gewonnen. Man schritt ans Werk, dämmte den Bach ein, leitete das Wasser in zahlreichen Gräben ab und in kurzer Zeit war gutes und fettes Futter für einen vermehrten Viehstand und damit auch Dung gewonnen, woran das Dorf immer Mangel gelitten hatte.

Dies war aber nicht alles. Wir wissen, daß der Bach viel Gefäll hatte. In der nächsten Nähe des Dorfes baute der Doktor nun eine Mahlmühle, die dem Orte bisher gefehlt hatte; auf weite Entfernung und auf schlechten Wegen hatten die Bewohner ihre Frucht zur Mühle fahren müssen. Doktor Auer ging weiter. Grund und Boden der Gemeinde war nicht so groß, daß die Bewohner hinreichend mit Feldarbeit beschäftigt gewesen wären. Er beschloß daher eine Industrie in das Dorf zu rufen. Durch den Verkauf eines Teils seines Besitztums an einige unternehmende Kapitalisten wurde auch dies ermöglicht. Bald sah man die Mauern einer Spinnerei sich erheben, an die sich später eine Kattunfabrik anschloß. Der Anfang mit derlei Anstalten war nun gemacht, und da immer noch Wasserkräfte übrig waren, so gab dies zur Errichtung einiger Hammerschmieden Anlaß. Ohne Anstände liefen diese Neuerungen aber nicht ab. Schönfelds Einwohner waren für diese neue Gewerbtätigkeit teils nicht zahlreich teils nicht verständig genug und es mußten daher fremde Arbeiter herbeigezogen werden, welche man als ebensoviel Mäuler, die dem Ort das Brot wegessen und die Waren verteuern, mit Neid und Unwillen ansah.

Der Doktor wußte die Aufgeregten zu beruhigen. Es galt aber noch in einer andern Richtung allen seinen Einfluß geltend zu machen, da es sich nun auch darum handelte, die Gemeindegüter, einen ansehnlichen Besitz, auf welchem die Armen ihre Kühe und Schafe weideten, teils zu verkaufen, teils auf lebenslängliche Nutznießung gegen mäßigen Zins zu verteilen. „Das heißt die Gemeinde ruinieren und die Armen vollends an den Bettelstab bringen", war das Gerede im Dorf. Der Doktor setzte aber auch dies vermöge seiner Beliebtheit in der Überzeugung durch, daß sein Vorschlag die beste Auskunft sei, für die gemeinnützigen Verbesserungen Mittel zu schaffen und wertlose Weiden in gutes Ackerland zu verwandeln. So wurde

denn auf sein Anraten ein Teil des Gemeindegutes unter die Einwohner verteilt, der Rest kam zum Verkauf und gelangte in die Hände auswärtiger Eigentümer, die eine bessere Bearbeitung des Bodens einführten.

Jetzt wendete Herr Auer seine Sorgfalt auch den Wäldern zu, die bisher fast wertlos gewesen waren, weil Ziegen und Schafen keinen Nachwuchs hatten aufkommen lassen. Da gleichzeitig die Hammerschmieden Nachfrage nach Holz veranlaßten, so kamen die Forsten bald in schönen Ertrag und die Bevölkerung fand auch hier Arbeit.

Mit den gewonnenen Mitteln konnten nun auch diejenigen Arbeiten in Angriff genommen werden, die den Verkehr des Ortes nach auswärts erleichtern sollten. In erster Linie mußten die so verwahrlosten Verbindungsstraßen hergestellt werden. Anfänglich sahen viele auch darin nur Fronen zum Besten der Wohlhabenden. Bald aber, als sie wahrnahmen, wie die Gewerbtätigkeit und die Fortschritte im Feldbau das Fuhrwerk vermehrten, begriffen sie, daß dem Armen wie dem Reichen der gute Zustand der Wege zustatten kam.

Auch der neue Geistliche hatte durch Wohlwollen und freundliche Teilnahme an den Angelegenheiten der einzelnen Familien sich die Herzen gewonnen und nun war es ihm leicht an der Wiedergeburt der Gemeinde mitzuarbeiten. Die Kirche war besuchter als je. Indem sich die Vermögensumstände der Leute verbesserten, wurden diese selbst auch sittlich besser.

Nach so vielen Fortschritten im Haushalt der Gemeinde konnte man nun auch an Verschönerungen denken. Der Platz vor der Kirche wurde vergrößert, mit Bäumen bepflanzt und in einen Spaziergang mit Bänken verwandelt. Dort saß der Doktor gerne und plauderte mit den Bewohnern, von welchen er viele noch als Kinder gekannt hatte und die er daher nach ländlicher Sitte duzte.

Wie hatte sich der Anblick von der Terrasse aus seit wenigen Jahren verändert! Die Ufer des sich unten vorüberschlängelnden Flusses waren auf beiden Seiten mit Reihen von Bäumen eingefaßt, die nicht nur die Landschaft mit ihrem heiteren Grün verschönten, sondern auch der Gemeindekasse einen hübschen Ertrag abwarfen. Über sie weg ruhte das Auge auf einem herrlichen Teppich von Wiesen. Inmitten dieses Bildes lag dann die Fabrik, deren stattliche Gebäude die kleinen umherliegenden Arbeiterwohnungen beherrschten, die selbst einen heitern Anblick gewährten. Auch bei ihrem Aufbau hatte der Doktor seinen Einfluß geltend gemacht und bei Herrn Hofmann und den Fabrikbesitzern willige Unterstützung gefunden. Licht und Luft durfte den Häuschen nicht fehlen. Sie waren von Gärten mit Obstbäumen umgeben und durch lebendige Hecken voneinander getrennt. An der Liebhaberei für Blumenzucht konnte man wahrnehmen, daß der veredelnde Sinn für das Schöne Einkehr gefunden habe. Solche Beispiele wirkten auch auf die Bewohner im Dorfe zurück. Überall war man beflissen, den alten schmutzigen und unbequemen Wohnungen ein besseres Gewand anzuziehen, und das ganze Dorf gewann allmählich ein freundlicheres Aussehen, zumal auch die Dunghaufen, deren nützliche Jauche bisher auf die Straße abgeflossen, zweckmäßiger angelegt wurden.

Bei all diesen Verbesserungen rechnete Herr Auer besonders auf das nachwachsende Geschlecht und dabei mußte ihm die Schule behilflich sein, in welcher der einsichtsvolle Lehrer, Herr Raimund, im Sinne des Doktors wirkte. Der Geistliche besuchte die Schule fleißig, um dadurch seine Wertschätzung der Schularbeit zu bezeugen, und Versäumnisse wurden nicht mehr geduldet. Um die in der Werktagsschule erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten zu befestigen, wurde eine Fortbildungsschule ins Leben gerufen, obgleich sie das Gesetz nicht forderte. Sie wurde ebenso eifrig wie die Volksbibliothek benutzt, die namentlich an den Winterabenden einen segensreichen Einfluß auf die Bildung der Schönfelder ausübte.

Mit dem veränderten Aussehen des Dorfes ging so allmählich auch eine Veränderung der Sitten vor sich. Die frühere Roheit, der wilde Charakter, die Faulheit der Bewohner machten mehr und mehr einem gebildeten Benehmen und besseren Gesinnungen Platz; die Märkte, die Wirtshäuser wurden nicht mehr so häufig besucht, die Felder besser bebaut, der häusliche Erwerbsfleiß nahm zu. Auch der Anbau von Handelsgewächsen kam nunmehr auf und brachte Geld ins Dorf. Besonders leistete der Doktor auch dem Obstbau, dessen Ertrag eine mühelose Ernte ist, Vorschub. Er sorgte für die Anpflanzung guter Sorten von Obstbäumen und gab selbst im Pfropfen und Beschneiden der Bäume Unterweisung. Eine Verbesserung des Viehschlages durfte auch nicht fehlen und daran knüpfte sich auf seinen Rat und unter seinem Beistand ein neuer Erwerb, die Bereitung von Käse. Nach Vorgängen in der Schweiz wurde täglich die entbehrliche Milch sämtlicher Kühe an einen zur Käsereibereitung angestellten Einwohner abgeliefert, der den Besitzern Rechnung darüber hielt. Selbst die kleinste Menge konnte auf diese Weise ohne Kosten und Zeitverlust verwertet werden. Da die Bienenzucht ebenfalls einen sichern Ertrag abwirft, so weckte er auch den Sinn der Schönfelder für diese Liebhaberei.

So war das Dorf Schönfeld jetzt fast nicht mehr zu erkennen. Seine Bevölkerung hatte sich in zwanzig Jahren verdreifacht, der Wohlstand aber war in noch größeren Verhältnissen gestiegen. Nach Rapet-Meyer.

28. Hausindustrie.

Neben der Landwirtschaft entwickelte sich schon in frühester Zeit die Hausindustrie. Der kleine Landbesitzer, welcher nicht Feld genug besaß, um seine ganze Arbeitskraft verwerten zu können, benützte seine freie Zeit zur Herstellung eines industriellen Erzeugnisses. Als sich infolge der mehrfachen Teilungen in vielen Familien der Landbesitz verkleinerte, gewannen die einzelnen Familienglieder mehr Zeit für ihre gewerbliche Tätigkeit und die Anzahl derjenigen Leute, welche ihre ganze Zeit oder doch den überaus größten Teil derselben der Erzeugung eines gewerblichen Gutes zuwendeten, wuchs von Jahr zu Jahr. So sehen wir noch heutigestags Hunderttausende von Familien auf dem platten Lande oder in kleinen Städten innerhalb ihrer eigenen Räumlichkeiten während der Zeit, die der Betrieb der kleinen Landwirtschaft nicht in Anspruch nimmt, mit industriellen Arbeiten beschäftigt; ebensoviele haben das frühere Nebengewerbe zum Hauptgewerbe erhoben. Dieselben arbeiten

teils in der Wohnung teils in besonderen Werkstätten, in der Regel mit eigenen Werkzeugen und Geräten, allein oder auch mit den Familienangehörigen, selten mit Fremden. Alle Erzeugnisse dienen dem Massenverbrauch.

Es gibt eine sehr große Anzahl von Gewerben, die in dieser Weise betrieben werden. In jedem gewerblichen Berufe, der keine teuern Maschinen verlangt, ist Hausindustrie möglich. Als landwirtschaftliche Hausindustrie kommen in Bayern insbesondere in Betracht:

die Weberei in einem großen Teile Oberfrankens, dann in Niederbayern bei Passau und Wegscheid;

die Korbflechterei in Oberfranken, in Niederbayern in Winzer, Bezirksamts Deggendorf, in der Pfalz zumal in Rosheim, Bezirksamts Frankenthal, dann in Scheidt und Neupfotz, Bezirksamts Germersheim, in Unterfranken in dem an Oberfranken angrenzenden Teile und in Schwaben im Donaumoos;

die Holzwarenfabrikation in Oberbayern in den Bezirken Berchtesgaden und Garmisch, in Oberfranken in Kupferberg und in Unterfranken in der Rhön sowie im Spessart mit der Holzschnitzerei, bezw. in Mittenwald mit der Geigenmacherei und in Niederbayern im Bayerischen Wald mit der Herstellung gröberer Ware;

die Schuhwarenherstellung in der Rheinpfalz in und bei Pirmasens sowie in Oberfranken in den Bezirken Naila, Kulmbach und Stadtsteinach;

die Schneiderei (Konfektion) in der Pfalz bei Speyer, dann in Unterfranken im Spessart;

die Strohflechterei in einigen Bezirken Oberfrankens, der Oberpfalz und Unterfrankens für gröbere Ware und in Schwaben (Distrikt Weiler) sowie in der Rheinpfalz für feinere Gegenstände;

die Stickerei verschiedener Art in Oberfranken, Unterfranken (Kahlgrund) und Schwaben (Oberstaufen, Weiler und Umgebung);

die Schiefertafelmacherei in Oberfranken.

Diese Art von Industrie hat große Vorzüge. Vater, Mutter und Kinder arbeiten gemeinschaftlich an demselben Werke und sind infolgedessen während der ganzen Arbeitszeit beieinander, wodurch das Leben innerhalb der Familie sehr gefördert wird. Die Kinder sind unter beständiger Aufsicht und werden zur Arbeitsamkeit von frühester Jugend an erzogen. Die Frauen können selbst für ihren Haushalt sorgen. Dem Arbeiter ist es möglich, nach eigenem Ermessen die Dauer seiner Arbeitszeit zu bestimmen und einen wohltuenden Wechsel innerhalb derselben eintreten zu lassen.

Der Mann der Hausindustrie klebt an der Scholle. Die von Kindheit an geübte Beschäftigung wählt der heranwachsende Mensch häufig auch für sich und selbst die bitterste Not kann ihn selten bestimmen zu einem anderen Berufe überzugehen. Er hungert, wenn es wenig zu verdienen gibt, und ist lustig und guter Dinge, wenn der Lohn reichlich ausfällt; immer aber bleibt er bei seiner zwanglosen Arbeit, zu der ihn niemals der Klang der Fabrikglocke ruft. Er verfällt dabei oft der Ausbeutung von Unternehmern und Mittelspersonen. Von großem Vorteile ist es daher, wenn sich die einzelnen durch Bildung von Genossenschaften enger aneinander schließen, durch gemeinsamen Einkauf von Rohmaterialien, durch gemeinsame Erwerbung von Arbeitsmaschinen, die Herstellungskosten verringern und durch gemeinsamen Verkauf den Preis zu beeinflussen versuchen.

Die Hausindustrie ist noch immer anwendbar und auch der Fabrikindustrie gegenüber in beschränktem Maße dauernd konkurrenzfähig, wo keine größeren kostspieligen Maschinen technisch anwendbar sind, die Arbeit also wesentlich Handarbeit mit einfachen Werkzeugen bezw. Geräten bleibt. Allenfalls verwendete kleine, nicht kostspielige Maschinen, z. B. Nähmaschinen, werden ihr nur zum Vorteile gereichen. Auch da, wo keine Arbeitsteilung die Herstellungskosten erheblich verringert, kann die Hausindustrie noch bestehen.

Nach amtlichen Quellen und nach Pache.

29. Feuerwehr.

Für das Eigentum einer Gemeinde sowie für das Leben der Personen in derselben ist kaum eine andere öffentliche Einrichtung so wichtig wie das Feuerlöschwesen und doch ist dasselbe an vielen Orten noch nicht gut bestellt. Vielfach fehlt es an den allernotwendigsten Feuerlöschgerätschaften oder man hat zwar eine Löschmaschine und andere Geräte angeschafft, versäumt aber beizeiten für eine geschulte Bedienungsmannschaft zu sorgen. Bricht ein Brand aus, so herrscht auf dem Brandplatze die größte Unordnung. Jeder will da alles am besten verstehen, jeder befehlen, keiner gehorchen. Bei solchem Wirrwarr gerät ein First nach dem andern in Brand, während bei rechtzeitigem und richtigem Eingreifen das Feuer auf seinen Herd beschränkt werden könnte.

Darum sollte keine Gemeinde mit Verbesserung ihrer Löscheinrichtungen und mit Errichtung einer geschulten Feuerwehr so lange zuwarten, bis es zu spät ist, und wo eine Feuerwehr besteht, sollten alle gesunden Männer eine Ehre darin erblicken, derselben als Mitglieder angehören zu dürfen; denn die Feuerwehr hat wichtige und segensreiche Aufgaben zu lösen. Wo früher auf dem Brandplatze Unordnung und Durcheinander herrschte, wird nun Ruhe und Ordnung hergestellt; wo früher viele kommandierten, befiehlt nun ein einziger; alle andern aber gehorchen und reichen sich brüderlich die Hand zur Abwehr von Gefahren; wo man sonst nicht schnell und sicher genug dem feindlichen Elemente entgegentrat, greift nun eine geübte Schar rasch und zielbewußt ein; wo sonst bei ungestümer Rettungsarbeit durch Menschenhand oft mehr Schaden angerichtet wurde als durch das Feuer, wird nun durch wohlberechnetes Abwägen zwischen Mittel und Zweck jede unnötige Gefährdung und Schädigung von Personen und Eigentum tunlichst vermieden.

Die Feuerwehr ist entweder eine pflichtmäßige oder eine freiwillige. Durch distriktspolizeiliche Vorschrift kann angeordnet werden, daß in jeder Gemeinde des Bezirks alle gesunden Männer zwischen 18 und 40 Jahren zum Feuerlöschdienste bereit stehen und zu diesem Zwecke alljährlich einer

entsprechenden Anzahl von Übungen beiwohnen müssen. Aber eine Pflichtfeuerwehr ist immer nur ein dürftiger Notbehelf. Weit wirksamer erweisen sich die freiwilligen Feuerwehren.

Eine freiwillige Feuerwehr ist ein Verein gleichstrebender, hilfsbereiter Männer unter einem von ihnen gewählten Verwaltungsrate. Die Mannschaft, welche mittels Handschlag auf Eifer und Opferwilligkeit verpflichtet wird, ist in der Regel in drei Züge (Steiger, Spritzen- und Ordnungsmänner) eingeteilt. Sie sucht sich durch häufige, schulmäßige Übungen zur Erfüllung ihrer Aufgabe auszubilden und immer leistungsfähiger zu machen.

Die Feuerwehrleute sind meistens mit Helmen oder wenigstens mit Dienstmützen versehen; gut, aber nicht notwendig ist es, wenn sich dieselben auch gleichartige Joppen oder Blusen anschaffen. Überhaupt kommt es bei der Feuerwehr erst in zweiter Linie darauf an, daß sie proper auftrete; ihr Hauptschmuck besteht vielmehr in Ordnung, Disziplin, Selbstvertrauen, Ruhe und Sicherheit beim Handeln. Mit diesen Tugenden ausgestattet, bildet die Feuerwehr ein hochbedeutsames, von der Staatsregierung, den Behörden und einsichtsvollen Bürgern geachtetes und auf alle Weise gefördertes Glied in der Reihe der öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen.

Nach L. Jung.

30. Der Landwirtschaftliche Verein.

Schon seit alter Zeit hatte das Gewerbe seine Zünfte. Nach deren Aufhebung sind die meisten Gewerbsleute durch Bildung von sogenannten Innungen wieder in freien Vereinigungen zusammengetreten. Sie erreichen dadurch in ihrem Geschäftsbetrieb, insbesondere in der gegenseitigen Belehrung, im Kredit, im Warenbezug und im Verkauf der eigenen Ware eine Stärke, wie sie dem einzelnen Manne nicht möglich ist. Nun bestehen ja auch schon seit längerer Zeit landwirtschaftliche Vereine, die für die Hebung der Landwirtschaft eifrig tätig sind. Aber wie viele Landwirte gibt es, die nicht in einen solchen Verein eintreten! Sie sehen die Einigung der Geschäftsleute vor ihren Augen entstehen, haben auch nicht selten unter der geschlossenen Einigung der Handelsleute beim Kauf und Verkauf sehr fühlbar zu leiden; allein ihrem Beispiel folgen sie nicht.

Der Landwirtschaftliche Verein vertritt und fördert insbesondere die Interessen der Landwirte mit mittlerem und kleinerem Besitz, weil diese Klassen von Bauern nicht nur die Mehrzahl bilden, sondern auch der Vereinigung und Unterstützung am meisten bedürftig sind. Die Besitzer großer Güter erhalten in der Regel eine bessere Ausbildung und können sich auch wegen des Besitzes größerer Geldmittel viel leichter selbst helfen. Den Bauern mit zerstückeltem, kleinem Besitz fehlen in der Regel Wissen und Geldmittel, um von den Fortschritten auf landwirtschaftlichem Gebiete

Gebrauch machen zu können. Der Kleinbesitzer bewegt sich deshalb mit einer gewissen Vorliebe in den ererbten Überlieferungen fort. Und nicht selten hat er noch gegen alles Neue ein großes Mißtrauen. Er hat auch ein gewisses Recht zu solcher Vorsicht. Alle seine Verhältnisse sind klein und enge und haben durch langbewährte Erfahrungen eine gewisse Festigkeit erhalten. Weitgreifende Neuerungen in dieser festen Wirtschaftsweise können leicht den ganzen Betrieb stören. Der kleine Besitzer hat sogar schon oft in dieser Hinsicht recht trübe Erfahrungen gemacht. Es werden ihm Neuerungen anempfohlen, die vielleicht für seine Verhältnisse nicht passen oder die, was wohl besonders oft geschieht, von ihm falsch verstanden und falsch angewendet werden, so daß er zu Schaden kommt. Kein Wunder, daß er dann endlich mißtrauisch wird und es lieber so macht, wie es der Vater, Großvater und Urgroßvater gemacht haben.

Dieser Tatsache gegenüber hat der Landwirtschaftliche Verein sich eine sehr bedeutungsvolle Aufgabe gestellt.

Durch öffentliche Vorträge und Besprechungen sowie durch Verteilung von Büchern und Zeitungen belehrt er die Landwirte. Er bietet ihnen bei den Vereinsversammlungen eine leichte und günstige Gelegenheit ihre Ansichten auszutauschen, ihre Erfahrungen und Beobachtungen, welche sie bei Ausübung ihres Berufs zu machen so vielfach Gelegenheit haben, sich gegenseitig mitzuteilen. Er sucht die Mißstände im landwirtschaftlichen Gewerbe und deren Ursachen aufzudecken, mit Sachverständigen über Mittel zur Abhilfe dieser Mißstände zu beraten und diese dann mit gesamter Kraft zur Anwendung zu bringen. Er strebt die Einführung verbesserter Geräte und Maschinen an und hat auf diesem Gebiete schon recht segensreich gewirkt. So haben auch seine unablässigen Bemühungen zur Förderung der Viehzucht, der Wiesenkultur, für Ausdehnung des Futterbaues, für Anlage von Feldwegen, wesentlich zu den hier erreichten Verbesserungen beigetragen. Der Anbau von Handelspflanzen und von fremdländischen, früher unbekannt gebliebenen Gewächsen, geht von ihm aus. Obst- und Weinbau waren stets der Gegenstand seiner besonderen Aufmerksamkeit. Und auch die Herausgabe eines landwirtschaftlichen Wochenblattes, die Ausstellungen und Prämien haben wie die zahlreichen Versammlungen und Besprechungen lediglich den Zweck, die gedeihliche Entwicklung der Landwirtschaft nach allen Richtungen hin zu fördern.

Und was ist es, das so viele Bauern zurückhält dem Landwirtschaftlichen Verein beizutrteten? Einzelne scheuen die geringen Kosten, die der Eintritt fordert. Und doch ist oft ein einziger Ratschlag im landwirtschaftlichen Wochenblatt oder in einer landwirtschaftlichen Besprechung mehr wert als der ganze jährliche Beitrag eines Mitgliedes. Außerdem werden den Mitgliedern durch Verleihung von Prämien, durch Beschaffung guter und billiger Saatfrüchte, Dünger- und Futtermittel, von Obstbäumen u. dergl. weitere Vorteile zugewendet.

Der Landwirtschaftliche Verein ist eben in der Lage, viele Vergünstigungen zu gewähren, weil er bei gemeinsamen Bezügen im großen gut und billig einkaufen kann.

Auch gewährt der Staat auf Antrag der Volksvertretung diesem Vereine sehr namhafte Beihilfe und Unterstützung, damit er imstande ist, seiner großen und wichtigen Aufgabe nachzukommen. Aber auch solche Landwirte gibt es, die aus Gleichgültigkeit oder aus Vorurteil gegen alles Neue nicht in den Verein eintreten. Manche glauben auch, der Landwirt habe Bildung, Fortschritt und Weiterlernen nicht nötig.

Fleiß und Sparsamkeit, Nüchternheit und Gottesfurcht sind die Grundsteine eines tüchtigen Bauernstandes und werden es auch immer bleiben; aber damit allein ist es heutzutage nicht getan. Mit berechnender Überlegung muß die Landwirtschaft betrieben werden. Es genügt in der Gegenwart nicht mehr, daß man mit Dunggabel und Dreschflegel ordentlich hantieren kann. Es gehört mehr dazu ein tüchtiger Bauer zu sein. Die Landwirtschaft von heute ist ein Gewerbe, das so viel oder mehr Kenntnisse erfordert als manches andere.

Die Grundsätze, nach denen sonst der Landmann arbeitete, sind vielfach hinfällig geworden. Wer oben bleiben will, muß die Zeit verstehen und mit ihr zu rechnen wissen. Kein Gewerbetreibender und kein Geschäftsmann, aber auch nicht der Landwirt ist imstande, sein Geschäft in die Höhe zu bringen und auf der Höhe zu erhalten, wenn er sich nicht bemüht, die Verbesserungen zu erkennen und zu verwerten, welche die fortschreitende Kultur zu Tage gefördert hat.

Die früheren Erträge des landwirtschaftlichen Betriebes reichen heutzutage nicht mehr aus, weil der Wirtschaftsaufwand unverhältnismäßig hoch gestiegen ist. Die Erträge müssen ebenfalls gesteigert werden, wenn die Landwirtschaft ein lohnendes Gewerbe bleiben soll. Trotzdem haben die meisten Landwirte immer noch die Meinung, daß nur durch der Hände Fleiß Gewinn zu erzielen sei.

Die hohen Arbeitspreise nötigen jedoch den Landwirt manche Handarbeit durch zweckmäßige Maschinenarbeit zu ersetzen, weil sie dadurch billiger und häufig auch besser verrichtet wird. Die Steigerung der Ausgaben in Familie, Gemeinde und Staat bei hohen Güter- und Arbeitspreisen verlangt, jede Scholle möglichst auszunützen und überall da zwei Halme wachsen zu machen, wo früher nur einer wuchs. Die niederen Getreide- und hohen Viehpreise bedingen vermehrten Futterbau und vermehrte Viehzucht. Die hohen Vieh- und Futterpreise aber erheischen eine wichtige Pflege der Haustiere, um möglichst wenig Verlust an Vieh und volle Ausnützung und Verwertung des Futters zu haben. Dem An- und Verkauf endlich müssen äußerste Vorsicht und sorgfältige Berechnung zugrunde gelegt werden. Dazu aber sind viele Kenntnisse nötig. Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen die kleinen Grundbesitzer an ihre Scholle gebunden bleiben und mit den Verbesserungen des landwirtschaftlichen Betriebes nicht bekannt werden. Gar mancher Landwirt hätte die nötige geistige Begabung seine Lage zu verbessern, wenn er über die Mittel und Wege zur einträglichen Wirtschaftsführung genügend unterrichtet worden wäre.

Wie könnte aber die Landwirtschaft gründlicher und nachhaltiger gefördert werden als dadurch, daß man den Landmann selbst fördert, d. h.

ihn auf eine höhere Stufe der Bildung und Gesittung hebt! Wissen und Verstand sind aber nicht ererbt. Sie müssen angeeignet und ausgebildet werden. Das geschieht durch gute Erziehung in Schule und Haus, durch Belehrung, durch Aneiferung und Aufmunterung, wie sie von dem Vereine ausgehen.

Nach Karl Römer.

31. Das Münchener Oktoberfest.

Als am 12. Oktober 1810, dem Geburtstage des Königs Max I., dessen Sohn, Kronprinz Ludwig, mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Altenburg sich vermählte, da wollte die getreue Stadt München ihre Teilnahme an diesem Ereignisse durch ein großes Volksfest bekunden. Ein Pferderennen, von jeher das beliebteste Volksvergnügen des Altbayern, sollte den Glanzpunkt des Festes bilden. Der 17. Oktober wurde als Tag der Festfeier bestimmt.

Die Einladung zur Teilnahme fand im ganzen Lande freudigen Anklang. Das Landvolk strömte aus allen Gegenden der Hauptstadt zu; die Bürgergarden von München, Augsburg und Straubing rückten am festgesetzten Tage mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen auf die „Theresienwiese" im Südwesten der Stadt. Junge Paare aus allen Landesteilen legten die besten Erzeugnisse der Heimat den Neuvermählten zu Füßen. Dann fand das Pferderennen im Angesicht des Hofes statt.

Dies war das erste Oktoberfest; dasselbe hatte so großen Beifall gefunden, daß man beschloß, es solle alljährlich ein solches Volksfest begangen werden, bei welchem die besten landwirtschaftlichen Erzeugnisse des Königreichs zur Ausstellung gebracht würden. Der Landwirtschaftliche Verein setzte Preise aus für musterhafte Erzeugnisse des Ackerbaues, für Obstbau, Bienenzucht, für die schönsten Pferde, Rinder und Schafe. Und so ist es noch heute.

Es ist der erste Sonntag im Oktober. Alle Gasthöfe der Hauptstadt sind von Fremden gefüllt; der größte Teil der Geschäfte ruht für eine Woche. Auf den Straßen herrscht ein buntes Treiben. Schon früh strömen endlose Züge aus allen Teilen der Stadt zum Sendlingertore hinaus nach der Theresienwiese. Die Wiese ist festlich geschmückt. Hohe Masten tragen Flaggen in den Farben des Landes und der Hauptstadt. Blauweiße Fahnen bezeichnen die eiförmige Rennbahn, in deren Mitte ein längliches Rechteck, von Bretterbuden umgeben, offen gehalten ist um allen hungrigen und durstigen Seelen zu dienen.

In der Mitte der allmählich ansteigenden Höhe, welche die Theresienwiese fast halbkreisförmig umgibt, ist ein großes Zelt für die königliche Familie errichtet; gegenüber erheben sich Tribünen für vornehmere Zuschauer und für Musikchöre. Auf der Wiese lustwandeln die Frauen und Mädchen in der Landestracht. Von der Höhe blickt das eherne Standbild der Bavaria auf das bunte Getümmel ihrer Kinder herab. Nachmittags 2 Uhr beginnt das Fest. Kanonendonner verkündet die Ankunft des Königs, der mit lautem Zuruf begrüßt wird.

Knaben in altdeutscher Tracht tragen die buntseidenen Preisfahnen und silbernen Medaillen am Königszelt vorüber; voraus schreitet ein Trompeterkorps. Nun ziehen die Aussteller mit ihren prächtigen Tieren vorüber. Der schmächtige Rottäler, der beste Pferdezüchter des Landes, erscheint neben dem gedrungenen Oberländer und dem hochstämmigen Schwaben in festtäglicher Tracht, die Prachtstücke seines Stalles führend. Die Mähnen der Rosse sind zierlich geflochten; seidene Schleifen und Bänder in den Landesfarben flattern darin; Zaum und Gebiß blinken wie Silber. Schmucke Dirnen in der Tracht des Oberlandes führen das mit Blumenkränzen und weitschallenden Glocken geschmückte Rind vor, des Alpenlandes größten Reichtum. Den Rindern folgen feinwollige Schafe und staunenswert gemästete Schweine. — Die Verteilung der Preise erfolgt durch den König selbst oder durch seinen Stellvertreter.

Ein neuer Zug mit Trompetenbegleitung naht sich. Es sind die Rennbuben in enganliegender Kleidung auf ihren schmucken Pferden. Vor den Schranken der Rennbahn machen sie Halt. Diese öffnet sich und wie die Windsbraut schießen die Pferde nun die Bahn entlang. Dreimal muß die eine Viertelmeile lange Bahn umritten werden; wer zuerst am Ziele ankommt, gewinnt den Preis. Ist das Rennen vorüber, dann ergießt sich die Menschenmenge über die Wiese und strömt zu den Buden um sich an einem frischen Trunk Bier zu laben.

Am nächsten Tage beginnt das Festschießen mit Stutzen und Armbrust nach der Scheibe, dem Vogel und dem laufenden Hirsch. Es dauert eine ganze Woche und während dieser Zeit wird die Theresienwiese nie leer von Besuchern aus der Stadt und von dem Lande. Am zweiten Sonntag werden die Schützenpreise verteilt; am Abend beschließt ein prächtiges Feuerwerk das herrliche Fest.

Nach Gr. Fischer.

32. Die wundervolle Ordnung des Staates.

Alle kennen die hübsche Erzählung von Abraham und Lot: wie sie in Streit über ihre Weideplätze gerieten, aber sich lieber mit ihren Herden trennten als uneinig zusammenlebten. Sie konnten dieses Auskunftsmittel zum Frieden ergreifen; denn sie waren als Nomaden nirgends angesiedelt. Hätten sie aber einen festen Wohnplatz gehabt, so wäre ihnen nichts übrig geblieben als sich zu vertragen. Und was wäre wohl das nächste für diesen Zweck gewesen um häufigen Streit zu vermeiden? Offenbar hätten sie ihren Besitz genau abgrenzen müssen. Wenn nun die Zahl der Zusammenwohnenden wuchs, wenn nicht mehr jeder für seine Bedürfnisse selbst sorgte, sondern der eine dieses, der andere jenes Gewerbe trieb und sich zunächst ein Tauschhandel entwickelte; wenn dadurch die Fragen über das „Mein und Dein“ immer schwieriger wurden; wenn endlich unter den durch ihre Wohnsitze Verbundenen auch

Unruhige waren, welche in Schranken gehalten und nötigenfalls durch Strafen von der Wiederholung ihrer Ruhestörungen und Missetaten abgeschreckt werden mußten: so ist leicht einzusehen, daß es fester Gesetze bedurfte, durch welche Handel und Wandel geregelt und jedem das Maß seiner Freiheit zugewiesen wurde, damit er die andern nicht in ihren Ansprüchen auf die gleiche Freiheit beeinträchtigte. Und nicht nur mußte bestimmt werden, was als Recht gelten sollte, sondern auch, wer es zu verwalten und darüber zu wachen habe, daß es nicht übertreten würde.

Schon das Zusammenleben nomadischer Hirtenstämme ist undenkbar ohne gewisse rechtliche Bestimmungen und ohne die Unterordnung der Menge unter ein gemeinsames Oberhaupt. Wie viel weniger läßt sich eine aus so vielen und so verschiedenartigen Gliedern zusammengesetzte Gemeinschaft denken, wie diejenige, in der wir leben, ohne daß noch eine weit genauere Bestimmung dafür getroffen ist, daß jedem das Seine werde: dem Käufer und dem Verkäufer, dem Gläubiger und dem Schuldner, dem Herrn wie dem Diener, dem Untertanen wie dem Fürsten etc. Ein solch streng geordnetes, wohlgegliedertes Ganze aber, worin jedem seine Rechte und Pflichten angewiesen sind und für die Vollziehung beider gesorgt wird, ist der Staat.

Mit diesem Worte haben wir die vollkommenste Form des gesellschaftlichen Zusammenlebens bezeichnet. Wie der Ackerbau die Grundlage für alle höhere Gesittung, so ist der Staat die vollendetste Ausbildung derselben; alle Güter des Kulturlebens finden in seinem Schoße ihren Schutz und ihre Pflege.

Was sollte aus uns werden, wenn plötzlich alles das aufhörte, was wir jetzt an staatlicher Fürsorge genießen; wenn sich außer unsern nächsten Angehörigen niemand mehr um uns bekümmerte; wenn wir Haus und Hof, Handel und Wandel und selbst unser Leben und Sterben dem bloßen guten Willen der Menschen anheimstellen müßten; wenn jeder sich selbst zu schützen hätte und uns keine Obrigkeit bewachte! Wie schnell wären alle die Güter vernichtet, deren wir uns jetzt erfreuen, wie rasch würden wir in jenen Zustand zurücksinken, wo jeder allein für sich sorgt und nur das Recht des Stärkeren gilt! Was würde aus allen den gemeinnützigen Einrichtungen werden, die jetzt unser Leben fördern und uns Sicherheit oder doch, wenn das Unglück einmal nicht zu verhüten ist, Hilfe bieten, und zwar nicht nur gegen die Eingriffe der Menschen, wie Diebstahl, Mord etc., sondern auch gegen feindliche Naturgewalten, wie Feuers-, Wassers- und Hungersnot, verheerende Krankheiten etc. Es würde sich das Wort Schillers erfüllen:

„Nichts Heiliges ist mehr; es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen
Und alle Laster walten frei.“

Und wenn wir etwa meinen wollten, dafür sei der Staat, den sich überhaupt manche fälschlich nur als einen unbequemen Gebieter und Steuerforderer denken, nicht notwendig, das nämliche ließe sich auch durch eine einfache Verabredung der Bürger untereinander erreichen: so fragt euch nur, wie lange es mit dem guten Willen aller einzelnen Mitglieder einer solchen Gesellschaft dauern würde, an der jemand nur teilnähme, wie etwa an einem Turnvereine oder Sängerbunde, — wie lange es dauern würde, wenn nicht das zwingende Band des Staates das Ganze zusammenhielte! Gewiß ist es eine lobenswerte Sache um die vielen Vereine, welche die Menschen, zumal in unseren Zeiten, gründen, um Sparkassen, Witwenkassen, Lebens-, Feuer-, Wasser- und Hagelversicherungen u. dergl. Aber alle diese Genossenschaften können sich nur bilden, wo schon ein Staat vorhanden ist, und sie haben ihren Bestand nur unter dem Schutze der staatlichen Ordnung, die der Dichter eine segensreiche Himmelstochter nennt. Die Stadt- oder Dorfgemeinde kann ihre Zwecke nur erfüllen, insofern sie als ein Glied in jenes größere Ganze eingefügt ist.

Der Staat also ist es, der die gegenseitigen Beziehungen seiner Bürger regelt, sie in der Ausübung ihrer Tätigkeit schützt und fördert; der die Gesetze über Eigentum, Gewerbsbetrieb, Landeskultur, Bildungswesen etc. gibt und aufrecht erhält; der die Strafen für Übertretungen ansetzt und die Wächter des Gesetzes bestellt; der durch seine Heeresmacht und Bündnisse mit andern Staaten dafür sorgt, daß die Angriffe äußerer Feinde abgewehrt werden und durch eine verständige und sorgfältige Verwaltung darauf bedacht ist, Eintracht, Wohlstand und Bildung im Innern zu fördern; der endlich für soviel Vorteile, die er gewährt, dem Bürger auch gewisse Leistungen und Verpflichtungen auferlegt, wie z. B. Steuerpflicht und Heeresdienst. Mit Recht wird daher jeder bestraft, der mit Frevlerhand störend in die wundervolle Ordnung des Staates eingreift.

Nach Deimling.

33. Liebe zum Vaterland.

1. Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an;
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt. Friedrich v. Schiller

2. An unsrer Väter Taten
Mit Liebe sich erbau'n,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertrau'n;
In solchem Angedenken
Des Landes Heil erneu'n;
Um unsre Schmach sich kränken,
Sich unsrer Ehre freu'n;
Sein eignes Ich vergessen
In aller Lust und Schmerz:
Das nennt man wohl ermessen
Für unser Volk ein Herz. Ludwig Uhland.

III. Aus der Geographie.

34. Bayerland, mein Heimatland.

1. O Bayerland, mein Heimatland,
Ich grüße dich mit Mund und Hand!
Du Land mit deinen goldnen Auen,
An Früchten reich und reich an Wein,
Wie bist du herrlich anzuschauen!
Vom Watzmann bis zur Pfalz am Rhein,
Vom Säuling bis zum Saalestrand,
Wie bist du schön, mein Vaterland!

2. Auch deine Farben treu und wert,
Sie sind im ganzen Reich geehrt:
Dein Weiß so hell wie Schwanenflügel,
Wie Alpenschnee im Sonnenschein,
Dein Blau wie deiner Donau Spiegel
Und wie die Ätherglocke rein;
So weht es hoch, so glänzt es klar,
Dies ruhmgekrönte Farbenpaar.

3. Dem Fürsten Heil, mein Bayernland,
Der als das schöne Herrscherpfand
Den Weg zu jedem Herzen findet,
Wie jedes ihm entgegenschlägt,
Der Freiheit mit Gesetz verbindet
Und hoch das Löwenbanner trägt,
Wie es in kühnem Siegesflug
Der erste Wittelsbacher trug.

4. Du bayerisch Volk mit Kraft und Mut,
Bewahr die deutsche Sitte gut!
Aus Deutschland sprießt dein Völkersegen,
In Deutschland ruht dein Heil und Hort,
Ihm schließ dich an auf allen Wegen;
Und so, mein Bayern, blühe fort
In stillem Glück und stiller Pracht,
Du Deutschlands treue Alpenwacht!

Leonhard Wohlmuth.

35. Bayern.

„Weißt du, wo gleich Paradiesen
Ein deutscher Gau entgegen lacht?
Der Berge schön gekrönte Riesen,
Der Seen wechselvolle Pracht?
Wo stolze Ströme sich ergießen
Durch reiche Fluren weltmeerwärts?
Wo tausend Bäche lieblich fließen? —
Sieh, das ist Bayern, Deutschlands Herz!"

Ed. Frhr. v. Schrenk.

Vom Fichtelgebirge an gegen Süden, umgrenzt vom Böhmerwald, Jura und den Alpen, erstrecken sich zu beiden Seiten der Donau die altbayerischen mit den schwäbischen Gauen; vom Fichtelgebirge gegen Westen bis zum Spessart und Odenwald, durchströmt vom Main, die fränkisch-bayerischen Gebiete, die ersteren, mit der Hauptabdachung nach Osten, zum Gebiete des Schwarzen Meeres, die letzteren, mit der Hauptabdachung nach Westen, zum Gebiete der Nordsee gehörend.

Ein von dem Hauptlande getrenntes Gebiet, die Rheinpfalz, breitet sich, durchzogen vom Hartgebirge, am linken Rheinufer aus.

Kaum ein anderes Land bietet in dieser Ausdehnung und Größe einen so reichen Wechsel der Natur, eine solche Fülle der verschiedensten Produkte, ein so mannigfach geartetes Volksleben als unser Bayerland. Nicht bloß im allgemeinen weist Bayern den Gegensatz von Gebirgsland und Ebene auf; nein, die ganze Stufenleiter der Bodengestaltung vom eis- und schneeumstarrten Hochgebirge bis hinab zum welligen Hügelland, von der rauhen Hochfläche bis zur milden Tiefebene finden wir hier vertreten.

Dort erblicken wir das Hochgebirge der Alpen mit seinen majestätischen Bergriesen, schimmernden Schneefeldern, saftigen Almen, klaren Seen und schäumenden Bergflüssen; hier breitet sich eine große, von mächtigen Wasseradern durchfurchte Hochfläche aus, auf welcher anmutige, waldbewachsene Höhenzüge mit ausgedehnten Ebenen abwechseln. Wenn diese auch hier und da Sumpflandschaften, Heideflächen, magere Triften und ärmliche Kiefernbestände zeigen, so sind sie doch meist fruchtbares Getreideland mit unabsehbaren Weizenfluren oder fetter Wiesengrund, dann und wann unterbrochen durch dunkelgefärbte Waldstrecken. Dort wieder steigen aus der Ebene allgemach die vielfach verzweigten Höhen des Mittelgebirges auf, bekleidet hier mit dem dunkleren Gewande der Nadel-, dort mit dem helleren der Laubholzwaldungen. Hier windet sich in sorgsam gepflegten Anpflanzungen an einem Walde schlanker Stangen die würzige Hopfenranke empor und dort, wo die Sonne ihre Strahlen glühender zur Erde sendet, schmücken blühende Obsthaine die Talgründe und üppige Rebgelände die Höhen.

Wenn die alten Deutschen meinten, das Land sei glücklich zu preisen, in dem folgende fünf W gefunden würden: Wald, Wiese, Wasser, Wein und Weizen, dann darf man Bayern gewiß ein gesegnetes Land nennen; denn an alledem fehlt es bei uns nicht und wir können daher gewiß mit Zufriedenheit auf unser Heimatland blicken. Sind auch nicht alle Gegenden Bayerns gleich freigebig von der Natur bevorzugt, so stiefmütterlich

ist doch auch keine bedacht, daß sie ihren Bewohnern nicht wenigstens den nötigsten Lebensbedarf darböte. Weitaus die Mehrzahl der Einwohner Bayerns erfreut sich eines befriedigenden Wohlstandes und Lebensgenusses. Die Behäbigkeit des altbayerischen Bauern ist sprichwörtlich geworden und doch ist es eine Frage, ob der Hopfenbauer Mittelfrankens oder der Weinbergbesitzer vor der Hart sich in einen Tausch mit ihm einließen. Bei den Berg- und Waldbewohnern finden wir allerdings selten ein so ergiebiges Besitztum; allein dafür ist ihnen eine andere Gabe zuteil geworden, köstlicher wahrlich als Reichtum an Gut und Geld: ein heiterer, freier Sinn, Genügsamkeit und Zufriedenheit, und das Volk der Berge fühlt sich daher trotz äußerer Armut meist glücklicher und wohler als das Volk der Ebene. An Quellen ausreichenden Erwerbs mangelt es aber auch den Gebirgsbewohnern nicht. Wo der Wald deren eigen Gut ist, wirft er kaum geringeres Erträgnis ab als Wiese und Ackerland. Meist freilich sind die Waldungen im Besitze des Staates, der Stiftungen oder Gemeinden. Dann sucht der Wäldler seinen und der Seinen Unterhalt durch Holzhauen, Kohlenbrennen, Teer- und Pechgewinnung, Einsammeln von Beeren, Arzneikräutern u. dergl.

Arm an Pflanzenwuchs sind nur wenige Strecken in Bayern; allenthalben lohnen reiche und mannigfache Erzeugnisse die Pflege und den Anbau des Bodens.

Bayern ist ein in ausgedehntem Maße Ackerbau und Viehzucht treibender Staat und zwei Fünftel seiner Bewohner sind diesen Beschäftigungen zugewandt. Der Gewerbebetrieb, früher meistens auf die nächsten und notwendigsten Bedürfnisse beschränkt, hat sich in neuerer Zeit, seitdem durch die Eisenbahnen der Austausch der Produkte rascher und umfassender geworden, sehr erweitert und aus dem beschränkten Standpunkte des Kleingewerbs an vielen Orten und in mannigfachen Produkten zur Fabrikindustrie erhoben. Die Städte Nürnberg, Regensburg und Augsburg, in früheren Tagen schon durch Handel und Gewerbefleiß weltberühmt, haben ihren ehrenvollen Ruf nicht nur zu erhalten, sondern selbst zu steigern gewußt. Ihnen eifern jüngere Fabrikstädte rühmlich nach, so Kempten, Kaufbeuren, München, Hof, Fürth, Schweinfurt, Kaiserslautern, St. Ingbert, Frankenthal u. a. m. Nach allen Richtungen durchziehen die Eisenbahn-, Telegraphen- und Telephonlinien das Land, Städte und Dörfer miteinander verbindend, und fortwährend wird rüstig gearbeitet, das Eisenbahnnetz insbesondere durch Lokalbahnen zu vervollständigen.

Wenn wir das alles überblicken, dann dürfen wir gewiß sagen: Bayern ist ein glückliches Land, glücklich durch seine schöne und gesegnete Natur, glücklich auch durch die Tätigkeit und den Wohlstand seiner Bewohner.

Nach Riehl, Bavaria u. a.

36. Land und Leute in Oberbayern.

Will man sich eine echt oberbayerische Landschaft vorstellen, wie der Wanderer ihr bei jedem Schritte begegnet, so denke man sich ein kleines, grünes Tal. Eine nur wenig betretene Straße durchschneidet es; seine

Bergwände sind mit dunklen Tannen bewachsen; sein von einem Bache durchflossener Boden ist zur Hälfte Ackerland, zur Hälfte Wiese; hier und da stehen mit halbdürren Ästen die Zeugen vergangener Jahrhunderte, uralte, im Winde ächzende Eichen mit weißbemooster Rinde. Mitten aber in dieser Einsamkeit, von einem kleinen Garten und einigen Obstbäumen umgeben, liegt der Hof des Bauern; ein schlanker, mit „einem Buschen", bunten Bändern und vielen Figuren geschmückter Kirchweihbaum überragt ihn hoch und grüßt den Wanderer schon aus der Ferne. Der Haustür gegenüber rinnt ein Brünnlein klaren Wassers; ihm zur Seite steht ein hohes, altes Kruzifix von Holz; frische Blumen schmücken die Füße des Heilandes; ein Betstuhl steht darunter. Unweit davon in der Wiese, von einer jener alten Eichen beschattet, liegt eine kleine weiße Kapelle mit einem Glöckchen; dicht vor dem Hause aber selbst läuft eine lange Kegelbahn hin; die schwere Kugel und der Krug klaren, kräftigen Bieres gehen abwechselnd von Hand zu Hand. Eine Kastanie beschattet die Spieler. Auf der hölzernen Galerie des Hauses stehen einige „Nagerlstöcke"; dahinter, an der Wand unter dem Dache, hängen drei von unzähligen Kugeln durchschossene Scheiben mit längst verbleichter Farbe. Durch die offenen Fenster des Hauses hört man den hellen wehmütigen Klang der Zither; man sieht die Burschen, eine Feder und Blumen auf dem Hute, mit stampfenden Füßen und schnalzenden Händen und Zungen, die lachenden Mädchen in ihrem heitern Feiertagsgewand umtanzen. Dazwischen hört man eine kräftige Stimme in fröhlicher Weise singen. So wird getanzt und gesungen, getrunken und gekegelt. Die Musik wird lauter und wilder; — da erschallt plötzlich das Glöckchen in der kleinen Wiesenkapelle, es läutet zum Ave-Maria; jetzt wird auf einmal alles stille, die Musik schweigt, die Kegel ruhen; Tänzer, Sänger, Trinker, Spieler und Schützen, alle entblößen ihr Haupt und beten bei dem einsam tönenden Klang der Glocke den Jungfräulichen Gruß.

Verlassen wir den friedlichen Hof des Bauern; wandern wir aus dem stillen Wiesentale des Niederlandes den Bergen zu; folgen wir den Alpenwassern, die raschen Sprunges, gleich den tanzenden Burschen, die Hochebene durcheilen, zu den Bergen des Hochlandes,

„wo's Edelweiß blüht an der Felsenwand".

Hier, in dem Gebiete schäumender Wasserfälle und rauschender Wildbäche, wird alles luftiger, großartiger, kühner; steile Berghänge und tief verborgene Felsentäler und finstere Schluchten finden wir hier, wo die mächtigen, von Alter und Wind zusammengebrochenen Tannen zu Hunderten, ja zu Tausenden, mit fußhohem Moos überdeckt, dahinmodern und den jungen Nachwuchs aus ihren Leichen aufwachsen lassen. In dieser wunderreichen Alpenwelt tönt das jodelnde Lied jauchzender Lust durchdringender und heller; allein auch die düstere, in der Einsamkeit brütende, wehmutsvolle Sehnsucht singt ihre Klagen in herzdurchschneidenden Tönen.

Da steigt der Hirt sicheren Fußes die höchste Felsenwand hinan, eine Blume, den Preis seiner Kühnheit, zu pflücken; er steckt sie auf den Hut, und diesen auf der schwindelnden Felsenspitze schwenkend, singt er:

"'n Himmi sei' Blau
is a' gar schön's G'schau
und voraus g'fallt m'a halt,
daß er boarisch is g'malt."

Auf einer andern Höhe aber, weit von ihm, wo seine Lust nicht hindringt, sitzt vielleicht in der totenstillen Einsamkeit nackter Felsen, wo keine Blumen blühen, eine Sennerin, die in Wind und Wetter ihr Lied in das Tal hinabsingt; der Hirtenbube der nächsten Alpe hört es; er singt es weiter und bald erschallt es von Mund zu Mund, die Täler auf und ab.

Je höher wir aber in dem Hochgebirge hinansteigen, um so finsterer, wilder, menschenfeindlicher wird die im Eishauche der Gletscher erstarrende und ersterbende Natur; hier in der stummen Öde,

„wo gar koa Baam,
koa Latschn nimmer steht,
in lauter Fels, lauter G'wänd',
wo's grausi aba geht,"

braucht es allerdings „a Schneid", wenn der Mensch nicht gleich der Natur in Trübsinn vertrauern und erstarren will.

Aber auch hier schreitet längs der kalten, übereisten Felswände frischen Mutes ein Jäger singend daher:

„Wenn der Spielhahn falzt und gurgelt auf'n Schnee,
is a frischer Jäger bei der Höh."

So ist das Volk, das in diesen Bergen und draußen auf der Hochebene wohnt, ein abgehärtetes. Nicht nur vom Norden, sondern auch vom Süden wird es über die hohen Eisberge von kalten Winden angeweht; es bedarf einer tüchtigen, nachhaltigen Nahrung und diese gewähren ihm Bier und Knödel, die sein Mark und Bein kräftigen, so daß es, starken Knochenbaues, den Mühseligkeiten und Stürmen des Lebens mit Heiterkeit Trotz bietet.

Nach Guido Görres.

37. Die Wünsch'.

Es sitz'n bei'nander beim Bier
Kamerad'n a Stuck' a vier;
Die hab'n von Wünschen g'redt
Und weller dees mehreri hätt'.
Der oa' sagt: „Dees wusst i' bald,
I' wünschet mir grad an' Wald,
Mit dem ma' z'Kalch brenna kunnt
Den ganzen Watzmann von Grund."
Der ander' sagt: „Und i' a' G'schloss,
So weitschichti und so gross,
Dass der Kalch vom Watzmann nit langt,
Bis ma' 's Dach zun bau'n anfangt".
Und der dritt' sagt: „I' wollt', dass i' fund'
So viel Geld, dass Enk abkaafa kunnt
Den Wald und dees ganzi G'schloss,
So weitschichti und so gross."
Und der viert' sagt: „I' wünschet mir schier
Nix anders als no' a' Mass Bier." —
Da hab'n die andern g'lacht,
Dass der's a' so dalket macht.
Und drüben a' fremder Herr,
Der winkt der Kellnerin her
Und zahlt ihm no zwoa Mass Bier,
Dem viert'n da vo' die vier;
Die andern studiert'n Füchs'
Mit ihneri Wünsch' krieg'n nix.

Franz v. Kobell.

38. Oberbayerische Bauart der Häuser.

Die Bauernhäuser sind meist im Unterstock Stein-, im Oberstock Holzbau. Sicherlich ist wenigstens die hintere Hälfte Holzbau. Rings um den oberen „Gaden" läuft eine Galerie. Zu ihr führt vom Erdboden aus nicht selten eine eigene Treppenstiege. Unter ihr ist kleines Brennholz so aufgeschichtet, daß davon das Küchenfenster ganz eingerahmt ist. Droben auf der Galerie hängen an einer Schnur vor dem Fenster Maiskolben zum Dürrwerden.

Die Dächer sind flachwinkelig, meist mit Schindeln gedeckt und mit großen Steinen beschwert. Die Dachflanken ragen so weit über die Mauern des Hauses hinaus, daß der Vorplatz und die Galerie vor Regen und Unwetter geschützt sind.

Viele der Häuser sind mit Heiligenbildern oder Sinnsprüchen geschmückt. Bei wohlhabenderen Häusern sind zuweilen auch die Fenster mit Blumengewinden ummalt. Die Fensterstöcke sind meist sehr klein, nicht viel größer oft als eine einzige Fensterscheibe in der Stadt, mehr quadratförmig als rechteckig; so knapp, daß man kaum den Kopf hindurchzwängen kann. Bei einzelstehenden Häusern sind die Fenster oft vergittert.

Im Innern der Häuser ist trotz aller äußeren Behäbigkeit meist kaum mehr als das übliche, notwendige „Gelaß". Unten ist gewöhnlich die Stube, die Kammer, die Küche und die Knechtkammer, oben die schöne Stube, die Schlafstube für die Kinder und die Magdkammer. In der Stube fällt uns der übergroße Kachelofen mit der als Lagerstätte dienenden Ofenbank, „dem Faulbett", und den wäschebehängten Trockenstangen zuerst in die Augen. An einem der in die Wände eingemauerten Schränke hängt der Kalender. In der Herrgottsecke gegenüber dem Tische ist das Kruzifix. Darunter steht ein alter, welker Blumenstrauß. Über dem Kreuz hängt an einer Schnur als Sinnbild des Hl. Geistes eine Papiertaube. Hinter dem Kruzifix steckt der verstaubte Palm- und Kräuterbüschel. Im Hintergrund der Stube führt zuweilen eine Treppe zur Kinderschlafkammer im oberen Gaden. Durch die über der Stiege angebrachte Falltür läßt man im Winter vor dem Schlafengehen die Wärme aus der Wohnstube in die Kammer entweichen.

Das Hinterteil des Hauses enthält den Stall und den Heuboden. Friedlich wohnen unter einem Dache Herr, Gesinde und Vieh.

Da in den Tälern um die obere Isar der Feldbau wenig, ja stellenweise gar nicht möglich ist, so mangelt selbstverständlich bei den meisten Häusern der Getreidestock. Und da die Wies- und Weidegrundstücke meist sehr weit und beschwerlich liegen, so bringt der Bauer nur den nötigsten Futtervorrat ins Haus. Das entbehrliche Heu oder Grummet bringt er vorerst in den auf seinen „Wiesmahden" aus Holzstämmen erbauten Futterhütten unter. Im Winter schafft er dann vom Futter nach Bedarf und Möglichkeit auf einem großen Handschlitten heim.

In den ödesten und unwirtsamsten Tälern unserer bayerischen Alpen kann man armselige, schwarze Holzhütten als Wohnhäuser treffen, die schier schlechter sind als die Ställe und Scheuern draußen im Vorlande. Auf roher Unterlage aus Bruchsteinen ist ein Bau aus rohem Holz errichtet. Man sieht es den Häusern an, wie sie stückweise gewachsen sind, d. h. nach dem Zuwachs der Familie und des Viehstandes. Gleichwohl führen in einer solchen Hütte Familien mit oft 5—8 Köpfen ein zufriedenes Leben. In den Bergtälern, welche ins Vorland münden, sieht man dagegen wieder stattliche Bauernhöfe mit dreistöckigem, fast ganz aus Stein gebauten Wohngebäude mit eigenem Zubau als Austraghaus.

Dort leben die alten Bauersleute oder auch die ledigen Geschwister, wenn die Eltern dem ältesten Sohne ihr Anwesen übergeben haben.

Nach Bronner.

39. Die Holledau.

Zwischen Pfaffenhofen a. I., Landshut und Abensberg liegt inmitten des Hügelrückengebietes der Hopfengarten Südbayerns, die sog. Holledau oder Hollertau. Hier sehen wir in bachdurchrauschten Tälern und an Hügellehnen in Abwechslung mit Ackerfeldern große Hopfenpflanzungen, teils Stangen- teils Drahtanlagen. Wie Bajonette ganzer Regimenter Soldaten glänzen die

Abbildung 2. Weibliche Hopfenpflanze.

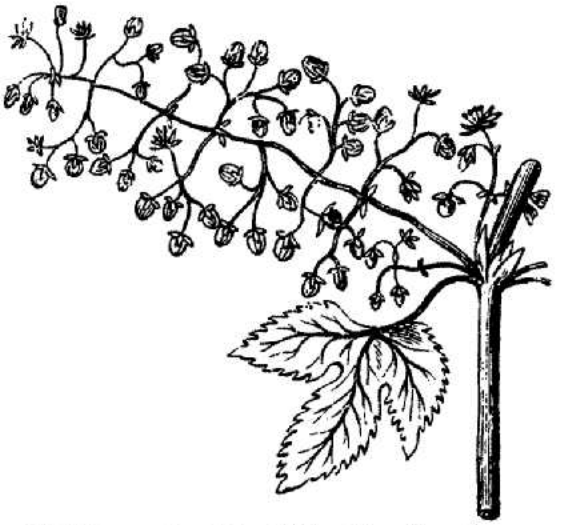


Abbildung 3. Männliche Hopfenpflanze.

Spitzen der Stangen, an welchen sich die Hopfenpflanzen hinaufranken. Etwa 5000 ha des Bodens sind mit Hopfen bebaut. Der tiefgründige, sandig-lehmige Boden dieses Gebietes ist für die

Kultur dieser Pflanze sehr geeignet. Der Hopfenbau ist keineswegs ein so leichtes, müheloses Geschäft, wie gewöhnlich angenommen wird. Er erfordert viel Arbeit, Umsicht und Sorgfalt. Die Hauptorte der Holledau sind Wolnzach, Geisenfeld, Mainburg, Nandlstadt und Au. Schon ein alter Volksspruch heißt:

„Wolnzach, Nandlstadt und Au
Sind die drei Hauptstädt' der Holledau."

Es sind dies aber samt und sonders keine Städte, sondern nur große Marktflecken mit einigen stattlichen Häusern, deren hohe Dachgiebel mit den vielen Lucken zum Hopfendörren gut geeignet sind.

Der Hopfenbau hat in früherer Zeit ziemliche Wohlhabenheit in die genannten Orte gebracht. Vor 35—40 Jahren noch gab es in der Holledau Hopfenbauern, die Tausende von Gulden im Jahre verdienten. Gegenwärtig, wo der Zentner kaum so viel Mark gilt als früher Gulden, ist der Gewinn ziemlich schwankend.

Abbildung 4.
Hopfendolde.

Zur Zeit werden noch alljährlich etwa 75000 Zentner Hopfen in der Holledau erzeugt, vom ha also etwa 15 Zentner. Auf der Hopfenwage zu Wolnzach erhalten durchschnittlich 7000 Ballen Hopfen zu je 2 Zentner ihr Siegel. Nicht viel weniger Ballen kommen von Mainburg und Au, welch beide Orte auch amtliche Hopfenwagen besitzen, in den Handel. Der Holledauer Hopfen gilt als eine gute, vielgeschätzte Ware.

Etwa Ende August bringt die Sommerhitze die Hopfendolden zur Reife. Anfang September kann dann die Ernte, das Hopfenbrocken oder Hopfenzupfen, beginnen. In vierzehn Tagen oder drei Wochen muß die ganze Arbeit geschehen sein, damit die Dolden schön grün bleiben und nicht den Kupferbrand bekommen. Aus allen Himmelsrichtungen wandern zu diesem Geschäfte Hilfskräfte zu, aus den Städten und Märkten der Umgegend, aus dem Bayerischen Wald, aus Böhmen, von Franken und Schwaben. 10—12000 Personen finden hier bei der Hopfenpflücke Beschäftigung. Da herrscht dann in der Holledau ein reges Leben und Treiben.

Über die Entstehung des Hopfenbaues in der Holledau ist folgendes bekannt:

Seit Menschenerinnern schon wird in der Holledau Hopfen gebaut. In einer Urkunde des Bistums Freising vom 9. Jahrhundert geschieht bereits etlicher Hopfengärten im alten Bayern Er-

wähnung. Nach sicherer Überlieferung ist der Hopfenbau in Südbayern zuerst in Geisenfeld und zwar durch kriegsgefangene Slaven- oder Wendenansiedler eingeführt worden. Größeren Umfang gewann der Holledauer Hopfenbau erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zu Anfang desselben wurden nur etwa 100 Zentner Hopfen gewonnen. Nach Bronner.

40. Die Donau bis Passau.

Der südliche Abhang des Schwarzwaldes ist es, der dem Donaustrom sein Dasein schenkt. Unweit der südwestlichen Grenze unseres deutschen Vaterlandes entspringen auf badischem Gebiete, etwa 1000 m über dem Meere, die beiden Quellflüsse Brega und Brigach. Sie eilen in südöstlicher Richtung abwärts, um sich etwa 400 m tiefer bei Donaueschingen zu vereinigen und zugleich den Namen Donau anzunehmen, nachdem noch der Abfluß des Schloßweihers zu Donaueschingen hinzugekommen ist.

Der vereinigte Fluß wendet sich bald gegen Nordosten um die Massen des Schwäbischen Juras, die sich ihm in den Weg stellen, zu durchbrechen. Zunächst sind es anmutige, rundliche Berge, die den Fluß begleiten; aus grünen Laubwäldern schauen an deren Abhängen pyramidenartige Felsgruppen hervor; hin und wieder aber begegnen dem Auge auch unbewaldete Berge, die mit Felstrümmern übersät sind. Später schickt der Fluß sich an ein Felsentor zu durchwandern. Es ist unterhalb Friedingen und Kloster Beuron, wo jähe Felsenwände das Stromufer berändern. Die Gipfel dieser Gebirgsmassen kleiden sich in dunklen Wald; an den jähen Abhängen hat menschlicher Fleiß hin und wieder versucht die geringe Erdkrume ertragsfähig zu machen; die Straße aber hat man an der Talsohle mühsam durch Felssprengungen hergestellt, um den Verkehr der Menschen auch hier zu ermöglichen. Nicht viele und wenig volkreiche Dörfchen begleiten diese Stromschnelle; aber malerisch schauen von steiler Höhe mehrere umfangreiche Burgen und Schlösser zum engen Strombette hinab. Es ist ein eigentümlicher Zauber, der den Wanderer an dieser Stelle gefesselt hält. Zu den schönsten Burgen der Gegend nicht nur sondern auch unseres ganzen Vaterlandes gehört Schloß Wildenstein. Von der Höhe des Gebirges führt eine Zugbrücke über einen Felsenspalt hinweg zu einer kleinen Platte, welche einen Teil des Schloßgebäudes trägt; doch der eigentliche Hauptteil desselben ist auf einem Felsen gelegen, welcher sich steil über dem Strom erhebt und durch eine zweite Brücke mit dem bereits erwähnten Schloßteile verbunden wird. Unterhalb des gleichfalls malerischen Schlosses Werenwag liegt das Eisenwerk Tiergarten und die Straße muß sich hier durch mehrere Felsentunnel vorwärtszwängen. Kaum sind jene Engen gewichen, so wird der Strom schon wieder bedrängt; über diesem Felsendurchbruche thront die Ruine Dietfurt; dann hüpfen die Wellen an dem ehemaligen Kloster Inzigkofen vorüber und erreichen die Stadt Sigmaringen, welche reizend auf zwei Felsen und deren Abhängen sich aufbaut und von den Wogen der

Donau umschlungen wird. Es ist der letzte reizvolle Punkt vor dem Eintritt des Stromes in eine einförmige Riedgegend. Auf schwärzlichem Moorgrunde finden sich hier zu beiden Seiten der Donau nur spärliche Wiesen und Felder, nur dürre Fichtenwälder; eine kurze Abwechslung bietet der Stromdurchbruch durch eine Felsenpforte bei Zell; dann aber folgt bis in die Nähe der von einem herrlichen Münster überragten Festung Ulm aufs neue flaches, sumpfiges Moorgebiet. Weiterhin gelangen wir durch das traurige Donauried, begegnen den berühmten Schlachtorten Höchstädt und Blindheim und der ehemaligen Reichsstadt Donauwörth, bei welcher die Wörnitz aus dem fruchtbaren Ries in die Donau mündet. Vor Neuburg treten von beiden Seiten Hügelreihen bis an den Fluß heran; jenseits der südlichen breitet sich bis unterhalb der stattlichen Festung Ingolstadt abermals ein wenig fruchtbares Donaumoos aus, für dessen teilweise Bebauung und Ansiedlung sich Kurfürst Karl Theodor und König Ludwig I. viel bemüht haben. Von Neustadt bis Regensburg ist die Donau abermals von Gebirgen eingeengt, deren seltsam geformte Felsen den schluchtartig eingezwängten Fluß überragen. Hier liegt das Benediktinerkloster Weltenburg mit den zum Teil in den Fels selbst hineingehauenen Altären seiner Stiftskirche. Auf dem Michelsberg bei Kehlheim unweit der Mündung Altmühl erhebt sich die herrliche Befreiungshalle, welche König Ludwig I. zu Ehren aller Helden der Befreiungskriege erbauen ließ. Bei Abbach treten die Felsen wieder steil an den Fluß heran bis Mariaort, wo die aus dem wildromantischen Tale von Etterzhausen kommende Nab einmündet.

Bei Regensburg mit seinem herrlichen Dome erreicht die Donau ihren nördlichsten Punkt (49° n. Br.), um sich dann südöstlich zu wenden. Die Brücke, welche hier über den Fluß gelegt ist, überdauert die Zeit ihres Erbauers, Heinrichs des Stolzen, schon über 750 Jahre und zeigt sich noch immer dem Anpralle der Wogen gewachsen. Gegenüber Regensburg ergießt sich der Regen, welcher aus dem wildesten und großartigsten Teil des Böhmerwaldes kommt, in die Donau. Der Regen umfließt auf zwei Seiten den Bayerischen Wald, der mit einem Zweig des Böhmerwaldes gegen Südosten verwachsen ist. Durch den Bayerischen Wald wird die Donau gezwungen ihren nordöstlichen Lauf gegen Südosten zu wenden. Der Bayerische Wald fällt steil zu dem Strome ab, über den er sich mit 1300 m hohen, bewaldeten Kuppen erhebt. Auf einem Vorsprung des Gebirges ragt bei Donaustauf die herrliche Walhalla empor, welche König Ludwig der I. über dem majestätischen Strome zu einem „Tempel deutscher Ehren" aus Untersberger Marmor erbaut hat. Die Walhalla ist 30 m breit, 94 m tief und 92 m hoch; ihren vorderen Giebel tragen 16 Säulen in 2 Reihen; je 18 Säulen umgeben die Seiten und 9 Säulen die Rückseite. Von den Giebelfeldern zeigt das eine in kolossalen Marmorfiguren den Sieg des Arminius über Varus, während das andere in sinnbildlicher Form die Wiedergewinnung westdeutscher Städte von Frankreich zur Darstellung bringt. Die Walhalla ist in ihrem Innern äußerst prächtig geschmückt und enthält in zwei Reihen übereinander die Büsten der von dem Erbauer zu „Walhallagenossen" auserwählten Deutschen.

Die Donau windet sich nun anmutig durch Wiesen und Felder hindurch und erreicht die „Kornkammer Bayerns", die Stadt Straubing, ihren Hauptort, bespülend. Auf der linken Seite treten waldige Berge näher zum Strome heran, rechts liegt auf einer Terrasse der weite, waldlose Gäuboden mit seinen reichen Getreidefeldern. Die Uferlandschaft selbst ist eintönig, meist sumpfige Wiesen und Wald. Links im Vordergrunde zeigt sich eine kahle Anhöhe mit einem Kirchlein: der Wallfahrtsort Bogenerberg. Weiter flußabwärts erhebt sich mitten in der Ebene der gewaltige Klotz des Natternberges, dann unmittelbar links Deggendorf mit seinem stattlichen Hafen, der Hauptstapelplatz für die Produkte des Bayerwaldes. Gleich darauf mündet die rauschende Isar, das wilde Alpenkind; dann grüßt der Strom die Trümmerreste der Winzener Burg und netzt den Fuß des alten, verfallenen Raubnestes Hilgartsberg. Hinter Vilshofen, wo die kleine Vils in den Strom tritt, verengt sich das Flußbett um ein beträchtliches und bildet das an Felsen und Untiefen reiche, für die Schiffahrt so gefährliche G'hachlet[1]). Rechts erheben sich die steilen Felsen der Donauleite, an deren Fuß sich Straße und Eisenbahn hinziehen. So nähern wir uns dem prächtigen Passau, in einem Kessel erbaut, in welchem sich die Täler der Ilz, des Inns und der Donau kreuzen. Passau liegt zum größten Teile auf der langgestreckten Halbinsel, welche die unter einem spitzen Winkel zusammenfließenden Ströme Donau und Inn gebildet haben. Zur linken Hand ragt auf hohen Felsen die ehemalige Festung Oberhaus, während den Eingang zum Ilztal Burg Niederhaus schützt. Noch einige Stunden talabwärts grüßt der Strom den lieblichen Markt Obernzell, durch seine Schmelztiegel in der ganzen Welt bekannt; dann scheidet die Donau vom Deutschen Reiche, um ihre Wasserwogen zunächst durch die befreundete Österreichisch-Ungarische Monarchie weiter gegen Osten zu führen.

Meyer, Stauber u. a.

41. Ernteleben im Gäuboden.

In den Stromtälern der Donau und Isar neigen sich die goldgelben Weizenähren unter dem sengenden Jakobisonnenstrahl dem Schnitter entgegen. Das weiß der winterlich ärmliche Böhmerwald sehr genau: von Kundschaftern hinaus und Briefen herein. Er speit nun seine überschüssigen Arbeitskräfte auf allen Gebirgssteigen und Landstraßen in den Flachboden. In mehreren buntscheckigen Schwärmen strömt das Volk durch die Vorwalddörfer gegen Straubing hinaus zum sog. „Sklavenmarkt". Das ist die jeweils letzte Samstagsschranne vor Erntebeginn.

Jede Böhmerwaldlerin, wenn sie zum erstenmal herauskommt, betrachtet das Donautal mit seinen wogenden Getreidefeldern, seinen zahlreichen stattlichen Dörfern und Gehöften wie eine Art Paradies. Dies ist ihr aber durchaus nicht zu verargen; ist doch das unver-

[1]) Von Hachel = Flachshechel.

gleichliche Getreideland die „Kornkammer Bayerns“. Angesichts des Straubinger Stadtturmes nehmen die Arbeitsscharen ihre letzten Rastplätze bei einem Imbiß Brot und einem Trunk Bier. Es sind Männer und Weiber, von denen jedes den umfangreichen Bündel Wäsche auf dem Rücken und die umwickelte Sichel am Arme hat.

In endlos langen Reihen stehen am nächsten Tage die Ernteleute auf dem Straubinger Stadtplatze um „gehandelt“ zu werden. Reiche Gäulandbauern durchschreiten den Arbeitsmarkt und halten prüfende Umschau. Nach vollzogenem Geding fährt alsdann ein jeder Schrannenbauer einen Wagen voll „Arnleut“ nach Hause. Jede Stunde an diesem Sonnabend rasseln auf allen Haupt- und Nebenstraßen die Fuhrwerke mit lustigem Schnittervolk nach den Dörfern hinaus. Sonntag ist noch Rast.

Am Montag jedoch in grauender Morgenfrühe zieht es von sämtlichen Höfen hinaus in die Feldbreiten. Da gibt es ein buntes Erntebild: voraus ein munterer Böhme, welcher tanzt und geigt, und hinter ihm drein ein ebenso leichtes Schnittervölkchen, tanzend, lachend, scherzend und munter „Juchhuhu!“ in die Lüfte stoßend. So bewegt es sich durch die Dorfgasse. — Einer jedoch bewahrt Würde und Ernst: der Oberknecht. Er ist die Angel, um welche das ganze Schnittervolk sich dreht. Der Bauer gibt seinen Tagesbefehl nur an ihn und er mit seinen Leuten vollzieht denselben. Er führt sein Volk zum und vom Acker, zum und vom Tisch. Er ruft um 3 Uhr morgens mit seinem dröhnenden „Auf!“ seine sämtlichen Leute aus den Federn. Um 4 Uhr steht er am Acker. Da läutet die Gebetglocke den Tag an. Der Oberknecht zieht seinen Hut und betet, die andern ihm nach. Dann fahren die Erntesicheln zischend in die Ähren. Jedes nimmt seinen Bifang und zwar in altgewohnter Reihenfolge; nach dem männlichen Schnitter ein weiblicher.

Punkt 8 und 3 Uhr erdröhnt in den Feldbreiten die Stimme des Oberknechts: „Zum Brot!“ Denn ebenso pünktlich ist auch der Hausbote da mit einem mächtigen Kruge Bier und einem nicht kleinen Laib Brot. Der Knecht schneidet Scheiben vom Brotlaib, welche die andern emsig in die Schüssel brocken. Das gibt einen beliebten und kräftigend nahrhaften Schmaus.

Steigt die Sonne immer höher und klebt den Schnittern die Zunge am ausgetrockneten Gaumen, so erscheinen die „Wasserbuben“. Da fährt soeben einer vom Hof heraus in das Feld, das „Wasserlagl“ auf seinem Zweiradkarren. Ist das Fäßchen geleert, so läuft er fort und kommt hurtig wieder mit einem frischen, vom Schnittervolke stets freudig begrüßt und belobt.

Sengt die Erntesonne recht brennend herab, dann mischt die Bäuerin etwas Essig in das Wasser. Das gibt einen köstlichen Labetrunk von der einen Brotzeit zur andern.

Den letzten Ährenbüschel berührt keine Erntesichel mehr: er bleibt stehen, weibliche Hände flechten Feldblumen drein und winden

buntfarbige Bändchen herum. Nun sendet das Schnittervolk ein Dankgebet zu Gott; dann aber umschlingen sich die Paare und tanzen um die geschmückten letzten Ähren einen fröhlichen Feldreigen.

Ist das Getreide unter Sichel und Sense gefallen, so beginnt ein anderes wichtiges Erntegeschäft: das Einfahren. Drei aufgeleiterte Wägen stehen im Hofe, an jedem zwei markige, schneidige Gäule; und nun hinaus in das Feld!

Der Ober- und der „Anderknecht" geben die Weizengarben und Gerstenbüschel auf. Das geht hurtig und wie am Schnürchen, auch ohne den Bauern; doch greift dieser auch selbst zu, namentlich bei unbeständiger Sonne.

Die vier Scheunentore stehen flügelweit offen. Die Ablader harren im Speicherviertel und mit ihnen der Ochs, der „treten" muß. Das erste Weizen- und Gerstenfuder fährt der Bauer eigenhändig vom Felde in die Scheune und besprengt sie mit einigen Tropfen geweihten Wassers, damit der Himmel, wie er die goldene Frucht auf der Flur geschont, sie auch behüten möge vor Wirbelsturm, Feuer und Speicherwurm.

Ein eigenartiges Schauspiel ist es zuzuschauen, wie der sogenannte „Gerstenstock" emporwächst. Von den Abladern erklimmt immer abwechselnd ein anderer die Fuhre um die Gerste vom Wagen in das Viertel zu gabeln; die übrigen greifen darnach und werfen sie auseinander; der Ochs aber, geführt von einer Manneshand, muß eintreten. Das tut er anfänglich sehr vergnügt; denn er hält es für einen Spaziergang, bei welchem er sich die Gerstenbüschel weidlich schmecken läßt. Aber nicht recht lange; denn er wird steinmüde in dem ewigen Herumtreten kreuz und quer und rundum, schüttelt nun mißvergnügt den Kopf, schreit aus voller Kehle: „Muh, muh!" bläst und schnaubt ärgerlich aus der Nase, bohrt ingrimmig seine Hörner in das Stroh, setzt sich auf die Hinterbeine, rastend und wiederkäuend und will nicht mehr „treten". Allein alle seine schlauen Hausmittel helfen ihm nichts; er muß, wenn nicht mit guten Worten, dann mit Schlägen. So verbleibt er meist drei Tage und Nächte im Speicherviertel und gelangt mit dem wachsenden Gerstenstock immer höher und höher hinauf. Ist jedoch die vorletzte Fuhre eingetreten, so hat der Ochse seine Erntearbeit getan. Nun errichtet man unten auf der Tenne einen großen Strohhügel und fährt die letzte Gerstenfuhre herein. Zwischen den beiden Strohwänden, Stock und Fuder, rutscht alsdann der Ochs hernieder, ganz schön gemütlich, ohne Beinbruch, zum Ergötzen des gesamten Hofes.

Ist die gesamte Ernte im Stadel, dann feiert man nach uraltem Brauch das „Arnmahl". Dabei macht der Bauer selbst den Wirt, und soll der gute Name seines Hauses nicht Schaden leiden, so muß an diesem Ehren- und Freudentage des Dienstvolkes der Schmaus und Trank ein sehr reichlicher sein. Vom Mittagstisch bis tief in die Nacht verwandelt sich beim Erntemahl die Bauernstube in einen Tanz-

boden, und damit ja nichts Heiteres und Lustiges diesen Stunden fehle, ist auch der eine oder andere Erzähler mit einer recht faustdicken Scherzlüge und Bauernschnurre zur Hand. So wechseln Tanz und Sang und kurzweiliger Schabernack. Nach Schlicht.

42. Das Algäu und seine Bewohner.

Wo sich die südliche Grenze Bayerns gleich einer Halbinsel am tiefsten nach Tirol hinein erstreckt, müssen wir das Algäu auf der Karte suchen. Dort an den Quellbächen der Iller und auf den Berghalden, aus denen sie hervorsprudeln, sitzt der Algäuer Volksstamm. Ein hoher Gebirgskamm, bis zum Hochvogel (2593 m) ansteigend, umrahmt die Täler der drei Bäche, welche sich in der kleinen Ebene oberhalb Sonthofen bei Oberstdorf zur Iller vereinigen. Bis nach Kempten hinab erstreckt sich das Algäu, welches bis dahin von der Iller in zwei Hälften geteilt wird. In der Regel wird auch noch die Landschaft längs der Eisenbahn von Immenstadt nach Lindau zum Algäu gerechnet.

Es ist die Perle der bayerischen Alpenlandschaften und weder Tirol noch Vorarlberg hat eine solche Anzahl grüner Alpenweiden aufzuweisen wie das Algäu. Hoch hinauf sind seine Berge mit saftigen Alpenwiesen bedeckt, dazwischen mit dunklen Nadelholzwaldungen umsäumt. Großartig ist der Anblick des Hochgebirges, auf welchem Adler und Gemse hausen, mit seinen grünen Seen und rauschenden Wasserfällen. Wunderbar ist die Fernsicht von seinen höchsten Bergspitzen, z. B. vom Grünten, dem Schwäbischen Rigi. Sie erstreckt sich westwärts über den Bodensee bis zum Finsteraarhorn im Berner Oberland, ostwärts bis zum Wendelstein und zur Zugspitze und reicht gegen Norden in unabsehbarer Ferne über das Alpenvorland hinweg bis nach Ulm.

Der Algäuer läßt sich die Arbeit nicht leid werden. In den tief eingeschnittenen Tälern seiner Heimat sehen wir sorgfältig gepflegte und gedüngte Wiesen und selbst auf den Höhen und Bergen sind die besseren, tiefgründigen Lagen noch in solcher Weise gepflegt. Die hohe Lage des Landes[1]) macht den Ertrag des Getreidebaues unsicher, weshalb man nur Sommerweizen, Sommerroggen, Hafer, Ackerbohnen und Kartoffeln baut; allein der Anbau dieser Früchte nimmt in neuerer Zeit mehr und mehr ab und hat im obern Algäu bereits der reinen Graswirtschaft vollständig das Feld geräumt. In früheren Zeiten wurde im Algäu viel Flachs gebaut; heute ist auch der Flachsbau gänzlich verschwunden und Milchwirtschaft und Viehzucht sind die fast ausschließlichen Erwerbszweige des Algäuers. Sein ganzes Dichten und Trachten ist darauf gerichtet recht viel und möglichst gutes Futter zu ernten.

[1]) Oberstdorf liegt 815 m über dem Meere.

In dem feuchten Gebirgsklima und bei der reichlichen Düngung (Güllewirtschaft) gedeiht das Futter auch vortrefflich; doch ist das Dörren des Grases durch die häufigen Niederschläge sehr erschwert und die Gewinnung eines guten Heus nur durch das hier übliche Aufhängen des Futters an Holzgerüsten, den sogenannten Heinzen, möglich. Auch von den steilsten Höhen seiner Berge, wo das Vieh sich nicht mehr zu weiden getraut, holt der Wildheuer, mit Steigeisen bewaffnet, das würzige, wie Tee duftende Bergheu herab und trägt es zentnerweise auf seinem Nacken zu Tal.

Große Dörfer sind im Algäu selten. Der Bauer wohnt am liebsten inmitten seines Besitztums. Um die Wohn- und Wirtschaftsgebäude weidet im Vor- und Nachsommer das kurzbeinige, breitstirnige, trefflich gepflegte Vieh. Gegen Ende Mai bis Mitte Juni werden die Alpen bezogen, auf denen das Vieh bis zum September verbleibt.

Der Algäuer Viehschlag ist einer der besten und bekanntesten in ganz Bayern; doch hat er, allerdings nicht zu seinem Nachteil, im Laufe der Zeit eine große Umwandlung erfahren. Als nämlich in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Milchwirtschaft einen früher nie geahnten Aufschwung erfuhr und die Milchpreise eine ungewöhnliche Höhe annahmen, ging im Algäu die Viehzucht sehr zurück; der Algäuer sah nur noch auf den Milchertrag, nicht mehr auf die Qualität des Viehes, welches er auch nicht mehr wie sonst selbst nachzog, sondern aus Österreich einführte. Dadurch kam die früher so bedeutende Viehzucht des Algäus an den Rand des Abgrunds und es bedurfte sehr großer Anstrengungen und des eifrigen Eintretens einiger weiter schauenden Landwirte in Wort und Beispiel, um noch rechtzeitig die Viehzucht in diesem von Natur hiezu so bevorzugten Lande vor dem Niedergange zu bewahren.

Durch die Gründung der Herdebuchgesellschaft kam ein neuer Aufschwung in die Viehzucht des Algäus; wertvolle Zuchttiere aus den verwandten, ebenfalls zur Rasse des Graubraunen Gebirgsviehes gehörenden schweizerischen Viehschlägen, vor allem dem Schwyzerschlag, wurden eingeführt, sachgemäß, unter Berücksichtigung von Form, Farbe und spezieller Milchleistung, weiter gezüchtet und heute nimmt das Algäuer Vieh als mittelschweres, genügsames und gesundes Gebirgsvieh von außerordentlicher Milchergiebigkeit wiederum eine hervorragende Stellung unter den bayerischen Viehschlägen ein.

Die Tiere sind einfarbig hellbraun (Mausefarbe) oder braun bis dunkelbraun, haben schwarze Hornspitze, schwarze Klauen, bleifarbenes Flotzmaul und schwarze oder braune Schwanzquaste. Auf eine Kuh von 400 bis 500 kg Lebendgewicht rechnet man eine jährliche Milchmenge von durchschnittlich 3000 kg mit einem Fettgehalt von 3,6 %; die höchsten Erträgnisse beliefen sich nach den Probemelkungen der Algäuer Herdebuchgesellschaft auf 5658 kg Milch mit 4,8 % Fett.

Aus der fetten Milch der wohlgenährten Kühe werden die berühmten Algäuer Käse erzeugt. Was im Deutschen Reiche als schmackhafter Emmentaler- und Schweizerkäse bezahlt und gegessen wird, stammt zum größten Teile aus dem Algäu. In großen Sennereien wird die Milch von den einzelnen Höfen und Dörfern gesammelt und zu Käse und Butter verarbeitet. Kempten ist der Hauptplatz des bayerischen und süddeutschen Käsehandels.

Die größten Viehmärkte des Algäus sind die zu Sonthofen, im Herbste nach dem Abtrieb von der Alp. Aus der Nähe und Ferne, aus Altbayern, Franken, Württemberg, Elsaß, Preußen, Sachsen, Böhmen, Ungarn und Rußland, ja sogar aus Schweden kommen Fremde um die schönsten Zuchttiere zu kaufen.

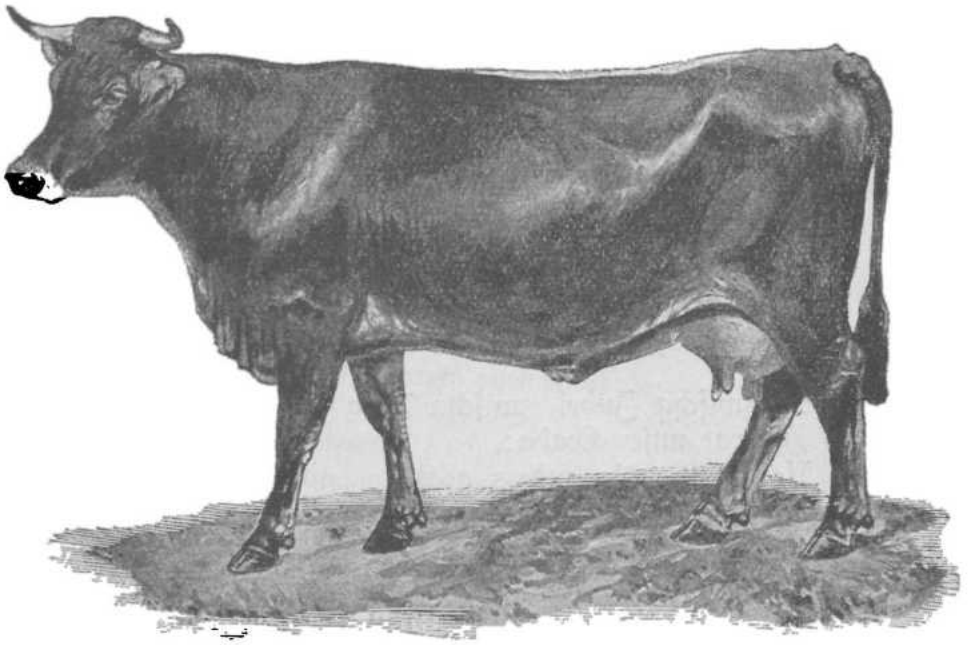


Abbildung 5. Algäuer Kuh.

Der Algäuer lebt mäßig. Sein Hauptgetränk ist die Milch. Milch, und was sich daraus machen läßt: „der“ Butter und der Käse, sind die Hauptnahrung des Volkes; daneben genießt man das gesalzene und geräucherte Fleisch vom Rind und vom Schwein, welch letzteres bei der Molkenfütterung in den Sennereien vortrefflich gedeiht. Mehlspeisen gelten im Algäu als Leckerbissen und Festtagskost. Im obern Algäu namentlich wird an Brot und Mehl gespart; Milchkost ist hier vorherrschend. Beliebte Speisen sind der „Stopfer“, ein fettgeschmalzenes Habermus, und die „Kratzet“, ein gestoßener Pfannkuchen, in Altbayern „Schmarren“, in Franken „Zammet“ genannt. Zu jeder Mahlzeit kommt Milch als Nachtrunk auf den Tisch. Beliebt ist auch der Kaffee, besonders der Rahmkaffee, welcher meistens ohne Zucker genossen wird.

Die Algäuer gehören zum Stamme der Alemannen, gleichwie die Vorarlberger und die Schweizer. Am nächsten verwandt mit den Alemannen sind die Schwaben und doch unterscheiden sich beide sehr auffällig. „I bin g'si", spricht der Alemanne, „I bin gwea" der Schwabe. Die Bevölkerung von Sonthofen an aufwärts zeigt noch heute den hohen Wuchs und den starken Körperbau, die runden Knochen, die breiten Schultern und die gewölbte Brust des alten alemannischen Stammes sowie die schwarzen Haare und die kleinen Augen desselben. Fischer und Scholler.

43. Der Stundaschlag.

(Schwäbische Mundart.)

Wear woiß, was bringt der Stundaschlag? —
D'Glock und der Hammer
Bringat Leid und Jammer;
O übertrag's bei Nacht und Tag!

Und schlägt a freudigs Stündle au',
Heb's mit beide Hända,
's könnt sie wieder wenda;
Oft wird gar g'schwind der Himmel grau.

So zwischa Jubel, zwischa Klag
Zitterat unser Leaba;
Koi'm weard's anders geaba
Wohl bis zum letzta Stundaschlag. — Hyazinth Wäckerle.

44. Der Bayerische Wald.

Der Bayerische Wald, im Munde des Volkes schlechthin „der Wald" genannt, ist kein für sich abgeschlossenes Gebirge, sondern ein Teil des mächtigen Böhmerwaldes und zwar seines südwestlichen Abfalles. Im Nordwesten gegen die Oberpfalz zu steht er durch den Pfälzer Wald mit dem hufeisenförmigen Fichtelgebirge, gegen Südosten aber mit dem Böhmisch-österreichischen Gebirge in Verbindung. Er umfaßt den von der Donau nördlich gelegenen Teil Niederbayerns und die östliche Oberpfalz.

Der Bayerische Wald enthält zwei von Südost nach Nordwest streichende Hauptketten, nämlich das Böhmisch-bayerische Grenzgebirge (mit dem Arber, Rachel und Lusen) vom Dreisesselberge bis zum Furth-Tauser-Paß und das Donaugebirge (mit dem Dreitannenriegel) von Regensburg bis unterhalb Passau.

Zwischen den beiden Hauptzügen breitet sich ein mehr hügeliges Land aus, welches den Namen Pfahlgebirge führt. Der Bayerische Wald ist noch Wald in seinem mittleren Teile, im Donaugebirge dagegen hat sich

nur mehr wenig vom Walde erhalten. Der hintere Zug ist großartiger Wald. Die hochschaftigen Stämme der Bäume gleichen Riesensäulen; bogenartig wölben sich die grünen Gipfel der Buchen, überragt von dunklen Tannen, übereinander. Feierliche Stille, die nur morgens und abends von der klangvollen Stimme der Drossel unterbrochen wird, herrscht in diesem Helldunkel. In höheren Lagen bemerken wir das Auftreten des Ahorns. Bald verläßt uns auch die Tanne und die Fichte ist fast ausschließlich an ihre Stelle getreten; allein sie ist nicht mehr hochstämmig und schlank. Was sie jedoch an Höhe einbüßt, gewinnt sie an Breite der Krone. Der Stamm verdünnt sich kegelartig, die weit herabhängenden Zweige aber erreichen einen bedeutenden Umfang. Man nennt solche Fichten „Spitzfeichten". Das Holz derselben zeichnet sich durch besondere Feinheit der Jahresringe sowie durch eine seltene Gleichmäßigkeit aus. Diese Eigentümlichkeiten machen es besonders zu Resonanzböden für musikalische Zwecke geeignet. Der Kern des Gebirges besteht aus Granit, Gneis und Glimmerschiefer. Der Pfahl ist ein mächtiger Quarzgang, der mitten durch das Gebirge schnurgerade hinstreicht und sich vom Fuß des Dreisesselberges bis Bodenwöhr in der Oberpfalz erstreckt. Graphit und Porzellanerde kommen als Einlagerungen im Gneisgebiete vor.

Das Klima ist rauh und der Boden liefert geringen Ertrag. Daher sind die Bewohner schon von Haus aus auf Genügsamkeit angewiesen. Im inneren Walde bilden Kraut, Kartoffeln, grobe Mehlspeisen, saure Milch und Schwämme die wichtigsten Bestandteile des bäuerlichen Tisches.

Der Bayerische Wald zählt ungefähr 250 000 Bewohner, die sich selbst „Waldler" nennen. Der Abstammung nach sind sie Altbayern. Das Landvolk zeigt im ganzen einen kräftigen Körperbau. Im südöstlichen Teile, besonders im Passauer Walde, haust ein ausnehmend schöner Menschenschlag. Der Waldler ist etwas derb, aber gutmütig, dabei genügsam und religiös. Er hängt treu an seinen heimatlichen Bergen und liebt Gesang und Tanz.

Die Hauptnahrungsquellen der Bewohner des Bayerischen Waldes sind Ackerbau, Viehzucht und in den höher gelegenen Teilen des Waldes die Ausbeutung des Holzreichtums. Die eigentliche Holzindustrie beschränkt sich auf die Herstellung von Brettern, Pfosten, Dachschindeln und Zündhölzchendraht; das hervorragendste und edelste Erzeugnis des Böhmer- und Bayerischen Waldes ist das kostbare Resonanzbodenholz, das überallhin, sogar bis nach England und Amerika versendet wird.

Weit älter als die Holzindustrie im Bayerischen Walde ist die Glasfabrikation, die zu den wichtigsten Erwerbszweigen des Waldes gehört. Die ersten Glashütten sind wahrscheinlich schon im Mittelalter in der Nähe des Goldenen Steiges, eines Weges von Passau nach Prachatitz in Böhmen, entstanden. Es gibt in ganz Europa kein zweites Waldgebirge, das so viele Glashütten aufzuweisen hätte wie der Böhmer- und der Bayerische Wald. Besonders zahlreich sind die Glashütten um Zwiesel. Die Leinwandindustrie des Bayerischen Waldes, vorzugsweise im Bezirksamt Wegscheid, ist ein in hoher Blüte stehender Nahrungszweig der dortigen Bevölkerung.

Die Leinwand dieser Gegend, im Handel unter dem Namen „Passauer Linnen" bekannt, wird als gediegenes Fabrikat sehr geschätzt.

Außerdem beschäftigt die Gewinnung und Verarbeitung verschiedener nutzbarer Mineralstoffe zahlreiche Hände. Es findet sich bei Bodenmais Schwefelkies, aus welchem Vitriol und Alaun gewonnen wird, und bei Wegscheid gräbt man feine weiße Porzellanerde sowie Graphit und schwarze Töpfererde, woraus die weltbekannten Schmelztiegel Obernzells gefertigt werden.

Nach Mayenberg.

45. Bauernhaus und Gehöfte in Nordbayern.

Bodengestaltung und vorhandenes Baumaterial sind beim Bau des Hauses maßgebend. Da das Fichtelgebirge und seine Ausläufer Reichtum an weichem Werkholz bieten, so ist dort auch Fachwerk und Schindeldachung vorwaltend. Das Giebeldreieck des Wohnhauses, nicht selten der ganze Oberstock, ist mit Brettern verschalt. Bei den großen, mehrfirstigen, geschlossenen Gehöften bilden Wohnhaus und Nebengebäude drei Seiten, eine hohe Holzwand mit gedecktem Gang bildet die vierte, das Ganze gleicht einer hölzernen Festung.

Im Innern trennt die Hausflur Stube, Schlafkammer und Küche von der Stallung. Die Einrichtung ist auf das Unentbehrlichste beschränkt; Farbenschmuck fehlt.

Die Weberhütten im nördlichen und östlichen Bergvorland vereinigen in der Regel Flöz, Küche, Schlafkammer und Wohngelaß in einem Raum, in dem außer Webstuhl und Familienliegerstätte kaum ein bißchen Platz um den Kachelofen sich findet.

Mehrfirstige Bauerngehöfte erheben sich an der Eger und unteren Kösseine. Hier steht das Wohnhaus mit der angebauten Stallung einerseits, der Heuschuppen andrerseits, in der Tiefe die Stadeltenne und gegen die Straße die abschließende Planke mit der Einfahrt; auf der Hausseite breitet sich die Dungstätte aus, in der Mitte des Hofes steht der Taubenschlag und daneben der granitene Hausbrunnen. An die Stadeltüre ist ein Geier mit ausgespreizten Schwingen angenagelt, damit der Hof vor Wetterschlag sicher sei. Außerhalb der Umfriedung ist das eingezäunte Hausgärtchen, von einer Birke spärlich beschattet. Der Starenkobel darf nicht fehlen; denn wie die Schwalbe gilt auch der Star als glückbringend und unverletzlich.

Im unteren Regnitzgrund und im flachen Maintal finden wir Steinbau, in der Hügelregion Riegelbau mit bloßliegendem Fachwerk, meist einstöckig mit mäßig steiler Dachung und wenig vorspringenden Sparren. Die Türe ist an der Breitseite.

Äußerst eigenartig ist das Bauernhaus im Frankenwald, namentlich an der Rodach, der oberen Kronach und Haslach. Holzreichtum ist die Ursache, daß der Holzbau in allen möglichen Formen, vom Blockhaus mit den einfachsten Balkenwandungen bis zum buntesten und launigsten Riegelwerk, vorkommt. An den Hausecken finden

sich oft erkerähnliche Anbaue; selbst einer Art gedeckter Laubengänge begegnen wir da und dort, namentlich als Verbindung zwischen Haupt- und Nebengebäuden.

Die innere Einrichtung entspricht so ziemlich der im Bayreuther Land; doch haben die Flößerdörfer des Frankenwaldes mehr bürgerliche als bäuerliche Eigenart.

In den Hochdörfen des Juras treffen wir teilweise große Ärmlichkeit. Da der zerklüftete Jurakalk kein Wasser hält, muß damit gegeizt werden. Statt der „Ofenbruck" geht eine feste Bank an den beiden Fensterseiten der Stube hin. Die Bedachung der Häuser besteht fast durchgehends aus den weißschimmernden Jurakalkplatten.

Die Gegensätze von Berg- und Flachland sind in Mittelfranken weniger scharf und entschieden als in Oberfranken; deshalb ist auch ein geringer Unterschied in den Bauernhäusern. Die Hügelzone macht sich nur durch vorwaltenden Fach- und Riegelbau gegenüber der Ebene bemerkbar, die vorzugsweise Bruchstein bis an das Kranzgesims zeigt. Das langgestreckte Haus bildet mit der Stallung eine Flucht, hat seinen Eingang an der Breitseite und ist mit Platten gedeckt; Türe und Fensterstöcke, alles lot- und wagrecht, aber recht nüchtern.

Die innere Einrichtung ist wie in Oberfranken. In der Stube steht der Ofen mit dem brodelnden Wasserkessel; auf der Eichstätter Alp ist der Ofen eisern und es mangelt ihm deshalb die trauliche Ofenbank. Das Ansbacher Land dagegen hat den alten Kachelofen mit Aselstangen und Ofenbank.

Der altbayerische und oberpfälzische Bauer ist bekanntlich weniger beweglich und lebendig als der fränkische, dessen leicht erregbare Gemütsart seine Neugierde und Redfertigkeit erklärt. Diese Eigenschaft kommt in der Gestaltung seines Hauses zum unverkennbaren Ausdruck. Die kleinen Fenster auf dem platten Lande Südbayerns gönnen der Neugierde kaum einen Einblick in die Häuslichkeit. Das fränkische Bauernhaus hat dagegen große Fensteröffnungen. Damit ist die Einsicht erleichert und die Aussicht eine unbehinderte. In Südbayern ist das Wirtshaus das bedeutendste und schmuckste Haus bei der Kirche; in Nordbayern dagegen spielt es eine bescheidene Rolle.

Das Wohnhaus in den Gauländern am Mittelmain trägt städtisches Gepräge. Mit der Giebelseite gegen die Straße gerichtet, meist zweistöckig, ist es von Grund auf gemauert. Die Langseite kehrt sich dem Hofe zu, den eine Mauer von der Straße abschließt. Wie das Einzelhaus, so ist das ganze Gaudorf nüchtern.

Steigen wir die Haßberge oder den Steigerwald aufwärts, so treffen wir eine reiche Zahl von Weilern und Einzelgehöften, nach allen Richtungen zerstreut. Der tiefere Haßwald birgt viele zierliche, hochgiebelige Riegelbauten mit bloßliegendem, braun gebeiztem Fachwerk und breiten Doppelfenstern.

Das Rhöner Gebirgshaus ruht auf gemauertem Unterbau von Basalt oder Buntsandstein. Das niedere, tief liegende Erdgeschoß enthält die

Stallung. Darüber erhebt sich von Fachwerk das Wohngelaß, zu dessen Flur eine steinerne Freitreppe führt. Das mächtig erhöhte Dach ragt an der Langseite etwas vor. Eine vorspringende Wetterschräge zieht sich über die Fenster, häufig auch längs der ganzen Vorderseite des Hauses hin. Die Einrichtung ist einfach und formlos. Besser ist es im Saalgrund und im Grabfeld. Hier trifft man ab und zu eine Täfelung im Wohngelaß, zierliches Geräte und geschnitzte Stühle mit bunter Malerei.

Die Hütten der Dörfer im Hochspessart sind vorwiegend klein und unansehnlich. Die aus Lehm- und Luftziegeln erbauten niederen Behausungen decken schwarzgraue Schindeldächer.

Eine besondere Erwähnung verdient noch der Südostwinkel der Spessarter Mainbucht, die Hochplatte zwischen dem Fluß und der Haslach. Hier wohnt ein stilles, ernstes, nüchternes Völklein. Das Bauernhaus zeigt das Gepräge der Ordnung und Reinlichkeit und ist im Innern wohnlich und sauber, dabei in vollstem Maße einfach und anspruchslos, das Hausgeräte trotz aller Wohlhabenheit auf das Notwendigste beschränkt.

Nach Wenz.

46. Der Schlosser und sein Gesell.

(Nürnberger Mundart.)

1. A Schlosser haut an G'sell'n g'hat,
der haut su longsam g'feilt,
und wenn er z' Mittag g'eff'n haut,
dann aber haut er g'eilt.
Der Eierst' [1]) in der Schüssel drin,
der Letzt' ah widder draus.
Es ist ka Mensch su fleißi g'wöst
ban [2]) Tisch im ganz'n Haus.

2. Öiz [3]) haut amal der Master g'sagt:
„G'sell, dös versteih ih niht;
es ist doch su mein Lebta g'wöst,
und wall [4]) ih denk', die Ried [5]):
Su wöi [6]) mer ärbet, ißt mer ah;
ba dir geiht's niht a su,
su longsam haut noh kaner g'feilt
und ißt su g'schwind wöi du!"

3. Ja, sagt der G'sell: „Dös waß ih scho;
haut all's sein gout'n Grund;
das Essen wörd halt goar niht lang,
die Arbet verzi [7]) Stund.
Wenn aner möißt [8]) an ganzen Tog
in an Stück eff'n fort,
täts af die letzt su longsam göih,
als wöi ban Feil'n dort."

Jakob Konrad Grübel.

47. Das obere Maintal.

Der Main ist der echte fränkische Fluß, weil er von seinem Ursprung an bis fast zu seiner Mündung in den Rhein das gesegnete, fruchtbare Franken durchzieht. Wie ein fröhlicher Knabe liebt der Main lustige Abwechslungen; er durchfließt in zahllosen Krümmungen das Bamberger und Würzburger Land bis zum Spessart, um den er sich zwischen Wertheim und Aschaffenburg herumschlingt.

[1]) Erste. [2]) beim. [3]) jetzt. [4]) weil = so lang. [5]) Rede. [6]) wie. [7]) vierzehn. [8]) müßt.

Das Maintal, besonders bei Lichtenfels, zählt unstreitig zu den schönsten Tälern Deutschlands. Die Gegenden an seinen Ufern bieten vielfach wechselnde, herrliche Landschaftsbilder, die das Menschenherz erfreuen. Einen entzückenden Ausblick hat man von dem hoch gelegenen Schlosse Banz aus das Maintal aufwärts bis zum Nordende des Frankenjuras. Banz gegenüber sieht man den Wallfahrtsort Vierzehnheiligen, wohin jährlich Tausende von frommen Pilgern ziehen. Nicht minder schön ist die Aussicht auf den dichterisch verherrlichten, gewaltigen und zerklüfteten Staffelberg, an dessen Fuß das Städtchen Staffelstein liegt. Gegen Süden dehnt sich der Maingrund in blendender Schönheit aus. Unter anderen Dichtern preist ganz besonders Viktor v. Scheffel diese Gegend in seinem Wanderlied:

„Zum heil'gen Veit von Staffelstein
Komm ich emporgestiegen
Und seh' die Lande um den Main
Zu meinen Füßen liegen:
Von Bamberg bis zum Grabfeldgau
Umrahmen Berg und Hügel
Die breite, stromdurchglänzte Au —
Ich wollt' mir wüchsen Flügel!"

Bei Bamberg gewährt der von der ehrwürdigen Burgruine Altenburg überragte Michaelsberg mit dem großartigen Gebäude einer ehemaligen Benediktiner-Abtei eine prachtvolle Aussicht. Von da aus übersieht man Bambergs weiten Kessel, den „Garten Deutschlands", auch „das Deutsche Italien" genannt. Vor unseren Augen breitet sich hier das Maintal, der Baunach- und Itzgrund aus, letzterer bis nach Koburg hin. Es ist ein Bild, wie es lieblicher nicht gedacht werden kann. Zahllose größere und kleinere Ortschaften beleben die fruchtbare Maingegend; wohin wir blicken, nirgends finden wir Eintönigkeit; überall ist Abwechslung, überall Üppigkeit; kurz dieser Landstrich gehört zu den gesegnetsten der Erde.

Teicher.

48. Die Dörfer im Weinlande der Pfalz.

Das Weinland, welches etwa oberhalb Neuleiningen beginnt und längs der Harthügelkette in einer Breite von einer oder anderthalb Stunden hinaufzieht bis in die Gegend von Landau, ist der „gesegnete Gottesgarten" der Pfalz mit seinem südlich milden, herzerheiternden Klima. Hier reift an sonnigen Hügeln — vorab zwischen Ungstein und Neustadt — der Ruhm und Preis des Landes und seine „goldene Wonne" und hier in dieser wundervollen Umgebung erheben sich auch die stolzen Wohnsitze des „Adels vom Wein". Betrachten wir diese Weinorte näher.

Schon der äußere Anblick hat einen eigenen Reiz, liege die Ortschaft am Abhang, am Fuß der Hart oder am Einschnitt des Tales. Hinten die anmutig geformte Bergwand der Hart mit ihren halbzerfallenen Ruinen und anderseits wieder die prachtvolle Aussicht. Die Häuserstaffage ge-

winnt noch an Schönheit und Leben; statt der veralteten Kirchtürme in ihren geschmacklosen Formen erheben sich vielerorts neue aus Sandstein, weiß oder rot, hoch und schlank aufgebaut, viereckig mit spitzgegiebelten Wänden; daraus steigt der achtkantige, nur langsam sich zuspitzende, schiefergedeckte Helm in die Luft; oben blinkt das goldene Kreuz; — oder man sieht selbst reingotische Türme in durchbrochener Steinmetzenarbeit, wie der an der neuen Kirche zu Neustadt oder der an der alten Johanniskirche zu Dürkheim, eine wohltuende Unterbrechung in dem eintönigen Häusergewirr. Die Bevölkerung ist hier überwiegend katholisch. Darum zeigt sich vor dem Orte das malerische „Bildhäusel", vorn zwei überdachte hölzerne Pfeiler, in der Mauer des Häuschens eine verglaste Nische mit Heiligenbildern und oben im Giebel eine Madonna, vor dem Häuschen ein steinernes Kruzifix und ein Betstuhl. Wo das Bildhäuschen fehlt, steht eine kleine Kapelle, ein Kruzifix oder ein Muttergottesbild. Feld- und Wegkreuze finden sich häufig. Auch im Innern des Dorfes zeigen sich an den Wänden oder Ecken der Häuser mehrfältig Nischen mit Heiligenbildern oder mit dem Schutzpatrone des Ortes. Malerisch ist die Gruppierung der Häuser, namentlich am Gebirge über Neustadt hinaus, malerisch durch den Wechsel von alten Herrschaftsgebäuden aus Sandstein mit bürgerlichem Holzbau der älteren Zeit und mit dem modernen Steinbau, der allmählich fast allen Volksschichten gemeinsam geworden ist. Die Dörfer St. Martin, Rhodt, Weiher, dann selbst Ober-, Mittel- und Unterhambach u. s. w. zeigen uns noch echte, nicht immer verkünstelte Muster des älteren Steinbaues. Häuser mit malerischen Erkern, auch sonst mit kunstreicher Steinmetzenarbeit reichlich verziert.

Eine Eigentümlichkeit, wo nicht besonderer Schmuck in fast allen ehemals speyergauischen Orten, ist noch das Rathaus mit offener Halle. Auf kräftigen Steinsäulen ruht der obere Stock mit der Ratsstube, so in Rhodt, Weiher, Ilbelsheim, Impflingen u. a., redende Denkmale des lebendigen Rechtsverkehrs der früheren Zeit. Anderwärts, wie z. B. in Dörrenbach bei Bergzabern, ist am Rathause, einem ansehnlichen und zugleich einem sehr interessanten Holzbau, die Halle geschlossen. Eine andere bemerkenswerte Zierde vorderpfälzischer Rathäuser ist die hohe, freie Treppe von außen mit überdachtem Balkon, so recht geeignet, um von der Ratsstube aus unmittelbar mit der Ortsversammlung zu verkehren. Solche Freitreppen zeigen noch Freinsheim, Schifferstadt, Neustadt und Deidesheim. In unsern Dörfern sind heute das Gemeinde-, zumeist auch Schulhaus, in der Regel glatte, schmucklose, früher selbst nicht immer praktisch und bequem eingerichtete Bauten, so daß der pfälzische Volkswitz nicht in Verlegenheit kam um vortreffliche Nahrung. Die „Betzenkammer", ein auch urkundlich vorkommender Name für das vorsorgliche Ortsgefängnis, ist im Dorfe bald hier bald dort angebracht.

Etwas Unterbrechung und somit mehr Leben in die Straßenlinien bringen auch die querüberstehenden Wirtshausschilde, die „Nasenschilde", mit ihren mythischen Tierfiguren und allerlei Namen und mit ihrem vergoldeten Schnörkelbeiwerk. Doch sie verschwinden zusehends und waren im Westrich nicht gerade allgemeine Sitte. Statt ihrer winkt nun die

glatt anliegende Tafel höchstens mit dem gemalten — mehr mit dem geschriebenen Wahrzeichen oder bloß mit dem Namen des „Gasthofbesitzers" oder des Wirtes. Selbst das einfache Schenkhaus, die „Hecken- und Schoppenwirtschaft", modernisiert sich; seltener werden die Hecken und Sträuße; der alte Spruch aber zur Einladung des Gastes, mitunter launig und schalkhaft, ist da und dort noch geblieben.

Ludwig Schandein.

49. 's Blümche'.

((Pfälzische Mundart.)

1. Bin g'sesse' im e' grüne Feld
un' hab' e' Blum betracht't;
die hot der liebe Gott gar schö'
un' farbereich gemacht.

2. O Blümche', hab' ich mer gedenkt,
o, wie beneid' ich dich;
du blühscht so hübsch un' ruhig do;
wie anners find' ich mich.

3. Dir will mer nix, dich quält mer nit;
du guckst de' Himmel a'
un' zählscht in deinem stille' Glück
die Silberwölkcher dra'.

4. Un' wie ich deß so denk', so kummt
e' Papilion[1]) doher;
der tut, als wann deß zarte Ding
for ihn gewachse' wär'.

5. Er schnuft dara' un' grabelt dra'
voll Hunger un' voll Gier
un' wühlt die Blätter schier kaput,
deß übermüt'ge Tier.

6. Un' wie er wech is kummt e' Bien',
mit wüschte, geele Füß',
die hockt mit Summse druf un' freßt
un' freßt de' Honig süß.

7. Un' nocher kommt e' Käffer her,
der war so schwer un' dumm,
un' druckt un' biegt deß Blümche' do
bis uf de' Bodden um.

8. Un' drüber fangt's zu dunnre' a
un' endlich hagelt's gar
uf mich un' Blum un' Büsch un' Bääm,
daß's zum d'erbarme' war.

9. Die Gränk', so kann dann gar nix sei',
in Ruh' un' ohne Plooch;
warum jetzt des nit anners is,
denk' lang schon drüber nooch.

Franz v. Kobell.

50. Bayerns Erzeugnisse.

Bayern ist hauptsächlich wegen der Mannigfaltigkeit und des Reichtums seiner Naturprodukte eines der gesegnetsten Länder Deutschlands. Von der Natur schon ist es vorzugsweise auf die landwirtschaftlichen Erwerbszweige hingewiesen, mit denen sich zwei Fünftel der Bevölkerung befassen.

Das Pflanzenreich liefert in den Wäldern und in dem reichen Ertrag des landwirtschaftlich benutzten Bodens zwei Hauptquellen des Reichtums des Landes. Die größte zusammenhängende Waldmasse bildet das bayerische Hochgebirge von der Iller bis zur Salzach sowie der Böhmisch-bayerische Wald an der Ostgrenze Bayerns. Hieran reihen sich der

[1]) Schmetterling.

weit ausgedehnte Pfälzer Wald auf dem Hartgebirge und dem Westrich, der Spessart und der bayerische Anteil des Odenwaldes in Unterfranken, das Fichtelgebirge, das Rhöngebirge und der Nürnberger Reichsforst in Mittelfranken. Den geringsten Waldbestand hat Schwaben. Durch die reichen Holzerträgnisse knüpft sich an den Wald eine große Industrie.

Unter den Kulturpflanzen nimmt das Getreide, für dessen Anbau Bayern einen im allgemeinen sehr günstigen Boden besitzt, die erste Stelle ein. Treffliches Getreide gedeiht besonders in Niederbayern, der reichsten Kornkammer des Landes, dann im Ries, im Aischgrund, im Ochsenfurter und Schweinfurter Gau und in der Vorderpfalz. Von hohem Belang ist der überall verbreitete Kartoffelbau, der am meisten in der Rheinpfalz und Unterfranken sowie in der Oberpfalz und in Mittelfranken blüht. Der beste Flachs wird im sogen. Sechsämterlande mit dem Knotenpunkte Wunsiedel in Oberfranken und im Bayerischen Walde, der meiste Hanf in der Pfalz gewonnen. — Der Hopfenbau hat in den letzten Jahren abgenommen; der Spalter- und der Holledauer Hopfen gelten als die besten und bilden einen wichtigen Handelsartikel. — Im Tabakbau nimmt die Pfalz die erste Stelle in Deutschland ein; auch in Mittelfranken und Unterfranken wird der Anbau dieses Handelsgewächses betrieben.

Obst gedeiht vorzüglich in der Vorderpfalz, in Unterfranken und im südwestlichen Teile von Oberfranken; das südliche Bayern ist, abgesehen von der Gegend um Lindau, infolge seiner hohen Lage und des rauhen Klimas dem Obstbau weniger günstig. — Der Gemüsebau blüht namentlich im Bamberger Kessel und um Nürnberg sowie in der Vorderpfalz um Zeiskam und Frankenthal. — Trefflicher Wein wächst im Main- und Taubertal und an den Abhängen der Hart.

Was das Tierreich betrifft, so ist zunächst die Pferdezucht für viele — namentlich bäuerliche — Grundbesitzer Bayerns eine unentbehrliche Erwerbsquelle. Die bayerischen Pferde werden wegen ihrer Leistungen sehr geschätzt und auch vom Auslande gerne gekauft. Zur Hebung der Pferdezucht trägt besonders die K. B. Landesgestütsverwaltung bei. — Von größerer Wichtigkeit für die bayerische Landwirtschaft ist die Rindviehzucht, welche folgende Schläge umfaßt: das Graubraune Gebirgsvieh (Algäuer), das Einfarbig gelbe Frankenvieh (Scheinfelder, Ellinger), den Murnau-Werdenfelser Schlag, den Glan-Donnersberger Schlag, das Bayerische Rotvieh (Voigtländer), das große Fleckvieh (oberbayerisches Alpenfleckvieh), das mittelgroße Fleckvieh Simmentaler Schlages, den Pinzgauer Schlag, den Ansbach-Triesdorfer Schlag, das Kelheimer Vieh, das ober- und niederbayerische Landvieh. In verschiedenen Gegenden, in welchen die Reinzucht eines bestimmten Schlages schon seit längerer Zeit betrieben wird oder in welchen ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse wegen die Produktion von Zuchtvieh besonders vorteilhaft ist, haben sich lokale und distriktive Zuchtvereinigungen zu größeren Verbänden, Zuchtverbänden und Herdebuchgesellschaften, zusammengeschlossen. — Die Schafzucht hat in Bayern in wirtschaftlicher Beziehung weniger Bedeutung; sie ist in den letzten Jahren infolge der gedrückten Preise für Schaffleisch und Wolle und infolge von

Änderungen im landwirtschaftlichen Betriebe zurückgegangen. — Die Ziegenhaltung ist verhältnismäßig gering. In denjenigen Gegenden, in welchen der Kleinbesitz vorwaltet, wird die Ziege in größerer Zahl getroffen. — Die Schweinezucht hat in den letzten Jahren vielerorts leider abgenommen. — Die Geflügelzucht wird von den bayerischen Landwirten lediglich als Nebenbetrieb behandelt, aus welchem aber immerhin vielen Gegenden erhebliche Einnahmen zufließen. — Besondere Sorgfalt wird in neuerer Zeit auch der Fischzucht gewidmet.

Der Bergbau wird zum kleineren Teile vom Staate, zum größeren von Privatleuten betrieben. Eisen, das für die Industrie vom größten Werte ist, findet sich in bedeutenden Mengen im Fichtelgebirge (Fichtelberg), im Jura in der Oberpfalz (Amberg) und in der Rheinpfalz (St. Ingbert). Hier lagern auch Stein- und Braunkohlen; außerdem finden wir diese schätzbaren Mineralien am Fuße der Alpen bei Peissenberg, Miesbach und Penzberg.

Torf dagegen wird in den Niederungen der Donau, besonders in Schwaben und Neuburg, im Flußgebiet der Isar, in der Oberpfalz und in der Rheinpfalz gewonnen. Schwefelkies wird in Niederbayern bei Bodenmais zu Tage gefördert, Graphit in der Passauer Gegend, Porzellanerde hauptsächlich im Bezirke Tirschenreuth und bei Wunsiedel; Schiefer findet man in Oberfranken, Lithographiesteine bei Solnhofen.

Hervorragend ist die Gewinnung von Kalkstein, Basalt und Granit, besonders in der Oberpfalz, in Unterfranken und in der Rheinpfalz; auch Marmor, Achat, Jaspis und Granaten werden gefunden. Für Salz ist der Hauptbezirk im Südosten, wo sich das Steinsalzbergwerk Berchtesgaden und die großen Salinen Reichenhall und Rosenheim befinden. Diese drei Salzstätten nebst denen von Dürkheim und Kissingen liefern jährlich Kochsalz im Werte von 2 Millionen Mark. Unter den zahlreichen Mineralquellen Bayerns, die meist in den Gebirgsgegenden Ober- und Unterfrankens und Oberbayerns liegen, nimmt Kissingen den ersten Rang ein. Erwähnenswert sind außerdem: Reichenhall, Brückenau, Bocklet, Wipfeld in Unterfranken, das Alexanderbad bei Wunsiedel und das Bad Steben in Oberfranken, das Ottobad zu Wiesau in der Oberpfalz, das Wildbad zu Kreuth sowie noch die Bäder zu Rosenheim und Sulz bei Peissenberg in Oberbayern und das Bad Gleisweiler in der Rheinpfalz.

Die Gewerbetätigkeit hat in Bayern besonders seit Einführung der Gewerbefreiheit (1. Mai 1868) einen bedeutenden Aufschwung genommen. Sämtliche Zweige der Industrie sind vertreten und beschäftigen ein Drittel der Einwohner. Als Hauptorte hoch entwickelter Gewerbe- und Fabriktätigkeit ragen unter den größeren Städten hervor: Nürnberg, Fürth, München, Augsburg, Würzburg, Schweinfurt, Hof, Schwabach, Kaiserslautern und Ludwigshafen.

Die Industrie in Glas und Glaswaren hat ihren Sitz in der Oberpfalz und im Bayerischen Walde. Für Herstellung von Spiegelglas und Spiegeln bestehen viele Fabriken, die fast alle ihre Erzeugnisse

nach Fürth und Nürnberg abliefern, wo sie belegt werden. Das Fichtelgebirge ist der Hauptsitz für Herstellung gewickelter Perlen.

Im Gebiete der Stein-, Zement- und Tonwaren-Fabrikation zeigt sich in Bayern eine stets fortschreitende Bewegung. Granit- und Syenitschleifereien finden sich im Fichtelgebirge; die kunstvolle Bearbeitung der verschiedenen Steinarten blüht in ganz Bayern, besonders in München. Solnhofen ist berühmt durch seine Steinplatten. Mühlsteine liefern hauptsächlich mehrere unterfränkische Orte und Miesbach, Wetzsteine Ohlstadt in Oberbayern.

Größere Ziegelfabriken bestehen bei München, Augsburg, Bayreuth, Ludwigshafen; größere Zementfabriken im Bezirke Rosenheim und in München. Terrakottawaren werden in München und Speyer, Schmelztiegel besonders in Obernzell und Hafnerzell in Niederbayern gefertigt. Porzellan- und Steingutwaren-Fabrikation ist hervorragend in Nymphenburg, Amberg, Hirschau, Regensburg, Kaiserslautern, bei Passau, Lichtenfels und dann bei Aschaffenburg und Neuburg.

Ziemlich bedeutend ist die Gewinnung von Eisen und die Herstellung von Eisen- und Stahlwaren. Roheisen wird jährlich im Werte von über 2 Millionen Mark gewonnen und zum größten Teile in den Hammerwerken der Oberpfalz, der Rheinpfalz und in Oberbayern verarbeitet. Die Maximilianshütte nördlich von Regensburg gehört zu den größten Eisenwerken Deutschlands; berühmt sind die Metallwaren von Nürnberg und Fürth, die Schwabacher Nadeln, die Bronzegußwaren von München und Nürnberg. Im Kunsterzgusse nimmt München eine der hervorragendsten Stellen unter allen Städten der Erde ein. Hier blüht auch, wie in Nürnberg, Fürth, Schwabach und Augsburg, die Herstellung von Waren aus edlen Metallen. — Ausgezeichnete Maschinenfabriken gibt es in Nürnberg, München, Augsburg, Oberzell bei Würzburg, Kaiserslautern, Ludwigshafen. Die Fraunhoferschen und Steinheilschen optischen Instrumente genießen Weltruf und Schuckert in Nürnberg hat sich für die Einrichtung elektrischer Beleuchtung einen weithin bekannten Namen erworben.

Zur Herstellung von chemischen Produkten für technische Zwecke bestehen Fabriken in München, Nürnberg, Augsburg, Kitzingen, Regensburg, Kaiserslautern und Ludwigshafen, während Parfümerien vorzugsweise in München und Würzburg bereitet werden. Die Anilinfabrik zu Ludwigshafen, die Ultramarinfabriken in Nürnberg und Kaiserslautern zählen zu den bedeutendsten ihrer Art in ganz Europa; andere Farbwaren werden in München, Schweinfurt (Schweinfurter Grün), Amberg, Regensburg, Augsburg, Gersthofen bei Augsburg und Dürkheim hergestellt. — Die Bleistiftfabriken in Stein, Nürnberg und Regensburg senden ihre Erzeugnisse in alle Weltteile.

Die Holzindustrie Bayerns gründet sich auf die bedeutende einheimische Holzproduktion. Die in München, Regensburg und Kaiserslautern blühende Parkettfabrikation bezieht ihr Holz hauptsächlich aus dem Böhmer- und Bayerischen Walde; diese beiden Gebirge liefern

auch das Holz für Resonanzböden und Klaviaturen (namentlich Passau, Oberzwiesel und Lichtenthal); die Geigen von Mittenwald genießen Weltruf. Auch die Kunsttischlereien in München, Würzburg und Edenkoben versenden weithin ihre trefflichen Erzeugnisse. Die Spielwaren von Nürnberg und Fürth, welche beiden Städte die Hauptsitze der Industrie in Kurzwaren sind, kennt man auf der ganzen Erde; auch die Holzschnitzereien von Berchtesgaden, Reichenhall, Oberammergau, Garmisch, Partenkirchen und Brückenau wandern über die Meere. Korbflechterei blüht in Oberfranken, Strohflechterei im Bezirksamt Lindau als Hausindustrie. Die Weberei beschäftigt in der Rhön, im Fichtelgebirge und im Bayerischen Walde, dann insbesondere in Augsburg (Woll-, Damast- und Seidenwaren) viele Hände. Die Gerbereien sind sowohl hinsichtlich ihrer Zahl als auch durch die Güte ihrer Erzeugnisse von Bedeutung. Die Tabakfabrikation blüht besonders in der Pfalz und in Mittelfranken. Die Rübenzuckerfabriken in Frankenthal und Schweinfurt versorgen einen großen Teil Deutschlands mit Zucker, die Käsereien des Algäus viele Gegenden mit trefflichem Käse.

In der Bierbrauerei steht Bayern in Bezug auf die Menge und Güte der Erzeugnisse allen Staaten Deutschlands voran. Bier aus München, Erlangen, Kulmbach, Kitzingen, Nürnberg, Speyer, Augsburg und anderen Orten wird überallhin versandt.

Die Papierfabrikation hebt sich immer mehr. Hauptsitze derselben sind München, Augsburg, Kempten, Nürnberg, Regensburg, Aschaffenburg, Speyer und Passau. Kartonage-Arbeiten und Spielkarten werden hauptsächlich in und bei Nürnberg verfertigt und bilden einen Massenausfuhrartikel.

Mittelpunkt für die Photographie, Lithographie, Kunstdruckerei und Xylographie ist München, ebenso für Bildhauerei und kirchliche Kunst. Die Glasmalerei und die Kartographie finden in München und Nürnberg kunstverständige Pflege.

Hauptsitz des Kunstgewerbes überhaupt ist München, woselbst der Kunstgewerbeverein das deutsche Kunstgewerbe mit allen Kräften zu fördern und Kunst und Gewerbe möglichst innig mit einander zu verbinden sucht. In ähnlicher Weise ist das Bayerische Gewerbemuseum in Nürnberg bestrebt, die Industrie und die Kunst in Bayern auf eine möglichst hohe Stufe zu heben.

Nach den „Maßnahmen auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Verwaltung in Bayern" und dem „Lesebuch für Gewerbliche Fortbildungsschulen".

51. Deutschland.

Vergleichen wir Deutschland mit den übrigen Ländern Europas in Bezug auf die Gestaltung der Oberfläche, so finden wir, daß in allen andern europäischen Ländern eine gewisse Form der Oberflächenbildung vorherrscht. So besteht Rußland mit Polen aus einer einzigen ungeheuren Ebene, die im Innern nur durch einige Hügelreihen und Landrücken an mehreren Stellen unterbrochen wird. Auch in Frankreich herrscht die Ebene vor, wenngleich

es dort nicht an Gebirgslandschaften fehlt, von denen indes nur eine im Innern des Landes, die übrigen aber gegen die Grenzen hin liegen. Spanien ist fast durchgängig Hochland. Die Balkanhalbinsel ist in ihrer ganzen Längenausdehnung von mächtigen Gebirgszügen erfüllt, die mit vielen größern und kleinern Armen nach allen Seiten ausgreifen. Fast ebenso verhält es sich mit der italienischen Halbinsel, die nur in ihrem Deutschland zunächst gelegenen Teile, dem nördlichen, sich zu einer größern Ebene ausweitet, welche einige Ähnlichkeit mit der norddeutschen Ebene hat. Die Skandinavische Halbinsel ist im Norden wie im Süden gebirgig und Großbritannien hat zwar in seinem östlichen Teile weit weniger den Charakter eines Gebirgslandes als in dem westlichen; aber auch jener Teil ist, wo nicht Gebirgs-, doch fast durchweg Hügelland und bietet keine ausgedehnten Ebenen dar. Dagegen herrscht in der Oberflächengestaltung Deutschlands die größte Mannigfaltigkeit der Naturformen. Wir finden hier einen reichen Wechsel von Hochgebirgs-, Hochflächen- und Stufenländern mit den verschiedenartigsten Stromsystemen, Mittelgebirge jeder Art und weite Flachländer, das Tiefland des slavischen Osteuropas, den eigentümlichen Wechsel zwischen Bergland und welliger Ebene der Britischen Inseln, die überraschende Mannigfaltigkeit der Balkan-, die Regelmäßigkeit der italienischen und die Hochflächenbildung der Pyrenäischen Halbinsel.

Und wie Deutschland rücksichtlich seiner Lage, Größe und Oberflächengestaltung unter den Ländern Europas eine vermittelnde Stellung einnimmt, so ist dies auch hinsichtlich seiner Gewässer der Fall. Es hat nicht so große Ströme wie das slavische Osteuropa, aber größere als jedes andere Land Europas, und erfreut sich einer gleichmäßigen Wasserverteilung nach fast allen Gegenden. Da es weit mehr binnenländisch ist als die meisten andern Länder Europas außer Rußland, so haben seine Flußadern auch eine höhere Wichtigkeit erlangen müssen. Was aber die Schönheit der Flußlandschaften anlangt, so steht unser Vaterland selbst weit über Frankreich. Die Seine kann weder an Wasserreichtum noch an Schönheit der nächsten Gegenden mit der Elbe verglichen werden; denn ihre Ufer bilden nirgends stolze Landschaften wie die Elbe bei Dresden. Die Natur der Landschaften ist in Deutschland schon deshalb mannigfaltiger und reizender als in Frankreich, weil die Verzweigung der Gebirge bei uns weit größer ist als in dem meist flacheren Nachbarreiche. Wie anmutig auch die Ufergegenden der Rhone, besonders bei Lyon, sein mögen, so sind sie doch nicht reizender als die des herrlichen Rheinstromes, dessen prachtvolle Ufer mit ihren Rebenhügeln, Bergen, Städten und Burgruinen von den Reisenden aller Völker aufgesucht und hoch gepriesen werden; mit ihm kann sich weder Rhone noch Loire messen.

Nach dem „Lesebuch für Gewerbliche Fortbildungsschulen".

52. Die Flüsse, die Lebensadern des Natur- und Völkerlebens.

Die Flüsse und Flußtäler werden überall die Sammler alles Lebendigen. In dem häufig genetzten Schlamme der Flußtäler entwickeln sich die Pflanzenkeime; hier schießen die Bäume in dichten Waldungen auf; hier sind die Ausdünstungen des Flusses, die Nebel und die Tauniederschläge am stärksten; die Gräser, Kräuter und Wiesen werden davon getränkt. Auch sind die Flüsse überall die Hauptverbreiter des Gesämes der Pflanzen, das sie fortführen und an

ihren Ufern zerstreuen; und dieser Umstand wirkt mit dazu, daß die Flußniederungen die Sammler der buntesten und reichsten Flora werden.

Die Tiere der Wildnis sind in ihrem Lebenshaushalte in demselben Grade wie die Pflanzen an die Quellen, Bäche und Flüsse gefesselt. Viele von ihnen sind bei ihrer Nahrungsweise geradezu an die Wesen, welche im Wasser leben, gebunden und diese müssen dann notwendig ihre Wohnung hart am Ufer bauen. Keines aber ist, das des Wassers entbehren könnte. Haben sie daher auch nicht alle ihre Höhlen in der Nähe, so haben sie doch ihre Sammelplätze an den Ufern und stellen ihre Wanderungen längs derselben an.

Das Leben des Menschen, des Herrn der Schöpfung, der sich alles dienstbar macht, und dem die Tiere in und außer dem Wasser, die Pflanzen an den Ufern und das Wasser selber gleich nützlich und unentbehrlich sind, ist daher noch viel inniger und noch weit mannigfaltiger mit den Fäden der Flüsse verwebt. Der Mensch siedelt sich an den Flüssen und Quellen an, weil ihm das Wasser zu seiner Nahrung als Getränk, zur Sättigung seines Viehes, zur Benetzung seiner Gärten und Äcker ganz unentbehrlich ist. Als Fischer baut er seine Hütte an die Ufer der Flüsse, wo er der reichsten Beute gewiß ist. Auch die Hirten kommen, ihr Vieh zu tränken und zu baden, zu den Flüssen und finden hier die fetteste Weide. In manchen Gegenden der Erde können sie sogar nur längs der Flüsse auf Weide hoffen. — Der Ackerbauer findet hier die fruchtbarsten Landstriche, die mit schöner Fruchterde überzogenen Niederungen. Bei seinen Fabriken und Maschinen benutzt der Mensch das fließende Wasser als treibende Kraft, wo die Anstrengung seines eigenen Armes nicht mehr ausreicht. Auf dem glatten Wasser schafft er größere Lasten fort als auf dem festen Boden und so zeigen sich die Flüsse als die natürlichsten, großartigsten und schätzbarsten Vermittler und Bahnen für Handel und Verkehr und die Flußufer als die Hauptsitze der vornehmsten Markt- und Handelsplätze der Welt.

Nach Kohl.

53. Das Lied von den deutschen Strömen.

Laßt uns die deutschen Ströme singen
Im deutschen festlichen Verein
Und zwischendurch die Gläser klingen,
Denn sie beschenken uns mit Wein.
Auf ihre Töne laßt uns lauschen,
Die alle jetzt herüberweh'n,
Und bald der Wellen lautes Rauschen
Bald ihren leisern Gruß verstehn!

Zuerst gedenkt des alten Rheines,
Der flutend durch die Ufer schwillt,
Und seines goldnen Labeweines,
Der aus der Traube lustig quillt;
Denkt seiner schön bekränzten Höhen
Und seiner Burgen im Gesang,
Die stolz auf jene Fluren sehen,
Die jüngst das deutsche Volk bezwang!

Tief in des Fichtelberges Klüften,
Mit grauen Nebeln angetan,
Umweht von nördlich kalten Lüften,
Beginnt der Main die Heldenbahn.
Er kämpft in mutigem Gefechte
Sich hin bis zu dem Vater Rhein
Und drängt, bekränzt mit Weingeflechte,
In seine Ufer sich hinein.

Im Land der Schwaben auferzogen,
Eilt rasch und leicht der Neckar hin;
Wenn auch nicht mit gewölbten Bogen
Gewalt'ge Brücken drüber zieh'n,
Doch spiegeln gleich den schönsten Kränzen
Sich Dörfer in der klaren Flut
Und dunkelblau mit sanftem Glänzen
Der Himmel, der darüber ruht.

Gestiegen aus verborgnen Quellen,
Im grünen, luftigen Gewand,
Um welches tausend Falten schwellen,
Strömt weit die Donau durch das Land;
Die Städte, die sich drin erblicken,
Erzählen von vergangner Zeit
Und fragen dann mit stillem Nicken:
Wann wird die alte Pracht erneut?

Durch alle Gau'n der freien Sachsen
Ergeht sich stolz das Riesenkind;
Es sieht wie sonst die Eichen wachsen;
Doch sucht es seinen Wittekind.
Und denkt es der gesunknen Helden,
Dann zögert es im raschen Lauf,
Und wünscht, was alte Sagen melden,
Herauf, aus seiner Flut herauf.

So nah dem hochbeglückten Lande,
Wo Zwingherrnblut die Erde trank
Und nach gelöstem Sklavenbande
Das Römerjoch zu Boden sank,
Vernimm, o Weser, unsre Grüße,
Sie sollen jubelnd zu dir zieh'n!
Voll Ernst und stiller Würde fließe,
Du Freiheitsstrom, zum Weltmeer hin!

Es sei der Oder jetzt gesungen
Der letzte schallende Gesang;
Einst hat ja laut um sie gerungen
Das deutsche Volk im Waffenklang.
Als es sich still und stark erhoben
In seiner ganzen Riesenmacht,
Da half der Helfer ihm von oben;
Geschlagen ward die Völkerschlacht.

So rauscht, ihr Ströme, denn zusammen
In ein gewaltig Heldenlied!
Zum Himmel schlagt, ihr hellen Flammen,
Die ihr im tiefsten Herzen glüht!
Eins wollen wir uns treu bewahren,
Doch eins erwerben auch zugleich:
Du, Herr, beschütz' es vor Gefahren
Und zu uns komm dein freies Reich!

Karl Buchner.

54. Deutschlands Kolonien.

Im Jahre 1527 erhielt das Handelshaus Welser in Augsburg von Kaiser Karl V. als Pfand für geliehene Geldsummen Venezuêla[1]). Es konnte aber diese Kolonie den Spaniern gegenüber nicht behaupten.

1681 schickte der Große Kurfüst von Brandenburg ein Schiff seiner neugegründeten Flotte nach der Sklavenküste in Afrika, ließ in den Gebieten einiger Negerhäuptlinge seine Flagge hissen und nahm dadurch von dem Lande Besitz. Zwei Jahre darauf legte man die kleine Festung Groß-Friedrichsburg an; allein schon unter Friedrich Wilhelm I. wurde die Kolonie um 6000 Gulden an die Niederlande verkauft.

Erst 1884 dachte man in Deutschland wieder an die Erwerbung von Kolonien. Zur Zeit besitzt das Deutsche Reich Schutzgebiete in Afrika und in der Südsee sowie ein Pachtgebiet in China.

A. In Afrika. 1. Das Togóland[2]), erheblich größer als Bayern, liegt an der Sklavenküste in Ober-Guinéa (Ginéa) und grenzt im Westen an englisches, im Osten an französisches Besitztum. Klein-

[1]) d. i. Klein-Venedig.
[2]) Togó = Seeort.

Popo[1]) ist einer der wichtigsten Handelsplätze der Kolonie; der regierende deutsche Beamte hat seinen Sitz in Lome. Das tropische Klima können Europäer nicht gut ertragen; Feldarbeit ist für sie ausgeschlossen. Im Innern des Landes findet man Wälder mit Ölpalmen und Affenbrotbäumen, auch stark bevölkerte Negerdörfer, deren Bewohner Mais, Durra (Mohrenhirse), mehlhaltige Wurzelgewächse (Kassave, Yams) und Baumwolle bauen. Die Grasfluren des Hochlandes nähren zahlreiche Rinder, Pferde und Esel. Die Ausfuhr besteht in Palmöl, Palmkernen, aus welchen man Öl preßt, Gummi und Vieh. Eingeführt werden besonders Baumwollenwaren, Salz, Tabak, Gewehre und leider die den Negern so verderblichen Spirituosen[2]).

2. Kamerûn hat die Größe des Deutschen Reiches ohne Schlesien. Es liegt nur einige Grade nördlich vom Äquator; sein Klima ist deshalb tropisch und für den Weißen noch gefährlicher als in Togó. Arbeiten, die mit körperlicher Anstrengung verbunden sind, vermag er nur schwer vorzunehmen. An der Küste herrschen tödliche Fieber. Binnenwärts erhebt sich das Land, hier ist das Klima etwas gesünder; im Kamerûngebirge steigt der Mongo-ma-Loba[3]) bis zu 4000 Meter auf. Die Nährfrucht der Küstenstämme sind die Brot liefernden, gurkenförmigen Früchte des Bananenbaumes oder Pisangs; auf dem Hochlande werden sie durch die üblichen Getreidearten Innerafrikas, wie Durra und Reis, ersetzt. Pflanzungen[4]) von Tabak, Kaffee, Kakao sind angelegt worden und versprechen reichen Ertrag. Als Haustiere halten die Eingeborenen Schweine, Schafe, schlappohrige Ziegen und Hühner. Im Urwald hausen Schimpanse und Gorilla, Schlangen mannigfaltigster Art, Leopard, Hyäne und große Wildschweine. Auf den Grasfluren des Hochlandes weiden Antilopen, Büffel und hier wie dort Elefanten in großen Herden; die ersten Versuche jung eingefangene Elefanten zu zähmen, können als gelungen bezeichnet werden. Die Ausfuhr von Elfenbein ist noch immer bedeutend. Der Wert des Schutzgebietes liegt jedoch in der unerschöpflichen Fruchtbarkeit des Bodens, weshalb es als Perle der Guinéaländer gilt. Die Zukunft Kamerûns als Pflanzenkolonie ist gesichert, wenn es gelingt den Neger zu stetigerer Arbeit zu bewegen. Die Ausfuhr von Kautschuk, der aus dem Safte einer Lianenart[5]) gewonnen wird, von Palmöl, Palmkernen und Kakao bewegt sich in aufsteigender Linie. Zur Einfuhr kommen dieselben Gegenstände wie in Togó, dazu Eisen- und Holzwaren.

---

[1]) Popo = Volk, Stamm.

[2]) Die Einfuhr von geistigen Getränken in Afrika ist durch die Brüsseler Konferenz von 1899 durch hohe Zölle stark erschwert und seitdem in der Tat gesunken.

[3]) d. i. Götterberg.

[4]) Unter Pflanzung (Plantage) ist hier der im großen betriebene Anbau von tropischen Gewächsen durch Eingeborene unter Leitung von Weißen zu verstehen.

[5]) Lianen, beim Emporwachsen sich auf andere Pflanzen stützende Gewächse, bei uns Efeu, Waldrebe, Geißblatt; in den Tropen sehr zahlreich.

Mehrere Faktoreien[1]) an der Küste gehören dem Hamburger Hause Woermann. Die Hauptstadt Bueä, welche 900 m über dem Meere liegt, ist durch eine Schmalspurbahn mit dem Hafen Viktoria verbunden.

3. Der wichtigste Hafenort von Deutsch-Südwest-Afrika, welches an Flächeninhalt das Deutsche Reich 1½ mal übertrifft, ist Swakopmund, Sitz der Verwaltung Windhoek[2]) (huk). Auf der sandigen und unwirtlichen Steilküste sieht man weder Baum noch Strauch, nicht einmal einen Grashalm; nur Seevögel beleben sie. Das Hinterland besteht aus Hochebenen und dem Kalaharibecken, das teils Steppe teils Wüste ist. Der größte Teil des Hinterlandes bildet mit seinem langen, gelben, aber kräftigen Grase eine gute Viehweide, die vor der Rinderpest Vieh zur Ausfuhr und kräftige Zugochsen lieferte. Wassermangel und Mangel an Verkehrswegen machen eine Kultivierung des Landes, in welchem man Kupfer, goldhaltigen Quarz und Diamanten entdeckt hat, vorerst unmöglich; doch könnte mit Fangdämmen und Talsperren, welche die bisher nutzlos versickernden Gewitterregen auffangen, viel erreicht werden. Die Flußufer sind fruchtbar. Als Ausfuhrartikel sind Guano, Häute und Straußfedern zu erwähnen. Der unermeßliche Fischreichtum, den die Küstenströmung birgt, ist bisher noch nicht ausgenützt worden. An Raubtieren, wie Löwen, Panthern, Leoparden, Wildkatzen, Hyänen, Wölfen, wilden Hunden und Schakalen mangelt es im Innern nicht. Von den in Südafrika ansässigen Boeren (Buren) haben einzelne Stämme der Eingeborenen Holländisch gelernt. Die Mission ist in einigen Gegenden mit Erfolg tätig.

4. Deutsch-Ost-Afrika. Diese Kolonie umfaßt die Hinterlandschaften der Sansibarküste sowie die Küste selbst, welche 1890 dem Sultan in Sansibar um 4 Millionen Mark abgekauft wurde. Das ganze Land ist fast doppelt so groß wie das Deutsche Reich. Die Küste ist sumpfig und ungesund. Die wichtigsten Hafenplätze sind Tanga, Bagamajo und Dar-es-Salâm[3]), welches der Sitz des kaiserlichen Statthalters ist. Den Gipfel des 6000 m hohen Kilima-Ndjâro[4]) (Kilimandscharo) bedeckt ewiger Schnee. Hochländer und Berglandschaften senken sich nach dem Gebiet der 3 großen Seen; nach der Küste zu fallen sie in Terrassen steil ab. Es wechseln hier sehr fruchtbare Gebiete mit wüstenartigen Wildnissen und grasreichen Steppen. Diese sind die Heimat der Antilopen, Büffel, Giraffen und Zebras, das Jagdgebiet der Leoparden, Schakale, Hyänen und Löwen. In den Urwaldgebieten herrscht der üppigste Pflanzenwuchs; da hausen Affen, Elefanten und Nashörner und in den Flüssen und Seen wimmelt es von Flußpferden, Krokodilen und Fischen. Inmitten der

---

[1]) Faktoreien sind Warenhäuser, welche von europäischen Handelshäusern im Auslande angelegt werden und zum Aufkaufe ausländischer und Verkaufe eigener Waren dienen.

[2]) d. i. Windspitze.

[3]) d. i. Wohnung des Friedens.

[4]) d. i. Berg des Ndjâro, eines Kälte bringenden Berggeistes.

Wildnisse trifft man auch fruchtbare, wohlbevölkerte Landschaften, welche mit Kokos- und Ölpalmen geschmückt sind. In Gärten und auf Feldern gewinnt der Neger im Hackbau und ohne Dünger sein Korn, die Ölfrucht, Sesam, Bananen, Gemüse und Baumwolle. Anbauversuche mit letzterer, mit Tabak, Kakao, Vanille, Zuckerrohr und Kaffee sind glänzend ausgefallen. Kautschuk, Elfenbein, Getreide, Kaffee und Kopal[1]) bilden die Hauptwaren, welche von Trägerkarawanen nach der Küste gebracht und auch schon mittels der Eisenbahn dahin geschafft werden; eingeführt werden Baumwollenzeuge, Eisenwaren, Reis und Wein.

B. In der Südsee. 1. Das „Neu-Guinéa-Gebiet". Es umfaßt gegenwärtig 2 Hauptgebiete, das Kaiser Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel mit den Salomon-Inseln. In diesen Ländern herrscht die wenig schwankende, dabei feuchte Treibhauswärme von 26° C. Die Küstenstrecken des Kaiser Wilhelms-Landes sind hier und da gefährliche Herde der Malaria, während das Innere und die übrigen Inseln im ganzen gesünder zu sein scheinen. Die eingeborene Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Papûa, bei welchen der Menschenfraß noch vielfach im Schwunge ist, weil sie außer von Fischen, Vögeln und sehr spärlich vorhandenen Schweinen und Hunden kaum Fleischnahrung gewinnen können. Die Papûa pflanzen Betel- und Kokospalmen; im übrigen nähren sie sich von dem, was ihnen die gütige Natur an Yams, Taro[2]), Zuckerrohr, Bananen u. s. w. in den Mund wachsen läßt. Obwohl die Eingeborenen noch die Werkzeuge der Steinzeit handhaben, verstehen sie sich doch trefflich auf den Bau von Booten mit Auslegern, mit denen sie die Korallenriffe geschickt durchkreuzen; auf den Salomon-Inseln zimmern sie sogar ausgezeichnete Hochseebote.

a) Das Kaiser Wilhelms-Land nimmt den nordöstlichen Teil der Insel Neu-Guinéa ein und ist etwa $^1/_3$ mal so groß wie das Deutsche Reich. Die Küste hat nur 2 größere Einbuchtungen, aber mehrere Häfen. Das Bismarckgebirge, welchem zahlreiche Flüsse entspringen, erhebt sich bis über 4000 m. Der Kaiserin Augusta-Fluß wird mit kleinen Dampfern befahren. Vor den Bergketten liegt ein breites Tiefland, wo die erstaunliche Fruchtbarkeit des Bodens und die regelmäßigen Niederschläge einen großartigen Pflanzenwuchs bewirken. Die Tierwelt ist reich an bunten Vögeln, doch arm an Säugetieren. Nur die Küste ist einigermaßen bekannt. Europäisches Leben hat sich bis jetzt nur an der Astrolabebai entwickelt. Einige Häfen derselben (Friedrich Wilhelms-Hafen, Stephansort) und auch des Hüon-Golfes (Simbang) werden von den Dampfern des Norddeutschen Lloyd (Leud) angelaufen.

b) Der Bismarckarchipel und die Salomon-Inseln. Ersterer umfaßt 3 Hauptinseln, nämlich Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg und Neu-Hannover. Der europäische Betrieb beschränkt sich zumeist

[1]) Harte, schwer schmelzbare, bernsteinähnliche Harze.
[2]) Gewächs mit stärkemehlreicher Knolle.

auf die Station Herbertshöhe, auf Neu-Pommern gelegen. Die Bevölkerung leistet den deutschen Pflanzern leidliche Dienste, so daß Kopra [1]), Tabak und Baumwolle ausgeführt werden können.

Die Salomon-Inseln, nur teilweise zu Deutschland gehörig, erhielten ihren Namen durch einen Spanier, der sie im Jahre 1567 entdeckte und in der Beschreibung derselben behauptete, daß König Salomo von dort her das nötige Gold zum Tempelbau geholt habe. Bisher konnten nicht einmal die Küsten zur Genüge erforscht werden, da sich die Bewohner den Weißen gegenüber fast völlig unnahbar verhalten.

2. Die Karolinen und Marianen führen ihren Namen nach dem spanischen König Karl II. und seiner Gemahlin Maria Anna. Beide Inselgruppen umfassen einen Flächeninhalt von der Größe des Herzogtums Sachsen-Meiningen, sind aber über eine Meeresfläche ausgesät, die von den Balearen bis Kreta, bezw. von Sardinien bis nach Bremen reichen würde. Ihr Wert besteht vor allem darin, daß sie unser Südsee-Gebiet in günstiger Weise abrunden und Stützpunkte für die Verbindung mit unserer Pachtung in China schaffen.

Die Karolinen, etwa 700 an der Zahl, sind überwiegend Korallengebilde. Im Westen von ihnen liegen die Palau-Inseln. Aus dem vulkanischen Gestein der größten derselben brechen die Schiffer der Karolinen ihre merkwürdigen „Geldsteine", welche gleichsam als Sparkassen um die Hütten herum aufgestellt werden; ein Stein mit etwa 2 m Durchmesser wertet ein fettes Schwein. Die Kokospalme wird hier nach 5 bis 6 Jahren ertragsfähig und liefert 30 Jahre hindurch alljährlich eine Nußernte im Werte von 2 Mk.

Die Marianen bilden eine sich von Süden nach Norden erstreckende Reihe von 15 Inseln. Sie sind neben Tasmanien das einzige australische Land, welches keine Ureinwohner mehr hat; diese wurden im Verzweiflungskampfe gegen die Spanier grauenvoll zu Grunde gerichtet.

3. Die Marschall-Inseln sind nach dem englischen Kapitän Marshall benannt, der sie erstmals genauer untersuchte. Auch auf diese pflanzenarmen Korallen-Eilande hat die von Mittelamerika kommende Meeresströmung die Kokospalme verpflanzt. Sie liefert dem Eingeborenen alles, was er braucht: Nahrung, einen frischen Trunk, Material zum Hausbau und zu Geräten und in der Kopra einen wertvollen Handelsartikel. Da auf den Marschall-Inseln Quellwasser völlig mangelt, so sind die Bewohner gezwungen sich mit Regenwasser zu behelfen, das sie sorgfältig in Gruben auffangen.

4. Die Samóa-Inseln. Sie bestehen aus 14 vulkanischen Inseln, welche reihenartig von Osten nach Westen liegen. Die 3 größten sind Savaii, Upolu und Tutuila, welches zu den Vereinigten Staaten Amerikas gehört. Die reichste, fruchtbarste und schönste aller Samóa-Inseln, „die Perle der Südsee", ist Upolu mit dem Hafenort

[1]) Der zerschnittene und getrocknete Kern der Kokosnuß, der zur Herstellung von Ölen, Kerzen, Seifen und Futterkuchen Verwendung findet, der wichtigste Ausfuhrgegenstand der Südsee-Inseln.

Apia. Hauptgegenstände der Einfuhr sind Gewebe und Nahrungsmittel für Europäer; ausgeführt werden Kopra und Baumwolle. Das Meer ist reich an Schildkröten, welche das zu Schmuckwaren verarbeitete Schildpatt liefern. Die Samóaner bekennen sich mit wenig Ausnahmen bereits zum Christentum.

C. In China. Die Kiautschou[1]-Bucht ist durch einen Vertrag mit China im Jahre 1897 mit dem anliegenden Gebiete auf der Halbinsel Schantung auf 99 Jahre gepachtet worden.

Jeder kennt das Wort Kiautschou und glaubt, damit den Sitz unserer Herrschaft in China angeben zu können. Das ist aber ein Irrtum; denn Kiautschou ist eine Stadt im chinesischen Gebiete, nordwestlich von unserem Besitz. Nach diesem Platze oder besser nach der auf alten Karten so bezeichneten Bucht ist die deutsche Erwerbung benannt worden. Die Hauptstadt und zugleich der einzige europäische Wohnort in Deutsch-China ist Tsingtau oder „die grüne Insel", wie das Wort übersetzt werden muß.

Die eingeborne Bevölkerung Deutsch-Chinas wohnt mit Ausnahme des geringen Bruchteils, der sich im Bereich Tsingtaus ansiedeln durfte, lediglich in Dörfern. Diese machen, von außen gesehen, einen recht guten Eindruck, der allerdings beim Betreten durch den in allen Ortschaften Chinas üblichen Schmutz und Geruch stark beeinträchtigt wird. Die Bauart der Dörfer ist regelmäßig. Eine Hauptstraße zieht von Ost nach West, kleinere Seitenstraßen laufen ihr parallel, andere kreuzen sie im rechten Winkel. Nach Norden und Nordwesten sind nicht nur die Dörfer sondern auch die einzelnen Häuser zum Schutze gegen den während der Wintermonate wehenden scharfen Nordwestwind meistens ganz abgeschlossen. Die Häuser haben einen Unterbau aus Feldsteinen, der aber ohne Fundament auf den Erdboden gesetzt wird. Der Unterbau trägt die Wände, die aus roh gebrannten Ziegeln oder aus Lehm und Stroh aufgeführt sind. Die Fenster werden an Stelle der Glasscheiben mit dünnem Papier versehen. Die Dächer bestehen aus Schilf oder Stroh, seltener aus Ziegeln, in den Fischerdörfern bisweilen aus getrocknetem Seetang. Der aus festgestampftem Lehm hergestellte Fußboden liegt etwa 30 cm über der Erde. Alle zu einem Gehöft gehörigen Baulichkeiten werden durch eine ungefähr 2 m hohe Mauer umschlossen, wodurch die Ortschaften trotz ihrer regelmäßigen Anlage sehr unübersichtlich erscheinen. Fast jedes Dorf hat eine Schule, woraus man auf einen verhältnismäßig hohen Bildungsgrad unserer neuen Landsleute schließen könnte, wenn nicht ein großer Teil dieser Schulen leer stände oder zu anderen Zwecken verwendet würde.

Unfern der Ortschaften liegen die Begräbnisstätten, die weithin an ihren hohen Baumgruppen zu erkennen sind. Auch Tempel findet man vielfach in oder bei den Dörfern; doch werden diese Gotteshäuser

[1]) Spr. Kjaudscho von Kiau = Leim und Tschou = Hauptstadt eines Kreises ersten Grades, also ungefähr Leimstadt.

nicht sonderlich heilig gehalten; denn man stellt sie den durchreisenden Fremden bereitwilligst als Quartier zur Verfügung. Wenn es an Raum zur Unterbringung der Feldfrüchte mangelt, so wird ohne weiteres der Tempel benutzt. Die Priester selbst verwenden auf ihre Landwirtschaft mehr Zeit und Mühe als auf ihr eigentliches Amt.

Ein großes Netz von Fußwegen, die auch in den hohen Gebirgsgegenden nicht fehlen, verbindet die Dörfer, Gehöfte, Tempel und Friedhöfe miteinander. Auf diesen Pfaden vollzieht sich der ganze Verkehr. Sie dienen gleichmäßig dem Fußgänger, dem Reiter, dem Lastträger, dem Saumtier und vor allem dem einrädrigen Schubkarren, diesem Haupttransportmittel in China. Die Bevölkerung ist kräftig und gut gebaut, friedfertig und genügsam. Sie lebt hauptsächlich von Feld- und Gartenbau, betreibt aber auch Viehzucht, Fischerei und Schiffahrt.

Unser Pachtgebiet und im weitern Sinne die ganze Halbinsel Schantung erfreut sich nicht allerwärts eines besonders ergiebigen Ackerbodens. Trotzdem ist jedes Fleckchen, und sei es auch noch so klein, aufs sorgfältigste bebaut. An der Feldbestellung beteiligt sich die ganze Familie. Auch die Bauersfrau hilft trotz ihrer verkrüppelten Füße beim Ausjäten oder bei leichteren Hackarbeiten. Sie reicht dem braunen Gatten, der im Schweiße seines Angesichts mit der schweren Hacke die Schollen des Gartenlandes aufbricht, die Pflanzen zum Einsetzen dar oder sie hantiert an den kleinen hölzernen Stauwerken herum, welche den Zufluß des Wassers in den Berieselungsgräben regeln.

Die Arbeit auf den Feldern beginnt schon im Februar und der Juni ist der erste Erntemonat. Dann werden Gerste und Weizen „gezogen“ — denn die Wurzeln dienen als Brennmaterial — und in die Scheuern gebracht. Die Aprikosen, Pfirsiche und Pflaumen reifen und das Grün der Granatbäume verschwindet unter der Fülle roter Blüten. Die leeren Schläge werden mit Hanf, Mais und Hülsenfrüchten, namentlich Bohnen, bestellt, die in der fruchtbaren Regenperiode so üppig gedeihen, daß im September die Haupternte beginnt. Der Reis ist gelb, die Hirse trocken und die Dorfmühlen schaffen Tag für Tag um die Körner in grobes Mehl zu verwandeln, das als wichtigster Vorrat für die kalte Jahreszeit aufgespart wird. Nun kommen Sesam, Bohnen, Erbsen und Mais an die Reihe. Dann folgen der Buchweizen und die Zahl der Oktoberfrüchte, wie Zitronen, Datteln, Kastanien und Erdnüsse. Den Schluß macht die Versorgung der Felder mit Wintersaat, nämlich Gerste und Weizen. Das Erdreich hat also knapp ein Vierteljahr Ruhe und es ist daher billig zu verwundern, daß die Erträge immer noch ergiebig genug ausfallen die starke Bevölkerung[1]) zu ernähren. Bei einer minder sorgsamen und fleißigen Bearbeitung wäre dies ganz unmöglich.

Nach G. K., Seidlitz, Deimling und Ridel u. a.

---

[1]) Die Provinz Schantung zählt auf einem Gebiete von der Hälfte der Bodenfläche Preußens gegen 45 Millionen Menschen; die Bevölkerungsdichtigkeit ist also etwa dreimal so stark wie die Preußens.

55. Die Österreichisch-ungarische Monarchie

besteht aus zwei Reichshälften, von denen die eine das Kaisertum Österreich, die andere das Königreich Ungarn begreift. Der Gesamtflächeninhalt einschließlich von Bosnien und der Herzegowina beträgt 675 000 qkm mit einer Bevölkerung von 51 Millionen Einwohnern.

Der Bodengestalt nach zeigt das Kaiserreich die größte Mannigfaltigkeit, doch ist es vorwiegend gebirgig; kaum 1/4 des ganzen Gebietes gehört der Ebene an. Hauptgebirge sind die Alpen, die Karpathen und die Stufenlandschaften von Böhmen und Mähren. Von den Tiefländern nehmen die Donaubecken (Ungarische Tiefebene, Wiener Becken) und das Galizische Tiefland den größten Flächenraum ein.

Kein Staat Europas ist an Erzeugnissen aus den drei Reichen der Natur und an innern Hilfsmitteln zur Hebung des Wohlstandes so reich als Österreich-Ungarn.

Die wichtigste Nahrungsquelle ist die Landwirtschaft, weil durch sie etwa 2/3 der Bevölkerung ihre wesentliche Beschäftigung finden. Auf dem meist höchst fruchtbaren Boden werden alle europäischen Getreidepflanzen in solcher Menge erzeugt, daß viel ausgeführt werden kann. Verhältnismäßig am meisten Acker- und Wiesenland besitzen Galizien, Mähren und Böhmen, dann in Ungarn die Obere Ebene mit den Waag- und Raabtälern, die Untere Ebene, östlich von der Theiß; außerdem die großen Flußtäler der Donau, Drau, Sau und Maros. Man baut Weizen in Ungarn und im Banat, Roggen, Hafer, Mais in der Bukowina und in Ungarn, an der Sau Lein und Hanf in Galizien, Tabak vorzüglich in Ungarn, Oliven in Dalmatien; der Obstbau ist sehr ergiebig; Hopfen, der beste auf der Erde, wächst in Böhmen und Galizien. Für Weine und Weinausfuhr ist Ungarn (Tokay, Erlau 2c.) nächst Frankreich das Hauptland; außerdem baut man Wein in Südtirol, Böhmen, Österreich und Siebenbürgen. Die bedeutenden Waldungen liefern Holz, Pottasche, Gerberrinde, Knoppern, Terpentin und Harz. Schöne Eichenwälder stehen an der Drau und Sau. Die Viehzucht ist in den Alpen, in Böhmen und Ungarn vorzüglich. Die meisten Pferde haben Ungarn und Galizien; ausgezeichnetes Rindvieh trifft man in den Alpen, in Ungarn, Galizien und Böhmen; Geflügel- und Bienenzucht wird überall getrieben; den feinsten Honig liefern Siebenbürgen und Kärnten. Der Seidenbau erfreut sich in Tirol und Siebenbürgen einer eifrigen Pflege. Die Jagd ist noch immer bedeutend, obwohl in der Abnahme. Von großer Bedeutung ist die Industrie in Flachs, Hanf, Schaf- und Baumwolle, Leder und Lederwaren, Rübenzuckererzeugung, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Blühende Eisenindustrie findet sich in Steiermark. An Mannigfaltigkeit der Erze und anderer Mineralien wird Österreich von keinem europäischen Staate übertroffen.

Ungarn ist größtenteils, besonders in der Mitte, Flachland, das im Norden und Osten von den Karpathen, im Südwesten von den Ausläufern der östlichen Alpen begrenzt wird. Die geographische Lage, noch mehr aber die Form seiner Oberfläche machen es zu einem im allgemeinen klimatisch

milden Lande. Die in der Mitte sich ausdehnenden Steppen heißen Pußten. Sie haben einen Umfang von 400—500 km, sind baumlos, ohne Flüsse, das ganze Jahr hindurch belebt mit zahllosen Herden von Pferden und Rindern, Schweinen und Schafen. Der meist fruchtbare Boden bietet den Anblick eines Getreidemeeres, das im Winde Wellen schlägt, zuweilen aber auch im Sande erstarrt und das Bild einer Wüste zeigt, dann wieder in eine weite grüne Grasfläche sich verwandelt. Keine gebahnten Wege und Straßen, nur Wagenspuren zeigen hier und da, wo am meisten gefahren wird. Meilenweit erblickt man kein Haus, geschweige ein Dorf; nur zuweilen kommt ein Brunnen zum Vorschein, nämlich ein in die Erde gegrabenes Loch, aus dem eine Stange zum Heraufziehen des Wassers hervorragt und in dessen Nähe ein ausgehöhlter Baumstamm sichtbar ist um daran das Vieh zu tränken; zuweilen führt der Weg an einem Hügel, dem Grab irgend eines Helden aus längst entschwundener Zeit, vorüber. Der Wanderer freut sich über die Störche, die über seinem Haupte hinziehen; denn sie fesseln auf einige Augenblicke seinen Blick und des Abends unterhalten ihn die vielen kleinen Feuer, die aus allen Richtungen herschimmern, teils von den Hirten teils von Reisenden, die gleich den Karawanen des Ostens auf freiem Felde übernachten, angezündet.

Die Bodenkultur schreitet mächtig fort, Ackerbau und Viehzucht geben den Hauptertrag Ungarns, welches eines der reichsten Getreideländer der Erde ist und deswegen auch die Kornkammer Europas genannt wird. Nächst Mehl und Weizen sind Schweine der wichtigste Ausfuhrartikel. Dazu liefert Ungarn etwa $^1/_{15}$ der gesamten Erzeugung an Rübenzucker auf der Erde. Ungarn hat außerdem einen großen Überschuß an vorzüglichem Wein und edlem Obst, an Tabak, Wolle und an Hühnereiern. Bemerkenswert ist der große Bestand an Pferden, von denen 13 auf 100 Einwohner kommen.

Von den Bewohnern gehören nahezu die Hälfte dem magyarischen Stamme an. Die übrigen sind Slaven und Walachen, an den Grenzen Deutsche. Die Magyaren beherrschen durch Sprache und Sitte das ganze gesellschaftliche Leben. Seit einem Jahrtausend sind sie dieselben geblieben. Gleich ihren Vätern tragen sie immer noch den gleichgeformten Schnurrbart und bespornte Stiefel; der friedsame Bauer zeigt wie seine Vorfahren dasselbe kriegerisch männliche Gesicht und denselben kriegerisch trotzigen Gang. Die Kleidung ist noch höchst eigentümlich. Die Bauern tragen ein Hemd mit weiten Ärmeln, das nur bis auf die Hüften reicht; von den Hüften an beginnt das weite Beinkleid von Leinwand, welches mittels eines Riemens oder eines Tuches um den Leib befestigt ist und bis in die Stiefel reicht. Über die Schultern wird ein Pelz von Schaffellen geworfen, den Kopf deckt ein Hut mit breiten Rändern oder eine Mütze in Gestalt eines Tschako. Die Edelleute und reichen Bauern tragen enge Hosen von Tuch, die mit Tressen besetzt sind. Ganz husarenmäßig ziehen sie den Dolman an und lassen den Pelz darüberhängen. Die Frauen tragen wie die Männer schwarze oder rote Stiefel. Sie gehen in kurzen Röcken, farbigen Leibchen und des Winters in Schafpelzen.

Ein altes Sprichwort sagt: „Der Ungar wird zu Pferde geboren." Vier Jahre alt wird der Kleine auf ein Pferd gesetzt, klammert sich an die Mähne fest, übt sich täglich im Reiten und an dem Tage, an welchem er galoppieren kann, ohne herunter zu fallen, spricht der Vater mit ernster Wichtigkeit zu ihm: „Du bist ein Mann." Der Ungar ist gern Soldat und kämpft am liebsten zu Pferde.

Der ungarische Bauer hat in seinem oft sehr geräumigen Gehöfte keine Scheuern, weil er sich nicht die Mühe nimmt sein Getreide einzufahren, sondern es gleich im Freien in Haufen setzt. Hier läßt er es von seinen Pferden austreten. Wieviel dabei oft verwüstet wird, läßt sich leicht ermessen.

Nach Grube: „Geographische Charakterbilder".

56. Die Schweiz,

das höchste Land Europas, besteht aus Alpen, Juragebirgsland und Hochebene. Auf die Alpen treffen 58 %, auf die Hochebene 30 % und auf den Jura 12 % der Oberfläche des Landes. Die Schweiz ist das an Naturschönheiten reichste Land Europas.

Die Gewässer der Alpen sind: Rhein, Inn, Po, Etsch, Rhone; die des Juras gehören zum Rhein- und Rhonegebiet; die, welche die Hochebene durchschneiden, gehören größtenteils zum Gebiete des Rheins und nur im Süd-Westen zum Rhonegebiet.

Das Klima ist wegen der Gebirge sehr ungleichmäßig und viel kälter als in anderen Gegenden unter demselben Breitengrad. Es ist auf der Hochfläche zwar gemäßigt, jedoch von starken Winden vielfach beherrscht, so daß es im ganzen rauher erscheint als dasjenige von Mitteldeutschland. Bei 1200 m Höhe beginnt die Alpenregion, welche sich nur noch für die Alpenwirtschaft eignet; über 2600 m hinaus herrscht ewiger Winter. Der Flächeninhalt beträgt 41 390 qkm mit 3,7 Millionen Bewohnern, 90 auf 1 qkm.

Der Landbau, beschränkt durch Gebirge und Klima, ist von untergeordneter Bedeutung und erzeugt nicht einmal in der Hochebene genug Getreide (etwa die Hälfte des Bedarfs muß eingeführt werden); dagegen wird viel Obst und Wein gebaut; jenes wird entweder roh genossen oder zu Obstwein, Kirsch- und Zwetschenwasser verarbeitet; Wein gedeiht besonders in den Kantonen Waadt und Zürich. Der Bergbau fördert allein Salz in erheblicher Menge. Vorzügliche Heilquellen und zahlreiche klimatische Kurorte sind vorhanden. Die Rindviehzucht steht infolge der herrlichen Wiesen und Weiden in höchster Blüte, reicht jedoch für den Bedarf an Fleisch (massenhafte Einfuhr von Mastvieh) und Butter nicht aus; nur Käse und kondensierte Milch gelangen in bedeutenden Mengen zur Ausfuhr. Käserei wird nicht nur in der Sennereiwirtschaft sondern auch von den Talbewohnern in den auf genossenschaftliche Weise eingerichteten Dorfkäsereien betrieben.

Die Käsefabrikation bildet in manchen Gegenden den Kern des landwirtschaftlichen Betriebes. Zur Käsebereitung wird Milch von Kühen, Schafen und Ziegen verwendet. Die Behandlung beruht bei der Herstellung auf der Abscheidung des sogenannten Bruches (Quarks) von dem Wasser der Milch, den Molken oder Schotten (Abzeug). Zu diesem Zwecke wird die Milch entweder künstlich durch Lab aus Kälbermagen oder durch Sauerzusatz zum Gerinnen gebracht. Ersteres Verfahren liefert die sogenannten Süßmilch- oder Labkäse, letzteres die Sauermilchkäse. Nach dem Gerinnen wird der Käse gepreßt und geformt.

Die Unterschiede der Käsesorten sind eben sowohl in den Bereitungsmethoden, wie durch die Qualität der dazu verwendeten Milch begründet. Bei Verarbeitung von unabgerahmter Milch erhält man fetten Käse, zu halbfettem wird die Milch halb abgerahmt, mageren Käse bereitet man aus stärker entrahmter Milch. Die meisten Sauermilchkäse sind aus sehr magerer Milch hergestellt.

Nach dem Ausscheiden des Bruches bleibt in der Molke noch ein Eiweißstoff zurück, welcher durch Erhitzen zum Gerinnen gebracht und unter dem Namen Zieger gleichfalls auf Milchprodukte verarbeitet wird.

Aus dem Rückstande der Milchflüssigkeit (den Molken) wird entweder Molkenessig oder durch Verdampfung Milchzucker bereitet; beides sind Nebenprodukte der Käsefabrikation. Meist aber dienen die Molken zur Schweinemast.

Der Eintritt der Reife des Käses ist von der Temperatur in den Kellerräumen und von dem Grade der Pressung abhängig. Bei Weichkäsen kennzeichnet sich die Reife durch die Umwandlung des weißen Teiges in eine gelbliche, durchscheinende, feste oder weiche, speckige Masse.

Die Sauermilchkäse lassen sich ohne Ausnahme nicht lange aufbewahren; mit der fortschreitenden Reife zerfließen sie zu einer gallertartigen Masse, welche zuletzt vollständig in Fäulnis übergeht und üblen Geruch verbreitet.

Alle Käse, bei deren Herstellung eine höhere Erwärmung des Bruches, ein sogenanntes „Nachwärmen“ oder Brennen stattgefunden hat, lassen sich unter günstigen Umständen jahrelang aufbewahren.

Die beste Sorte Käse kommt als Emmentaler (Kanton Bern) in den Handel. Ferner erzeugt die Schweiz eine große Menge trefflicher Ziegenkäse. Der Schabzieger ist ein Kräuterkäse aus Zieger mit Zusatz von Steinkleepulver (Melilotus coerulea); er heißt deshalb auch „Grüner Käse“; seine Fabrikation ist besonders im Kanton Glarus häufig zu finden.

Nach Aufsberg und „Lesebuch von Kuhr u. Löser“.

57. Die wichtigsten nicht deutschen Völker Europas.

Die hervorragendsten europäischen Völker sind teils romanischer teils germanischer Abstammung. Die romanischen Völker haben ihre Blütezeit hinter sich, die germanischen befinden sich in derselben oder erwarten sie noch.

1. Ein Volk romanischen Stammes, das in der Geschichte einst eine Hauptrolle gespielt hat, später aber vom Schauplatz derselben mehr und mehr verdrängt wurde, sind die **Italiener.** Welche Erinnerungen knüpfen sich an Italien, welche Schätze birgt es noch heute! Noch heute zieht es Tausende mit unwiderstehlichem Zuge in das „Land, wo die Zitronen blüh'n", mit seinen Myrten, Zitronen und Orangen; noch heute sind seine Museen und Kunstsammlungen ein Anziehungspunkt für Künstler und Kunstfreunde. Roms Macht ist zweimal dahingesunken; aber wenn der Reisende die Kuppel der Peterskirche am Himmel auftauchen sieht, da klopft sein Herz höher und sein Fuß betritt nicht ohne eine gewisse Erregung die Räume der heiligen Stadt. — Das Ideal des Italieners ist das süße Nichtstun; darum ist der Handel der Italiener von geringer Bedeutung, die gewerbliche Tätigkeit der Größe und dem Reichtume des Landes nicht entsprechend. Auch die Volksbildung steht auf niedrigerer Stufe als in den meisten anderen europäischen Ländern. Die Regierung hat noch jetzt mit der Unterdrückung des Räuberunwesens zu tun. Äußerst zudringliche Bettler belästigen den Reisenden und hundert Hände strecken sich bei jeder Gelegenheit nach einem Trinkgeld aus. Im nördlichen Italien findet man mehr Arbeitsamkeit; von hier aus gehen viele Einwohner in andere Länder, um als Eisenbahnarbeiter, Maurer, Gipsfigurenhändler oder Zuckerbäcker so viel zu verdienen, daß sie sich später in der Heimat ansiedeln können. Der Italiener hat eine schöne Gestalt, meist dunkle Augen und dunkles Haar, ein leidenschaftliches Gemüt, große Zungenfertigkeit und eine schöne klangreiche Sprache.

2. Das stolzeste Volk der romanischen Rasse sind die **Spanier.** Seinen Stolz trägt der Spanier schon im Äußern zur Schau; er bückt sich nicht gern und arbeitet nur, wenn er muß. Sein Vaterland, das in seinen südlichen Teilen die köstlichsten Weine und Südfrüchte hervorbringt, stellt auch keine großen Anforderungen an seine Arbeitskraft; es bringt ihm fast von selbst hervor, was er braucht. Und der Spanier braucht wenig, da Mäßigkeit, besonders im Essen und Trinken, zu seinen Haupttugenden gehört. Betrunkene sind eine große Seltenheit. Die Männer tragen fast das ganze Jahr hindurch einen Mantel, der alle Einflüsse des Klimas abhält; er ist, je nachdem er fester oder nachlässiger umgeschlagen ist, das Thermometer der Witterung. Die spanischen Frauen und Mädchen, die höchst malerische Kostüme tragen, sind wegen ihrer Schönheit berühmt; mit unnachahmlicher Anmut tanzen sie die Tarantella oder schlingen sie den

Fandango. Sie schlagen dabei die Kastagnetten und erfreuen den Zuschauer bald durch langsame bald durch leidenschaftliche, schnelle Bewegungen des Körpers. — Das Land ist schwach bevölkert. Stundenlang sucht der Reisende auf den Hochebenen der beiden Castilien nach Spuren von Menschen. Höchstens ein Hirt zu Pferde, seine Tiere weidend und mit der Lanze bewaffnet, begegnet ihm. — Von der niederen Bildungsstufe, auf der sich das spanische Volk noch befindet, zeigt sein Hauptvergnügen, das Stiergefecht. Arm und reich, hoch und niedrig erfreut sich im Zirkus an den Todesqualen der gereizten und dann nach allen Regeln der Kunst verwundeten Stiere und feiert die siegreichen Matadores, wie man bei uns große Künstler feiert. — Gewerbefleiß und Handel liegen in Spanien darnieder.

3. Am nächsten unter den Völkern romanischen Stammes wohnen uns die **Franzosen**. Will man die Eigentümlichkeiten der Franzosen schildern, so läuft man Gefahr nur diejenigen der Pariser zu schildern; denn Paris bildet den Mittelpunkt des gesellschaftlichen und politischen Lebens, das Herz Frankreichs. Jedoch der Kundige weiß, daß sich die Bewohner der verschiedenen Landschaften sehr scharf unterscheiden. Die Franzosen sind rasch zu erregen und zu begeistern und ein tapferes, kriegstüchtiges Volk. Der Ruhm geht ihnen über alles; bis zum Jahre 1870 hielten sie sich für unbesiegbar. Aber es fehlte ihnen die zähe Energie und die Ausdauer; einmal besiegt, verzagen sie leicht. Ihre Begeisterung für einzelne Menschen verkehrt sich leicht in Mißtrauen; sie lieben Veränderung und Wechsel, namentlich in der Regierungsform. — Frankreich ist ein reich gesegnetes Land und mit größtem Fleiße bebaut. Handel und Industrie blühen. Die Erzeugnisse der Franzosen sind sehr geschmackvoll, aber nicht, wie sie selbst meinen, unentbehrlich und unnachahmlich. Auch Deutschland hat im Kunstgewerbe große Fortschritte gemacht. — Bei dem großen Einflusse, den man jahrhundertelang, besonders in Deutschland, den Franzosen gewährt hat, ist es begreiflich, daß das Nationalbewußtsein bei ihnen sehr hoch gestiegen ist. Sie leben in der festen Meinung, daß sie die große Nation, die geborenen Beherrscher der gebildeten Welt seien. Doch kann man nicht leugnen, daß der Franzose die Formen des gesellschaftlichen Lebens geschickt zu handhaben weiß und daß er sich durch eine angeborene Anmut der Bewegungen und durch Höflichkeit des Benehmens auszeichnet. Denn Höflichkeit und Anstand findet man auch bei dem gemeinen Manne; es fehlt den Franzosen jene plumpe Schüchternheit, die in Deutschland den Abstand zwischen den gebildeten und ungebildeten Klassen so groß macht. — Der Bildungsstand des Volkes entspricht jedoch nicht seiner Einbildung. Lesen und Schreiben sind noch bei weitem nicht Gemeingut des ganzen Volkes, obwohl Frankreich seine Gelehrten auf allen Gebieten ebenso hat wie Deutschland.

4. Germanischer Abkunft und somit uns Deutschen verwandt sind die **Holländer**. Die Belgier, die zwischen Frankreich und Holland

wohnen, bilden gleichsam das Mittelglied zwischen den Bewohnern beider Länder. Der Grundzug der Holländer ist das Phlegma, jene Stetigkeit und Zähigkeit des Charakters, die schwer zu erregen und zu begeistern ist, aber mit um so größerer Ausdauer an dem einmal Ergriffenen festhält. Mit unsagbarem Fleiße haben sie ihr ebenes, gleichförmiges und von den Reizen der Natur wenig bedachtes Land dem Meere abgewonnen; sie schützen es vor seinem immer drohenden Ungestüm durch Deiche, die mit der größten Sorgfalt gebaut sind und imstand erhalten werden. Ganze Meeresteile haben sie ausgepumpt um fruchtbares Land zu gewinnen, und Kanäle nach allen Seiten gezogen um den Verkehr zu fördern. Denn auf den Handel, besonders den Seehandel, ist der Holländer von jeher angewiesen gewesen, und wenn auch die Holländische Flagge nicht mehr wie sonst stolz auf allen Meeren gebietet, so sind die großen Hafenplätze Hollands doch noch Haupthandelsplätze für den überseeischen Verkehr. Den Ameisen gleich in besonnener, ruhiger, aber steter Arbeit bewegt sich das fleißige, stille Volk in seinem windmühlenbesäten, feuchtnebligen Lande. Die Holländer machen wenig von sich reden, sie reden auch selbst wenig. Die kurze Pfeife im Munde, steht in der Feierstunde der Mann aus dem Volke am Hafen oder vor seinem netten Häuschen mit grünen Jalousien und lauscht den Erzählungen des wettergebräunten Matrosen, der gestern auf dem großen Kauffahrteifahrer aus den Kolonien zurückgekommen ist, oder erzählt von seiner Arbeit oder dem Gewinn seiner Handelsunternehmung. Das Bier liebt der Holländer weniger, dafür bevorzugt er den Tee. In den großen Restaurationsgärten Amsterdams sitzen die Familien auch in der heißen Nachmittagszeit am Teetisch; sie bereiten den Tee selbst, wozu sie vom Wirt nur das nötige Geschirr und die Teeblätter geliefert erhalten. — Bekannt, ja sprichwörtlich ist die holländische Reinlichkeit. Wenn nun auch nicht in ganz Holland, so wie es in Broek geschehen soll, sämtliche Gerätschaften des mit Fliesen belegten und täglich gescheuerten Kuhstalles so blank geputzt werden wie Tischgeschirr, so scheuert die holländische Bürgersfrau doch wöchentlich Haus und Straße gründlich, das mit Ölfarbe gestrichene Haus auch von außen. Selbst in Amsterdam ist diese Reinlichkeit bis auf die Hütten der Armen herunter zu finden.

5. Der **Engländer** zeigt unter allen Völkern das größte Selbstbewußtsein. Er ist so stolz auf seine vaterländischen Einrichtungen und Gewohnheiten, daß er sie auch im Auslande nicht missen will; in das Fremdartige fügt er sich schwer. Die Flagge Englands ist auf allen Meeren hochangesehen; seine Handelsverbindungen umspannen die ganze Erde; seine Sprache ist die verbreitetste unter den europäischen. Sehr entwickelt ist des Engländers Familiensinn; sein Haus ist seine Burg. In der Familie feiert er vor allem seinen Sonntag, auf dessen Heiligung viel strenger gehalten wird als bei uns. Am Sonntag finden weder Konzerte noch Theatervorstellungen statt; selbst

die Eisenbahnzüge verkehren am Sonntag nicht oder nur in geringerer Zahl als an Wochentagen. — Um so reger entwickelt sich die gewerbliche Tätigkeit an den Wochentagen. Fabriken gibt es ohne Zahl und in mancher Stadt überragen die Schornsteine der Fabriken die Kirchtürme; dafür wandern auch die englischen Waren in alle Welt. Von China bis nach Indien und Afrika kleidet man sich in die Erzeugnisse englischer Webstühle oder gebraucht englische Stahl- und Messingwaren. Man sagt freilich den Engländern nach, daß sie ihrer Neigung, Geschäfte zu machen und Geld zu verdienen, auch die heiligsten Interessen opfern, und es ist wohl keine Sage, daß noch heute Schiffe die englischen Häfen verlassen, die halb mit Bibeln, halb mit Götzenbildern für heidnische Völker beladen sind. Eine Schattenseite der ausgedehnten Fabriktätigkeit zeigt sich auch in dem Vorhandensein einer Menge armer Arbeiter; in Liverpool, Manchester, auch in London gibt es Tausende von Familien, die in einem Zustande des Elends und der Armut leben, von dem wir Deutschen keinen Begriff haben. Auch die Verbrecherwelt ist zahlreicher. — Lassen sich Geschäfte im Ernst nicht machen, so werden sie im Scherz gemacht, d. h. man wettet. Bei jeder Gelegenheit heißt es: Was gilt die Wette? Ist ein Mensch ins Wasser gestürzt, so springen wohl einige hinzu, ihn zu retten; aber hundert andere wetten am Ufer, ob er ertrinkt oder nicht. Damit hängt die große Vorliebe der Engländer für Wettfahrten, Wettrennen, Boxen, Hahnenkämpfe, kurz für allen „Sport“ zusammen, Vergnügungen, die das ganze Interesse auch des gemeinen Mannes in Anspruch nehmen.

6. Die **Russen** gehören zum Völkerstamme der Slaven und bekennen sich alle ohne Unterschied zur Griechischen Kirche. Ihnen ist der Zar nicht bloß Kaiser sondern auch Oberpriester. In Beobachtung der religiösen Gebräuche sind sie sehr eifrig und gewissenhaft.

Den Ackerbau liebt der Russe im ganzen genommen weniger als Handel und Gewerbe. Er scheint zum Handeltreiben geboren. Der Hang und die natürliche Anlage zum Handel und Schacher ist ein Hauptzug in dem Charakter des russischen Volkes. Von dem Frondienste hat erst Kaiser Alexander II. die Bauern befreit; doch wissen sie ihre Freiheit nicht zu würdigen.

Die Russen haben einen außerordentlich starken Körper, der Kälte und Hitze, Schmerzen und Beschwerden leicht zu ertragen vermag. Dies kommt daher, daß sie von Jugend auf daran gewöhnt werden, aus den heißen Stuben in die strenge Kälte zu gehen und sich im Schnee herumzuwälzen. Ohne heiße Bäder kann kein Russe leben, er muß wenigstens jede Woche ein solches Bad haben.

Wenn man von der Trunksucht der Russen spricht, so muß man nicht glauben, daß sie das Trinken zur Gewohnheit machen; derselbe Mensch, der heute betrunken sich auf der Straße wälzt, ist nicht bloß morgen, sondern mehrere Wochen nachher wieder der nüchternste, mäßigste und arbeitsamste und löscht seinen Durst mit Wasser ohne nach Branntwein zu gelüsten. In ähnlicher Weise ist es auch mit

dem Essen. So starke Mahlzeiten der Russe zu sich nehmen kann, wo sie ihm nichts kosten, so lebt er doch im allgemeinen mit seiner Familie sehr einfach. Er ist lustig und heiter auch in der größten Entbehrung, unterwürfig vor seinem Herrn, klug und listig gegen seinesgleichen, ausdauernd in der Arbeit, sobald er muß, geschickt und rührig in jedem Unternehmen und sehr gastfreundlich.

So sehr auch seit Peter dem Großen abendländische Bildung in Rußland eingedrungen ist, den Bauern hat sie nicht erreicht; er ist roh, unwissend und abergläubisch geblieben; denn Volksschulen in unserem Sinne gibt es noch nicht. Die reichen Edelleute erscheinen wohl gebildet, im Grunde ihres Herzens jedoch sind die meisten ebenso roh wie die gemeinen Russen.

Nach Weber.

IV. Handel und Statistik.

58. Von Deutschlands Binnenhandel und Verkehr.

Handel und Verkehr dienen dazu, die Erzeugnisse der Landwirtschaft und Industrie sowie die Rohprodukte in Umlauf zu setzen. Den Handel im eigenen Lande nennt man Binnenhandel; denjenigen, welcher sich im Verkehr mit den Nachbarstaaten entwickelt, Außenhandel; dehnt er sich auf überseeische Gebiete und Kulturländer aus, so wird er zum Welthandel. Ein gut eingerichteter Binnenhandel sorgt dafür, daß die einheimischen Erzeugnisse im Inlande abgesetzt werden und die Güter schnell und sicher in alle Teile des Vaterlandes kommen.

Im Mittelalter war der Handel sehr erschwert, weil es an Kunststraßen mangelte und die Wege unsicher waren. Gegenden, die fern von den großen Handelswegen lagen, waren von den Segnungen eines regen Verkehrs ausgeschlossen.

Früher herrschte manchmal in einzelnen Gegenden Deutschlands infolge schlechten Ernteausfalls Teuerung und darum auch Not und Elend, während in anderen Gegenden Überfluß an Nahrungsmitteln vorhanden war. Derartige Zustände können jetzt nicht mehr leicht vorkommen, weil mit der Verwertung der Dampfkraft und Elektrizität im Verkehr ein schneller Güteraustausch ermöglicht ist; ferner sind durch den Aufschwung des Weltverkehrs und durch den sorgsam und bis ins einzelne gegliederten Binnenhandel Reis, Sago, Kaffee, Tee, Gewürze und andere Erzeugnisse der heißen Zonen, die früher nur Wohlhabende kaufen konnten, nunmehr Gegenstände des Massenverbrauchs und so Nahrungs- und Genußmittel des Volkes geworden.

Der Grad der Entwickelung des Binnenhandels hängt von der Wegsamkeit eines Landes ab. So ist z. B. der Binnenverkehr in Norwegen trotz der neuzeitlichen Verkehrsmittel nicht hoch entwickelt, weil die Landesnatur mit ihrer Unwegsamkeit in dieser Beziehung große Schwierigkeiten macht. Das deutsche Tiefland dagegen zeigt sich für die Anlage eines vielverzweigten Kunststraßennetzes recht günstig und ähnlich ist es auch mit den südlichen Hochländern.

Von der höchsten Bedeutung für den Binnenverkehr sind die Wasserstraßen, an denen Deutschland sehr reich ist.

Der Rhein wäre die wichtigste deutsche Wasserstraße, wenn sein Mündungsgebiet nicht in fremden Händen liegen würde. So aber nimmt er trotz seiner für den deutschen Binnenhandel so günstigen Stromentwickelung erst die zweite, ja nach der Anzahl der Fahrzeuge sogar erst die dritte Stelle unter den deutschen Strömen ein.

Die Ems bleibt ziemlich eisfrei und gestattet bei ihrem Wasserreichtum eine rege Kahnschiffahrt. An die Ems schließt sich das große ostfriesische Kanalsystem an, welches größtenteils durch die Entwässerung von Torfmooren hervorgerufen worden ist und dem Torfhandel und Ortsverkehr dient.

Die Weser ist zeitig eisfrei und bleibt in manchen Wintern immer zugänglich. Dampfer gehen aufwärts bis Münden und Handelsschiffe auf der Fulda bis Kassel, sobald deren begonnene Schiffbarmachung zwischen Münden und Kassel vollendet sein wird.

Die Elbe ist von allen deutschen Strömen für den Binnenhandel am wichtigsten. Ihre Schiffbarkeit beginnt mit dem Einfluß der Moldau. Unter ihren Nebenflüssen wird die Havel selbst von großen Flußschiffen und Dampfern befahren.

Die Oder ist der bedeutendste deutsche Strom des Ostseebeckens und wetteifert hinsichtlich ihrer Bedeutung für den deutschen Binnenhandel mit dem mächtigen Rheinstrom. Bei Ratibor wird sie für kleinere, bei Breslau für größere Flußschiffe fahrbar; Seeschiffe gelangen bis Stettin.

Die Schiffbarkeit der Donau beginnt bei Ulm; die Dampfschiffahrt wird von Regensburg an betrieben.

Der Verbesserung der Flußläufe zum Zwecke des Handels und Verkehrs, wie der Verbindung der einzelnen Flüsse untereinander durch Kanäle, wird in neuester Zeit besondere Sorgfalt zugewendet.

Das wichtigste Beförderungsmittel des Binnenhandels sind die Eisenbahnen. Das Eisenbahnwesen Deutschlands hat das seiner Nachbarländer überflügelt, so daß Deutschland unter den europäischen Staaten in dieser Beziehung die erste Stelle einnimmt. Die größten Bahnnetze sind im deutschen Tieflande mit dem Knotenpunkte Berlin und im Rheingebiet mit den Knotenpunkten Düsseldorf, Köln, Frankfurt am Main und Straßburg. In Süddeutschland sind München, Stuttgart und Nürnberg wichtige Punkte.

Zu den Verkehrsmitteln gehören auch das Post-, Telegraphen- und Telephonwesen. Den gewaltigsten Aufschwung nahm das Postwesen seit der im Jahre 1874 (auf Betreiben des ersten deutschen Generalpostmeisters Dr. von Stephan) erfolgten Gründung eines Weltpostvereins, dessen Aufgabe es ist, den Weltpostverkehr auf alle Weise zu fördern und zu erleichtern.

In Bezug auf das Telegraphenwesen steht Deutschland mit Frankreich auf gleicher Stufe; in der Ausbildung und Anwendung des Telephons aber übertrifft es alle Länder der Erde.

Nach Tromnau.

59. Der Außenhandel des Deutschen Reiches.

Die hervorragende Stellung des Deutschen Reiches im Welthandel beruht auf seinen mannigfachen und teilweise großartigen Industriebetrieben. Sie liefern besonders Gegenstände zur Ausfuhr, müssen aber ihre Rohstoffe größtenteils aus dem Auslande beziehen, während das Reich an Rohstoffen fast nur Kochsalz, Abraumsalze und Steinkohlen ausführt.

An Erzeugnissen der Landwirtschaft bleibt die Ausfuhr hinter der Einfuhr ungeheuer zurück. Deutschland bezieht Getreide besonders aus Rußland, Rumänien, Argentinien und den Vereinigten Staaten von Amerika, ferner aus Bulgarien, Österreich-Ungarn, Britisch-Indien, Serbien, Dänemark und dem Australischen Bund; seine Getreideausfuhr ist verschwindend klein. Nicht unerheblich ist die Einfuhr an Bohnen, Erbsen und Linsen. Hopfen wird mehr aus- als eingeführt; die Einfuhr von Obst ist ungemein groß. Auch an Vieh und Fleisch deckt Deutschland seinen Bedarf nicht. Es bezieht vom Auslande Pferde (hauptsächlich aus den Nachbarländern Belgien, Dänemark, Österreich-Ungarn, Rußland und den Niederlanden), Rindvieh (aus Dänemark, Österreich-Ungarn und der Schweiz), Schweine (aus Rußland). Frisches Fleisch bezieht es aus Dänemark, den Niederlanden und Rußland, einfach zubereitetes aus den Vereinigten Staaten, Dänemark, den Niederlanden und Österreich-Ungarn, Schmalz und Fleischextrakt besonders aus Amerika. Butter wird aus Rußland, den Niederlanden, Dänemark und Österreich-Ungarn geliefert. Käse wird gleichfalls in großen Mengen eingeführt und zwar aus den Niederlanden, der Schweiz und Frankreich. Die Viehausfuhr erstreckt sich hauptsächlich auf Schafe. Sehr bedeutend ist die Einfuhr an Eiern, namentlich aus Rußland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und Italien. Große Ladungen von Heringen, meist gesalzen, kommen aus Großbritannien, den Niederlanden und Norwegen.

Auch der deutsche Wald genügt den an ihn gestellten Anforderungen nicht. Aus Österreich-Ungarn, Rußland, Finnland, den Vereinigten Staaten und Schweden werden Bau- und Nutzholz, aus Amerika Nutzholz von Buchsbaum, Zedern, Kokos, Ebenholz und Mahagoni, aus Mexiko und Britisch-Westindien Blauholz, aus Argentinien Quebrachoholz eingeführt; dieser Einfuhr steht nur eine geringe Ausfuhr gegenüber, besonders nach den Niederlanden, Belgien und Großbritannien.

Das Ergebnis des Bergbaues gestattet eine bedeutende Ausfuhr. Die Einfuhr englischer Steinkohlen und böhmischer Braunkohlen wird durch eine ganz bedeutende Steinkohlenausfuhr nach den westlichen Nachbarländern, nach Rußland, der Schweiz und Österreich-Ungarn überwogen. Salz wird nach verschiedenen Ländern ausgeführt, die Abraumsalze besonders nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach Schweden, den Niederlanden und Großbritannien. Die Einfuhr an Erzen übertrifft die Ausfuhr.

Kolonialwaren (Kaffee, Tee, Kakao, Reis, Gewürze, Tabak), Südfrüchte, Wein und feine Spirituosen sowie Petroleum bezieht das Reich zum großen Teil vom Auslande. Amerika, Indien und

Ostasien liefern in der Hauptsache die Kolonialwaren. Deutschland betreibt jedoch eine großartige Ausfuhr an Zucker, namentlich nach Großbritannien, den Vereinigten Staaten von Amerika, Norwegen, Schweiz, Dänemark und den Niederlanden. Lebkuchen werden von Nürnberg nach allen Erdteilen versandt. Südfrüchte (Zitronen, Apfelsinen, Datteln, Feigen u. dergl.) kommen besonders aus den Mittelmeerländern. Petroleum wird aus Rußland und der Union eingeführt. Weine werden aus Frankreich, Spanien, Italien, Österreich-Ungarn, Griechenland, Portugal und der Türkei bezogen. Ausgeführt wird vor allem Flaschenwein. Sehr bedeutend ist die Ausfuhr von Bier nach allen Erdteilen, in Europa besonders nach Belgien, Frankreich und der Schweiz.

Die Rohstoffe der Textilindustrie kommen aus Argentinien, dem Australischen Bund und Britisch-Südafrika (Schafwolle), Rußland (Flachs), Großbritannien (Baumwollgarne), Österreich-Ungarn und Belgien (Leinengarne), Großbritannien (Wollengarne), der Union, Ägypten und Ostindien (Baumwolle), der Schweiz, Frankreich und Italien (Roh- und Florettseide). Den Hauptmarkt für die Erzeugnisse dieser Industrie bilden die Union, die deutschen Kolonien und andere überseeische Gebiete, Großbritannien, die Niederlande und die Schweiz; fertige Kleider, Leibwäsche und Putzwaren verlangen besonders Großbritannien, die Niederlande, die Schweiz, Schweden, Dänemark, Norwegen, Britisch-Nordamerika u. a.

Die Fabrikate der deutschen chemischen Industrie (besonders Säuren und Salze, Parfümerien, Arznei- und Farbwaren, Schreib- und Zeichenmaterial) finden großen Absatz in allen Nachbarländern, dann in Skandinavien und der Union; ebenso deutsches Papier und deutsche Pappe. Sehr bedeutend ist die Ausfuhr in fertigen Lederwaren, vornehmlich in Handschuhen, wozu die Nachbarstaaten die Rohstoffe liefern.

In den Gegenständen der Maschinenindustrie ist die Ausfuhr bedeutender als die Einfuhr. Fast alle europäischen Länder beziehen von Deutschland Nähmaschinen, landwirtschaftliche Maschinen und Lokomotiven; allerdings führt Deutschland noch immer auch sehr viele landwirtschaftliche Maschinen aus den Vereinigten Staaten, Großbritannien, Britisch-Nordamerika und Schweden ein; groß ist auch die Ausfuhr von Musikinstrumenten (Klavieren, Harmoniums und Orgeln), besonders nach Großbritannien und Australien; die Einfuhr von Taschenuhren (aus der Schweiz) überwiegt die Ausfuhr. Gegenstände der Metallindustrie (besonders Eisenwaren) finden in den Nachbarstaaten und der Union Absatz, Kurz- und Schmuckwaren in England, Österreich, Rußland, Spielzeug besonders in England und der Union.

Da in vielen Gegenständen, besonders in Steinkohlen und Maschinen aller Art, Baumwollwaren, Wollenwaren, groben und feinen Eisenwaren, Gold- und Silberwaren, Büchern, Karten, Musikalien, Farbdruckbildern, Kupferstichen, Spielzeug aller Art, Waren aus unedlen Metallen, vergoldet oder versilbert, Abraumsalzen u. a. die Ausfuhr steigt, so ist damit ein kräftiger Trieb zur Weiterentwicklung der deutschen Industrie gegeben.

Nach dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich 1905 und nach Brust und Berdrow.

60. Die Eisenbahnen und der Weltverkehr.

Wir haben jetzt Eisenbahnen über schmale Meeresarme in Schottland und durch sandige Wüsten, z. B. zwischen Alexandria und Suez; sie durchschneiden die Lagunen von Venedig, erklimmen hohe Berge, wie Rigi und Vesuv, und übersteigen Alpenpässe; sie rollen durch die weite Prärie und durch den tropischen Urwald. In Berlin geht die Stadt- und Ringbahn hoch über dem Menschenverkehr hin; in London durchbraust der Zug die Tunnel unter der Themse, ja man hat sogar den kühnen Plan gefaßt, einen Tunnel unter dem Meere zwischen England und Frankreich anzulegen, um so der Lokomotive einen Weg nach dem Festlande zu bahnen.

In Europa können wir bereits ununterbrochen von Madrid bis nach Konstantinopel gelangen und von Brindisi in Süditalien bis nach Petersburg. Rußlands Ziel, sein Schienennetz von der Wolga durch Sibirien bis an den Großen Ozean auszudehnen, ist erreicht. Die Pyrenäen, der Brenner und der Semmering sind schon überschient; der Mont Cenis-Tunnel durchbricht die Westalpen, seit 1882 ist sogar in einer Länge von 2 Meilen der St. Gotthard durchtunnelt und 1906 wurde der Durchstich des Simplon vollendet.

Der Gotthard-Tunnel gehört zu den größten Wunderwerken der Neuzeit. Louis Favre, eines Zimmermanns Sohn und von Hause aus selbst nur ein Zimmermann, ist der kühne Mann, der dieses Riesenwerk in nur 8 Jahren ausgeführt hat, und zwar mit einem Kostenaufwande von etwa 200 Mill. Franken. Dieser Tunnel, der bei Göschenen in der Schweiz einmündet und bei Airolo in Italien wieder aus dem Schoße dieses ungeheuren Alpenberges heraustritt, verbindet Deutschland und die Schweiz direkt mit Italien und hat den Verkehr zwischen beiden Ländern bedeutend erhöht. Bevor die Bahnlinie den Tunnel erreicht, führt sie über die kühnsten Brücken hinweg, welche schäumende Gebirgswässer und Schluchten, die Hunderte von Metern tief sind, überspannen; sie muß durch verschiedene Kehrtunnel allmählich die Talstufe ersteigen und in großen Windungen an steilen Felswänden emporklettern. Während auf dem sonst so belebten Passe mit seinem weltberühmten Hospize der Wanderer in Licht und Luft der Gletscherwelt tief aufatmet, sausen 860 m tief unter seinen Füßen Eisenbahnzüge, von künstlichen Luftströmen begleitet und von elektrischem Lichte erleuchtet, an den Nischen vorüber, worin die einsamen Bahnwärter hausen, durch den Riesenberg, dessen Gestein der Gewalt der Bohrmaschine und des Dynamits weichen mußte.

Schon diese europäischen Bahnen erweisen sich als höchst wichtige Abkürzer und Beförderer des Weltverkehrs; doch hat

dieser noch mehr durch die großen Eisenbahnen Nordamerikas gewonnen. Seitdem die letzte Schiene der Pacificbahn mit goldenem Nagel auf einer Schwelle von Zedernholz befestigt wurde, sind Ost und West ganz nahe gerückt worden. Die Pacificbahn, die über 48 Längengrade reicht, ist ein Kulturband, das den Atlantischen Ozean mit dem Stillen Ozean verknüpft, ein Werk, das in Bezug auf die Bedeutung für den Weltverkehr höchstens im Suezkanal seines gleichen findet. Auf diesem 700 Meilen langen Eisenringe von Neuyork bis St. Francisco durcheilt die Lokomotive einen Weg, der größer ist als der von Neuyork nach England, in 6—7 Tagen. Der menschenbeschwerte Dampfzug durchrast die endlos scheinenden Prärien, wo ehemals der Büffel hauste, die dichten Urwälder, in welchen der Indianer jagte, übersteigt Höhen von 2500 m, wo die Lawinen herniederdonnern und meilenlange Schneedächer zu seinem Schutze errichtet worden sind, überfliegt auf kühnen, turmhohen Brücken reißende Ströme und unzugängliche Abgründe. Die Stationen wachsen mit Riesenschritten zu großen Städten empor und das Land rechts und links verwandelt sich wie durch Zauber in fruchttragende Felder.

Immer mehr tritt die Bedeutung dieser Bahn für den Welthandel hervor. China, Japan, Indien und Australien mit ihren reichen Hilfsquellen sind in einem großartigen Aufschwung begriffen. Ihr Handel mit Tee und Seide nimmt schon jetzt teilweise seinen Weg über die Pacificbahn. Die Dampferfahrten China-Japan über St. Francisco mehren sich beständig. Reisende nehmen nun viel lieber den Westweg nach Ostasien als den Weg über Suez; denn der erstere hält sich in milden Klimaten, während der letztere durch die heißesten Gegenden der Erde führt. Da die deutschen Postdampfer die Fahrt über den Atlantischen Ozean in der Regel in 10—12 Tagen vollbringen, so können wir jetzt schon in 16—18 Tagen an der Küste des Stillen Ozeans sein, nachdem wir ein Weltmeer und einen Weltteil durcheilt haben. Nehmen wir von St. Francisco aus die Dampferlinie über Yokohama in Japan, Hongkong in China, Indien, Aden, Suez, so können wir recht gut in 80 Tagen rund um die Erde reisen. Und diese Reise ist nun noch bedeutend abgekürzt, nachdem die Sibirische Eisenbahn Europa mit dem Großen Ozean verbindet.

So muß sich denn der alte Erdball gefallen lassen, daß die ameisenhaft auf ihm wirtschaftenden kleinen Menschen ihn mehr und mehr nach ihrem Bedarf zurichten, ihn in eiserne Banden schlagen und mit eisernen Drähten überspinnen, Landengen durchschneiden und Felsengebirge durchbrechen, die Hemmnisse des Raumes und der Zeit immer mehr überwinden.

Nach E. Stötzners Lesebuch.

61. Aus der Statistik der bayerischen Landwirtschaft.

Von der 6 598 168 Köpfe zählenden Gesamtbevölkerung Bayerns gehörten im Jahre 1907 der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung 2 659 127 an (Selbständige, Familienangehörige und Dienende). 1882 hatte deren Zahl 2 639 999 betragen; sie ging also um ein geringes hinauf. In den übrigen Wirtschaftszweigen dagegen vermehrte sich die teilnehmende Bevölkerung stärker. Während des gleichen Zeitraums sank die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe von 669 911 auf 663 785 herab; die Abwanderung kam zum größten Teile der Industrie zugute.

Die kleinen Betriebe unter 2 ha vermehrten sich von 206 575 auf 241 642; die kleinbäuerlichen Wirtschaften von 2—5 ha verminderten sich von 165 408 auf 162 431. Die mittelbäuerlichen Betriebe waren in der Zunahme begriffen; denn 1907 wurden 224 640 gegen 216 999 im Jahre 1895 gezählt. Das ist eine erfreuliche Erscheinung. Gerade die Betriebe von mittlerer Größe, die in Bayern die überwiegende Masse der bäuerlichen Wirtschaften ausmachen, zeigen sich gegenüber den ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen nicht nur widerstands- sondern auch vermehrungsfähig. Die Zahl der großbäuerlichen und der landwirtschaftlichen Großbetriebe erfuhr eine Abnahme von 44 182 auf 40 663 bezw. von 621 auf 535. Die kleinen und mittleren Betriebsgrößen weisen auch die geringste Zahl von Vergantungen auf. Von 10 000 Anwesen wurden im Jahre 1911 im Zwangswege veräußert in der Größe von unter 5 ha 323, von 5—20 ha 134, von 20—50 ha 25 und von über 50 ha 5 Anwesen.

Die Zersplitterung des Grundbesitzes ist nach wie vor in der Pfalz am größten, in der Oberpfalz am geringsten. Dort sind 63,2 % Parzellenbetriebe, hier nur 23,7 %. Große Güter mit über 100 ha landwirtschaftlich benutzter Fläche finden sich am meisten in Oberbayern, am wenigsten in Oberfranken.

Die große Mehrzahl der landwirtschaftlichen Betriebe wird von den Eigentümern selbst bewirtschaftet. 1895 waren es 66,59 %, 1907 66,3 %. Die Verpachtung spielt also immerhin eine untergeordnete Rolle. Das entspricht dem Vorherrschen der mittleren Besitzgrößen in Bayern, bei denen die Eigenwirtschaft weit vorteilhafter ist als die Verpachtung.

Die viehlosen Wirtschaften gingen nicht unerheblich zurück, von 74 483 im Jahre 1895 auf 62 736 im Jahre 1907; das Wirtschaftskapital wurde demnach größer. Die Betriebe mit Pferde- und Ziegenhaltung nahmen zu, die mit Schaf-, Rinder- und Schweinehaltung verminderten sich. Der Viehstand selbst ist also nicht im Wachsen begriffen. Im Jahre 1907 wurden 392 091 Pferde (einschließlich der Militärpferde), 3 725 430 Rinder, 735 113 Schafe, 2 056 222 Schweine und 308 150 Ziegen gezählt. Am 2. Dezember 1912 wies der Viehstand in Bayern folgende Ziffern auf: 401 990 Pferde, 3 560 723 Rinder, 475 661 Schafe, 1 814 418 Schweine und 315 122 Ziegen.

Die Verwendung von Maschinen im landwirtschaftlichen Betriebe erfuhr eine ganz außerordentliche Steigerung. Im Jahre 1895 arbeiteten 194 900 Betriebe mit Maschinen, 1907 jedoch 273 168 Wirtschaften.

Kulturunternehmungen, Be- und Entwässerungsanlagen, Entwässerungen mittels Tonröhrendrainagen wurden im letzten Jahrzehnt nach Zahl und Umfang in großem Maße in Angriff genommen und durchgeführt.

Nach alledem stellt sich nach der landwirtschaftlichen Betriebsstatistik des Jahres 1907 die Lage der bayerischen Landwirtschaft im großen und ganzen als befriedigend dar. Fast auf allen Gebieten zeigt sich ein eifriges Vorwärtsstreben, ein steter Fortschritt. Seit 1907 sind die landwirtschaftlichen Verhältnisse nicht schlimmer geworden. Die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse stiegen. Wo die Kraft des einzelnen zu erlahmen drohte, wirkte der genossenschaftliche Zusammenschluß helfend und fördernd ein; die Staatsregierung ließ es an der Unterstützung der landwirtschaftlichen Interessen nicht fehlen. So läßt sich denn mit Recht hoffen, daß sich die bayerische Landwirtschaft auch in der Zukunft einer weiteren gedeihlichen Entwicklung erfreuen wird.

Nach dem Statistischen Jahrbuch für das Königreich Bayern, Jahrgang 1911.

V. Aus der Geschichte.

62. Die Geschichte des Ackerbaues.

Wenn auch ein notdürftiger Ackerbau beim Lockern des Bodens mittels spitzer Steine, Ochsenhörner oder großer Muscheln denkbar ist, so konnte doch ein ergiebiger und verbreiteter Ackerbau erst eintreten, als die Menschen die Erfindung gemacht hatten die Kraft gezähmter Tiere dabei zu verwenden. Wahrscheinlich gab ein gekrümmter Baumast, an den man Rinder spannte und den man in die Erde drückte, den ersten Pflug. Zur Zeit, als die Geschichte beginnt, kannten die asiatischen Völker, die Ägypter und Griechen schon einen hölzernen Pflug, aber ohne Räder, Sech und Streichbrett; auch die Egge war bei diesen Völkern bereits in Benutzung. In Ägypten erwies sich der Ackerbau auf dem Nilschlamm am ergiebigsten und darum ist die Annahme nicht ohne Grund, daß die Ägypter die Erfinder des Pfluges sind. Die Griechen schrieben die Erfindung desselben der Demeter, der Göttin des Ackerbaues, zu, was den Beweis dafür erbringt, daß die Erfindung sehr alt ist und für sehr wohltätig erachtet wurde. Obgleich die alten Völker den Ackerbau nicht so sorgfältig und in so ausgedehntem Maße betrieben wie wir in unseren Tagen, so stand er doch bei ihnen und namentlich bei den Römern in sehr hohem Ansehen. Die Römer bauten besonders Weizen und Gerste; aus jenem bereiteten sich wohlhabende und aus dieser ärmere Leute das nötige Brot.

Die alten Deutschen hielten freilich außer Jagd und Krieg jede Arbeit für eine Entehrung des freien Mannes; trotzdem fand auch bei ihnen der Ackerbau durch die Hand der Frauen und Sklaven die notwendigste Pflege. Man baute nur Gerste und Hafer an, also Sommersaat; denn für den Anbau von Wintersaat scheint der Boden nicht genugsam entwässert und das Klima unter dem Einflusse der riesigen Wälder zu kalt gewesen zu sein. Als die Römer nach Deutschland kamen und am Rheine zuerst Weizen säten, erfror ihnen im Winter die Saat. Die genannten Sommergetreidearten sind aber nicht in Deutschland heimisch, sondern in Asien und es ist daher wohl anzunehmen, daß die Einwanderer von Asien nach Deutschland die Kenntnis des Ackerbaues mitgebracht haben. Die Deutschen kannten auch eine Art Pflug; er wurde von Ochsen gezogen; denn Pferde waren wie der freie Mann nur bei der Jagd und im Kriege tätig. Aus dem Hafer buk der

Deutsche Brot oder kochte Brei; aus der Gerste wurde vorzugsweise Bier gebraut. Erst im 6. Jahrhundert n. Chr. brachten slavische Völker den Roggen und seinen Anbau nach Deutschland und von den Franken lernten die im nördlichen Deutschland lebenden Sachsen erst im 8. Jahrhundert den Weizen und seinen Anbau kennen. Damals war also der Boden schon so weit entwässert und der Wald so weit gelichtet, daß Wintersaaten selbst im nördlichen Deutschland ausdauern konnten.

Es mußte beim Beginn des Ackerbaues schon bemerkt worden sein, daß an Stellen, wo der tierische Unrat liegen geblieben war, die Pflanzen besonders üppig und kräftig wuchsen, und es gehörte wenig Nachdenken dazu, die tierischen Absonderungen zu sammeln und zur Düngung zu benutzen. Die alten Griechen düngten schon zur Zeit der Eroberung Trojas (1184 v. Chr.) ihre Äcker; die Deutschen scheinen diese Kunst auch gekannt, aber nicht sorgfältig geübt zu haben. Das hatte wohl seinen Grund in den mangelhaften, schwerfälligen Fuhrwerken und in den schlechten Wegen, wodurch die Verbringung des Düngers auf die Äcker sehr erschwert wurde.

Als im Mittelalter die Leibeigenschaft in Deutschland sich immer mehr ausbreitete, erlosch die Lust des gemeinen Mannes für Erwerbung eines großen Eigentums. Unter der beständigen Willkürherrschaft und dem Drucke der Steuern, in dem unsichern Besitze seines erworbenen Eigentums, hatte er nicht Lust und Zeit, auf eine bessere Bearbeitung des ihm jeweilig verliehenen Bodens zu denken. Er bebaute den Acker notdürftig und schlecht in altherkömmlicher Weise und hatte davon nur einen kargen, für die nötigsten Lebensbedürfnisse kaum ausreichenden Ertrag. Aber auch die Güter der freien Herren gaben keine reichlicheren Ernten, da sie ebenfalls nur notdürftig und schlecht unter beständigem Zwang von Leibeigenen bearbeitet wurden. Nur die Klöster ließen ihre Ländereien sorgfältiger bebauen, besser düngen und neue Bearbeitungsweisen einführen; so gaben denn die Klosterländereien auch bald einen vermehrten Ertrag. Allmählich ging die verbesserte Bewirtschaftung der Klostergüter auf die Güter der weltlichen Herrschaften über; auf die Dörfer zu den Bauern konnte sie nicht eher kommen, als bis die Leibeigenschaft und die täglichen Frondienste aufgehoben waren, was erst in späteren Zeiten eintrat. Auch die landwirtschaftlichen Geräte erhielten durch Vermittelung der Klöster bedeutende Verbesserungen. Der deutsche Pflug erhielt Räder und ein Sech, welches die Furche erst einschneidet, ehe die Pflugschar sie umwirft.

Seit uralten Zeiten war in Deutschland bei jedem bäuerlichen Anwesen nur ein kleines Stück Land in der Nähe der Wohnung dem Gute zu eigen; das übrige Land gehörte der Dorfschaft gemeinschaftlich und wurde von allen Bauern gemeinschaftlich bearbeitet, bestellt und abgeerntet. Alles Land der Gemeinschaft zerfiel in vier große Felder oder Fluren, wovon ein Feld in der Brache lag, ein anderes mit Wintersaat, ein drittes mit Sommersaat bestellt wurde. Unter diesen drei Feldern fand ein Wechsel der Wirtschaft statt, darum „Dreifelderwirtschaft" genannt; eine vierte, zum Graswuchs besonders geeignete Gemeindeflur lag aber beständig in der Weide. Bei dieser Gemeindewirtschaft war an keine Verbesse-

rung der Landwirtschaft zu denken; denn niemand hatte Lust mit Opfern Verbesserungen einzuführen, da ihr Erfolg ihm immer nur zum kleinsten Teile zugute gekommen sein würde, und wollte jemand wirklich Verbesserungen einführen, so stieß er auf den heftigsten Widerspruch von seiten seiner Nachbarn, weil der Stillstand zu allen Zeiten immer mehr Freunde gefunden hat als der Fortschritt. Erst als der gemeinschaftliche Besitz aufgeteilt wurde und jeder davon seinen Anteil als alleiniges Eigentum erhielt, da konnte der Bauer sein Feld bewirtschaften, wie es ihm beliebte. Er bearbeitete es nun sorgfältiger, schaffte die stehende Weide ab und nahm andere Verbesserungen in der Landwirtschaft vor. Der größere Fruchtertrag reizte die Nachbarn, welche bisher für den Stillstand gewesen waren, bald zur Nachahmung und zum Fortschritt.

Zur Zeit der Leibeigenschaft und auch noch nach Abschaffung derselben mußte der Bauer auf den großen Gütern seiner Herrschaft täglich oder doch mehrere Tage in der Woche mit Leuten und Gespann Frondienste tun. Dabei konnte er seine eigenen Ländereien nicht gehörig und zur rechten Zeit bearbeiten; er mußte viele Pferde haben und konnte daher nur wenig anderes Vieh halten; seine Pferde waren selten im Stalle; darum gewann er auch nur wenig Dünger für die Verbesserung seines Ackers und ein schlechtgedüngter Acker gibt nur einen geringen Ertrag. Alle diese Nachteile verschwanden, als die Frondienste aufgehoben und mit einer jährlichen Abgabe abgelöst wurden. Jetzt wurden aber auch die bisher bei dem Frondienste beteiligten Güter besser bewirtschaftet; denn der Frondienstleistende arbeitet unwillig und darum immer sorglos und schlecht.

Durch Hinwegräumung der eben erwähnten Hindernisse der Landwirtschaft war derselben wohl Raum zur Hebung gegeben; aber es fehlte noch die gehörige Erzeugung des Düngers, ein ausgiebiger Futterbau und ein reicher Viehstand. Da lernte man die Anwendung des Mergels und dessen günstige Wirkung auf den Ertrag der Kulturpflanzen kennen. Mergel enthält neben Ton und Sand 15—50 % kohlensauren Kalk; wird der Mergel mit der Ackerkrume vermischt, so gibt das Feld den Ertrag eines reich gedüngten Bodens. Durch die Mergelung, welche schnell allgemein wurde, gewann der Landmann Überfluß an Stroh und an Futter; daher konnte der Viehstand vermehrt werden. Da durch denselben wiederum die Düngererzeugung größer wurde, so kam die Landwirtschaft immer mehr in Aufschwung.

Der vermehrte Viehstand wurde insbesondere begünstigt durch Einführung des Kleebaues in Deutschland und durch Aufhebung der beständigen Weiden. Um beides hat sich das meiste Verdienst erworben der ehemalige Leinweber Christian Schubart, welcher deswegen vom deutschen Kaiser im Jahre 1784 unter dem Namen „von Kleefeld" in den Adelstand erhoben wurde. Auch das Gipsen führte Schubart ein.

Den größten Aufschwung erhielt die deutsche Landwirtschaft aber zu Ende des 18. Jahrhunderts durch die Versuche und Schriften Albrecht von Thaers. Er wird mit Recht der Vater der neuen oder rationellen Landwirtschaft genannt, d. h. einer Landwirtschaft, welche nicht mehr

gedankenlos nach dem alten Herkommen wirtschaftet, sondern sich der Gründe und Folgen in ihrem Treiben überall bewußt zu werden sucht. Von nun an erhielt die Landwirtschaft nicht bloß eine Literatur, sondern auch verbesserte landwirtschaftliche Geräte und mancherlei Maschinen, welche Arbeitskräfte ersparen und die Arbeit selbst erleichtern und beschleunigen. An vielen Orten entstanden landwirtschaftliche Schulen, auf welchen junge Männer für einsichtigere und erfolgreichere Betreibung der Landwirtschaft vorgebildet werden.

Als im Laufe des 19. Jahrhunderts die Chemie wunderbare schnelle Fortschritte machte, wandte sie sich auch dem landwirtschaftlichen Betriebe zu. Sie hat manche Verbesserungen in der Landwirtschaft zustande gebracht; besonders hat der 1872 in München verstorbene Professor Justus von Liebig sich um die Agrikulturchemie große Verdienste erworben. Seiner Forschung namentlich verdankt man die zweckmäßige Anwendung der künstlichen Düngemittel.

Anfangs hat sich der kleine Landmann gegen Aufnahme mancher Verbesserungen in der Landwirtschaft gesträubt; aber durch den Erfolg überzeugt, ist er in der letzten Zeit immer mehr zu ihrer Aufnahme geneigt geworden. Gegenwärtig steht er auf dem Punkte selbst zu einem verständigen Betrieb der Landwirtschaft überzugehen. Nach Kirchmann.

63. Der Einfluß Karls des Großen (768—814) auf die Entwicklung der deutschen Landwirtschaft.

Mit Karl dem Großen beginnt ein neuer Zeitabschnitt für den Ackerbau Deutschlands. Dieser Fürst widmete dem Landbau die eifrigste Sorgfalt, munterte zur Ausrodung der Wälder auf und überließ denen, welche solche Arbeit verrichteten, einen Teil des neugewonnenen Bodens als Grundzins leistendes Eigentum. Und nicht nur durch Gesetze und Verordnungen suchte er Ackerbau und Viehzucht zu heben, er selbst ging durch Einrichtung von Musterwirtschaften auf seinen Hausgütern (Meierhöfen) den Landbauern mit gutem Beispiel voran. Auf alles sah er hier persönlich und ließ sich selbst die Rechnungen vorlegen.

Noch zwei Jahre vor seinem Tode erließ Karl der Große eine Verordnung über die Bewirtschaftung seiner Güter, welche über den damaligen Stand des Ackerbaus höchst wissenswerte Aufschlüsse gibt. Darin wird gehandelt von der Bebauung der Getreidefelder und der Wiesen, von der Bewirtschaftung der Wälder, von der Viehzucht, von der Pflege der Pferde, von der Bienenzucht und bis ins einzelnste vom Gartenbau. So erfahren wir, auf welche Blumen und Gemüse die deutsche Gärtnerei zu Anfang des 9. Jahrhunderts Fleiß und Sorgfalt verwandte; wir erhalten Kunde, daß Lilien, Rosen und andere Ziergesträuche gepflegt, daß Kümmel, Fenchel, Petersilie, Kresse, Gurken, Bohnen, Karotten, Zwiebeln, Lauch, Kerbel, Rübenkohl und andere Gemüse gezogen wurden. Auch der Obstbau wird betont und auf die verschiedenen Arten des Stein- und Kernobstes näher

eingegangen. Der Wein, der durch die Römer bekannt gewordene Freudenbringer, ist ebenfalls nicht vergessen; denn durch Karl wurde der Weinbau am Rhein verbessert und erweitert.

Auch der Flachsbau fand eine sorgsame Pflege, entsprechend der Vorliebe der Germanen für linnene Kleider; der Diebstahl im Flachsfelde war nach dem salfränkischen Gesetze mit einer hohen Strafe belegt.

Mit dem Fortschritt der Landwirtschaft in der karolingischen Zeit änderten sich auch die baulichen Einrichtungen zum Bessern. An die Stelle der altdeutschen, roh aus Baumstämmen aufgeblockten, mit Lehm verstrichenen, strohgedeckten, fenster- und treppenlosen Hütte, in welcher Menschen und Vieh Winters zusammenwohnten, traten allmählich größere Wohnräume. Schon teilte selbst der Bürger die Behausung in Wohnhaus, Scheune und Viehstall, während die Gehöfte der Grundbesitzer aus Herren-, Keller- und Backhaus, Speicher und Kornboden, Pferde-, Rindvieh-, Schaf- und Schweinestall bestanden. Hierzu kam noch ein abgesondertes Haus für die Frauen, in welchem sie der Beschäftigung mit Spindel und Webstuhl oblagen, weswegen das Frauenhaus auch kurzweg Arbeitshaus oder Werkstätte genannt wurde.

Anfangs waren die Baulichkeiten meistens nur aus Holz aufgeführt; Steine und Ziegel waren selten. Inwendig boten die Häuser einen einzigen Raum ohne Wandteilung dar. Inmitten dieses Raumes ragte eine Säule empor, welche das Dach trug. Bald begann man aber die Behausungen mit Schindeln zu decken, Wandteilungen und Treppen einzuführen. Unter und nach Kaiser Karl fing man an steinerne Häuser zu errichten. Nicht nur die berühmten kaiserlichen Pfalzen zu Aachen, Ingelheim und anderwärts, auch viele der Herrenhäuser auf Karls Gütern waren schon aus Stein gebaut.

In ihren Gemächern saßen die Frauen die meiste Zeit, welche ihnen die Geschäfte des Haushaltes übrig ließen, den Rocken zwischen den Knien, die Spindel in der Hand (die Spinnräder wurden erst im 15. Jahrhundert erfunden), oder mit kundiger Hand das Weberschifflein regierend, und lagen so einer Arbeit ob, welche noch lange den Hauptstoff zu ihrer und ihrer Männer Gewandung lieferte, einer Arbeit, welcher sich die Königstochter nicht minder als die Bäuerin oder die leibeigene Magd unterzog. Kaiser Otto des Großen Tochter Liutgardis, die Gemahlin des Herzogs Konrad von Lothringen und Franken, war eine so fleißige Spinnerin, daß als Zeugnis dessen eine goldene Spindel über ihrem Grabe aufgehängt wurde. Neben der Linnen- wurde auch die Wollweberei schon frühe von den deutschen Frauen mit großer Kunstfertigkeit betrieben. So lange die Tracht der Männer und Frauen im allgemeinen kunstlos und einfach blieb, also bis weit ins Mittelalter hinein, handhabten die Frauen neben Spindel und Webstuhl auch die Schere und Nadel und in mittelalterlichen Gedichten wird noch manche hübsche Szene vorgeführt, wo Fürstinnen die Kleider zuschnitten und ihre Dienerinnen das Zugeschnittene nähten.

Der Wert des Grundeigentums war seit der karolingischen Zeit mit dem Wachsen der Bevölkerung bedeutend gestiegen. Deutschland bot infolge

emsiger Rodung schon im 13. und mehr noch gegen Ende des 15. Jahrhunderts ein ganz anderes Bild dar, als die urgermanische Waldlandschaft es gezeigt hatte. Der Flächeninhalt von Grund und Boden hatte sich sehr bedeutend vermehrt, wenn auch die Reste der alten Waldwildnis noch groß genug waren um Bärenfamilien und Wölfen bequemen Aufenthalt zu gewähren. Größtmögliche Erzielung von Getreide wurde allmählich die Hauptaufgabe des Ackerbaues. Daneben ermunterte der rege Handel zum Anbau von Lein, Raps und Mohn, von Gewürz- und Farbpflanzen, wie Fenchel, Anis, Koriander, Süßholz, Safran, Krapp, Saflor und Waid. Gemüse- und Obstbau trieben namentlich Klöster und Städte eifrig, letztere auch den Hopfenbau, den der stets anspruchsvoller werdende bürgerliche Biergeschmack notwendig machte. Der Weinbau gewann besonders in den Rhein-, Main- und Neckargegenden eine immer größere Bedeutung und der mittelalterliche Winzer verstand sein mühevolles Gewerbe, das Düngen, Pfählen, Hacken und Beschneiden gleich seinen Gewerbsgenossen von heutzutage.

Das Vieh ließ man sommerüber auf Gemeindeweiden und in Gemeindewaldungen grasen. Die größte Aufmerksamkeit widmete man der Zucht der Pferde, weil bei dem starken Verbrauche dieser Tiere in der Ritterzeit die Pferdezucht weitaus am einträglichsten war. Unter dem Kleinvieh herrschten die Schweine vor; doch mehrte die starke Nachfrage nach Wolle auch die Schafherden. Der große Verbrauch von Wachslichtern durch die Kirche, wie das Wohlgefallen an süßem Gebäck, hoben auch die Bienenzucht; indessen bezog man einen großen Teil des Bedarfs an Wachs und Honig noch immer von den Waldbienen. Die steigenden Holzpreise, besonders die von Bauholz, wandten den Wäldern eine größere Aufmerksamkeit zu; und wenn auch die Forstkultur noch eine unbekannte Sache war, so kannte man doch schon den Forstschutz durch eigens dazu bestellte Förster.

Nach J. Scherr, „Deutsche Kultur- und Sittengeschichte."

64. Die deutschen Dörfer vor dem Dreissigjährigen Kriege.

Beim Beginn des Dreissigjährigen Krieges herrschte nach dem langen Frieden große Wohlhabenheit unter den Bauern. Die Dörfer waren nicht ganz ohne Schutzwehr; breite Gräben, Zäune oder Wände von Lehm und Steinen umgrenzten oft das Dorf; an den Hauptstraßen waren Tore, welche zur Nacht geschlossen wurden. In der Regel war der Kirchhof mit einer besonderen Mauer geschützt; er bildete mehr als einmal die Festung und letzte Zuflucht der Bewohner. Dorf und Flur wurden durch Nacht- und Tagwächter beschritten. Die Häuser waren zwar nur von Holz und Lehm in ungefälliger Form, oft in engen Dorfstraßen zusammengedrängt; aber sie waren nicht arm an Hausrat und behaglicher Wohnlichkeit. Alte Obstpflanzungen umgaben die Dörfer und viele Quellen ergossen ihr klares Wasser in steinerne Tröge. Auf den eingefriedeten Höfen tummelten

sich große Scharen von kleinem Geflügel; auf den Stoppeläckern lagen mächtige Gänseherden und in den Ställen standen die Pferde. Große Gemeindeherden grasten auf den Höhenzügen und Wiesen. Die Wolle stand in hohem Preise und an vielen Orten wurde auf feine Zucht gehalten. Die deutschen Tuche waren berühmt und Tuchwaren der beste Ausfuhrartikel. Die Dorfflur lag — wo nicht die altfränkische Flurteilung in lange Ländereien sich erhalten hatte — in drei Felder geteilt, deren Hufen viel gespalten und Beet für Beet sorgfältig mit Steinen umsetzt waren. Der Acker war nicht ohne höhere Kultur. Ein feinmehliger weißer Weizen wurde in das Winterfeld gesät. Der Flachs ward sorgfältig durch die Wasserröste zubereitet. Außerdem brachte Anis und Saflor viel Geld ein. Auch der Kardenbau war altheimisch; von Ölsaaten wurde Rübsen, am Rheine aber Raps in die Brache gesät. Die schwanken Rispen der Hirse gaben reichlichen Ertrag. In Thüringen und Franken waren damals an den Abhängen von warmer Lage überall Rebengärten und diese alte Kultur, welche jetzt in denselben Landschaften fast untergegangen ist, muß in günstigen Jahren doch einen trinkbaren Wein hervorgebracht haben; denn es werden in den Chroniken einige Weinjahre als vortrefflich gerühmt. Auch Hopfen wurde fleißig gebaut und zu gutem Bier benutzt. Schon säte man von Futtergewächsen den Spörgel und die Pferdebohne. Die Abzugsgräben, ja sogar die Bewässerungsgräben zu erhalten, war gewöhnlich. Schon war Erfurt Mittelpunkt eines großen Samenhandels und höherer Gartenkultur. Im ganzen war, wenn man verschiedene Zeiten mit einander vergleichen darf, die landwirtschaftliche Kultur im Jahre 1618 nicht geringer als etwa 200 Jahre später.

Gustav Freytag.

65. Dörfer und Städte nach dem Dreißigjährigen Kriege.

Es sind zwei Jahrhunderte vergangen, ehe der Kulturzustand der Dörfer die Höhe wieder gewann, die er beim Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges hatte. Der Krieg vernichtete diese ganze Blüte; denn er fiel mit seiner Hauptschwere gerade auf den Bauernstand. Die Dörfer lagen in Asche; der Viehstand ging ein; das Feld verwuchs und ward stellenweise wieder zu Wald; die Leichen blieben unbegraben. Die Dorfhunde rotteten sich zusammen wie Herden Raubtiere und zu dem Elende des Krieges kamen die unausbleiblichen Plagen des Hungers und der Pest. In der zweiten Hälfte des Krieges weigerte sich ein schwedischer General, sein Heer von Pommern nach Süddeutschland zu führen, weil durch die dazwischenliegende Öde sein Verlust größer sein würde als durch die blutigste Niederlage. In einzelnen Gegenden, wie in Schlesien, Thüringen und Mecklenburg, hatte der Krieg besonders grausam gehaust. Beim Friedensschluß gab es eine Menge verbrannter Ortschaften, Dörfer, Städte und Schlösser. An manchen Orten zählten Dörfer, die früher 400 Einwohner hatten, nur

noch 20; manche waren ganz verödet. Noch heutzutage bezeichnen Namen von Feldmarken, einzelne übrig gebliebene Gehöfte, hier und da sogar noch Kirchentrümmer die Stätten, wo einst blühende Dörfer gestanden. Von den meisten war nach dem Kriege nur noch die Kirche, und auch diese oft nur als Ruine, vorhanden. Es war die fromme, ausdauernde Landgeistlichkeit, die um die Kirche den Keim einer Gemeinde wieder versammelte. Aber es dauerte lange, ehe die Verwilderung und Sittenlosigkeit wieder wich. Aus der allgemeinen Verwüstung ragten die großen Städte in einem elenden Zustande hervor. Das deutsche Bürgertum, einst trotzig und gewaltsam, war fast vernichtet. Den kleineren Städten erging es meist nicht besser als den Dörfern. Größere, befestigtere überdauerten wohl den Krieg. Aber dann waren sie durch Umlagerung so oft geängstigt, durch Abgaben und Brandschatzungen so erschöpft, durch Hunger und Pest so entvölkert, daß viele Häuser und Straßen in Trümmern liegen blieben und daß, da die städtischen Steuern fast allein auf den Grundstücken lasteten, kaum ein Eigentümer Lust hatte wieder aufzubauen. Bayern allein war etwa um 80 000 Familien ärmer geworden und wohl 2000 Höfe waren unbewohnt. Auch der alte Sinn der Selbständigkeit war dahin, der frohe Sinn auf dem Lande erschlaffte und die Herrlichkeit der Städte sank.

Gustav Freytag.

66. Kurfürst Maximilian I. von Bayern.

(1597—1651.)

Maximilian I. war unzweifelhaft der bedeutendste deutsche Fürst seiner Zeit. Er besaß eine Festigkeit des Charakters, eine Unabhängigkeit des Willens und eine Selbständigkeit des Urteils, wie sie selten einem Menschen beschieden sind.

Max genoß eine sorgfältige Erziehung. An der Universität Ingolstadt betrieb er mit regem Eifer das Studium der Sprachen, der Rechtswissenschaft, Mathematik und Kriegskunst. Nachdem er auf Reisen die Welt kennen gelernt hatte, nahm er eifrigst an den Staatsgeschäften teil. Von früher Jugend auf an Ordnung, Mäßigkeit und Arbeitsamkeit gewöhnt, verwendete er seine großen Geistesgaben nur für das Wohl seines Landes und den Sieg der katholischen Sache, der er jederzeit Gut und Blut zu opfern bereit war.

Als er die Regierung übernahm, war der Staatshaushalt zerrüttet, die Schuldenlast drückend; dazu hatten sich Mißbräuche aller Art eingeschlichen. Der Herzog stellte letztere ab, beschränkte den Aufwand des Hofes, führte eine genaue Prüfung der Ausgaben und weise Sparsamkeit ein und hob durch Förderung des Salzwesens (Solenleitung von Reichenhall nach Traunstein), des Handels- und Gewerbefleißes die Einnahmen des Staates. Sein Hauptaugenmerk aber richtete er auf Herstellung einer ansehnlichen Kriegsmacht. Sein Scharfblick erkannte wohl, daß die beständigen Reibereien zwischen den beiden Religionsparteien, die unter

Kaisers Rudolfs II. Regierung (1576—1612) wieder besonders heftig geworden waren, unvermeidlich zum Kriege führen mußten. Deshalb bildete er eine stets schlagfertige Kerntruppe aus seinen Landeskindern, sorgte für Waffenvorräte, befestigte München und andere Orte und verstärkte die Werke in Ingolstadt. Seine Feldherrn Alexander von Haslang und der äußerst kriegskundige Niederländer Tilly standen ihm hierbei treu zur Seite. Daneben aber war der Herzog auf allen Gebieten zur Beförderung des Volkswohles in einer geradezu staunenswerten Weise tätig. Die Armen erfreuten sich seiner Fürsorge; das Schulwesen suchte er zu heben; ebenso begünstigte er die Wissenschaften, namentlich das Studium der vaterländischen Geschichte, und die Kunst fand in ihm einen stets opferwilligen Freund. Maximilians streng rechtlicher Sinn verlangte nach besseren Rechtszuständen, weshalb er das Bayerische Landrecht ausarbeiten ließ.

Das dicht bevölkerte, lebhafte und seiner gesunden Luft halber gepriesene München galt schon bei Maximilians Regierungsantritt als die schönste Stadt Deutschlands. Er fügte den schon vorhandenen Prachtbauten die jetzige alte Residenz hinzu, ein nach den Entwürfen des Niederländers Peter de Witte (Candidus) aufgeführtes Gebäude. Von seiner erloschenen äußeren Pracht geben heute nur noch der eine wieder hergestellte Hof und die großartigen Portale und Erzbildwerke Zeugnis. An ihn schloß sich würdig der Hofgarten, welcher in größerem Maßstabe dieselbe meisterhafte Verbindung von Baukunst, Bildnerei, Malerei und Gartenkunst zeigte wie noch gegenwärtig der lauschige Grottenhof der Residenz. In dieser bereitete Maximilian den von seinen Vorgängern begonnenen Kunstsammlungen prächtige Stätten und vervollständigte dieselben, von gründlichem Wissen und feinem Geschmack geleitet, durch eigene Ankäufe.

Die Tuchweberei erfuhr durch die Berufung niederländischer Meister und Abordnung einheimischer Knaben an die berühmten Tuchfabriken in den Niederlanden eine wesentliche Hebung.

Bedeutende Künstler zog Maximilian an seinen Hof, begabte junge Leute ließ er im Auslande auf seine Kosten ausbilden. Kunstgewerbe aller Art suchte er in München heimisch zu machen und zu heben. Von hier gingen kunstvoll verzierte Waffen und Harnische nach Italien, Frankreich und Spanien; von hier erbat man sich aus Madrid Lehrmeister für die Anfertigung marmorgleichen Stucks. Wie sehr Maximilian darauf bedacht war alles mit künstlerischem Schmucke zu verschönen, zeigen die prachtvollen Geschütze, welche jetzt vor dem Münchener Heeresmuseum aufgestellt sind.

Aber nicht nur an Werken des Friedens sondern auch an Taten des Krieges war seine Regierung leider sehr reich. Das erste Mal ergriff Maximilian die Waffen, als in der Reichsstadt Donauwörth eine katholische Prozession gestört und sein Gesandter von der protestantischen Mehrheit der Stadt verhöhnt worden war. Er besetzte 1607 das geächtete Donauwörth mit der Zustimmung Kaiser Rudolfs II. und machte es zur bayerischen Landstadt.

Nachdem die katholischen Fürsten sich 1609 in der Liga vereinigt hatten, wurde Maximilian zum militärischen Haupt derselben erwählt; sein Vetter, Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, stand an der Spitze der protestan-

tischen Union. Noch unter Kaiser Matthias (1612—1619) brach der verderbliche Dreißigjährige Krieg (1618—1648) aus und zwar begann er in Böhmen. Nach des Kaisers Tod wählten hier die Stände nicht den Kaiser Ferdinand II. (1619—1637), sondern den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem König. Maximilian rückte mit der Armee der Liga in Böhmen ein und Tilly gewann 1620 über den „Winterkönig" einen ebenso raschen, wie vollständigen Sieg am Weißen Berge bei Prag. Zum Andenken an denselben ließ Maximilian die Mariensäule zu München errichten. Auf dem Reichstage zu Regensburg 1623 wurde Maximilian vom Kaiser mit der Kurwürde auf Lebenszeit belehnt. Im Jahre 1628 erhielt er den größten Teil der Oberpfalz mit Cham und die Pfalz rechts des Rheins.

Nach dem Siege über den Dänenkönig Christian IV. bei Lutter am Barenberge bezwang Tilly 1631 Magdeburg. Nun aber begann sein Glücksstern rasch zu erbleichen. Am 16. September 1631 entriß dem greisen Schlachtenmeister, der mehr als 20 Schlachten siegreich geschlagen, der junge Schwedenkönig Gustav Adolf bei Breitenfeld unweit Leipzig den Sieg; die alte spanische Taktik, die Tilly unter den Fahnen des Herzogs Alba erlernt hatte, erlag der neuen Kriegskunst, welche auf leichtere Beweglichkeit der Truppenkörper ihre Pläne gründete. Es war einer der entscheidenden Tage für das Weltgeschick. Das protestantische Deutschland war mit einem Schlag gerettet und der von bayerischen Reitern aus seiner Hauptstadt Prag verjagte Friedrich hatte die Genugtuung, im Gefolge des siegreichen Schwedenkönigs mit anzusehen, wie die Ratsherren der bayerischen Hauptstadt, auf dem Gasteig kniend, dem Schweden die Schlüssel der Stadttore überreichten. Am 17. Mai 1632 zog Gustav Adolf in München ein; der Kurfürst konnte mit den Trümmern seines geschlagenen Heeres nichts tun um die getreue Stadt zu retten. Gustav Adolf forderte eine unerschwingliche Kriegssteuer, trat aber sonst nicht als strenger Eroberer auf, vermutlich, weil er sich schon als das künftige Haupt des Deutschen Reiches betrachtete. Allein seine großen Pläne gingen bald mit ihm selbst zu Grabe; die Schlacht bei Lützen am 16. November 1632 brachte ihm die tödliche Kugel. Jetzt begann die schrecklichste Zeit des Krieges, der immer mehr in planloses, wildes Morden und Rauben ausartete. Die Bayern zeichneten sich in manchen Gefechten aus unter Johann Mercy und Tillys Landsmann, dem kühnen, abenteuerlichen Johann von Werth, der die Schlacht bei Nördlingen 1634 zum Nachteile der Schweden entschied. Diese hätten nun unser Vaterland verlassen müssen, wenn sie nicht an Frankreich, welches Deutschland noch mehr verderben wollte, offene Unterstützung gefunden hätten. Mercy siegte bei Tuttlingen und Mergentheim, fiel aber bald darauf selbst 1645 in der Schlacht bei Alerheim im Ries, wo die Bayern vor den Franzosen zurückweichen mußten. Diese drangen nun mit den Schweden in Bayern ein und hausten dort mit unerhörter Grausamkeit. Kurfürst Max befreite 1647 durch den Abschluß eines Waffenstillstandes das Land von dem gräßlichen Drucke der zügellosen Feinde.

Endlich erscholl die Kunde von dem Frieden, der in Westfalen zu Münster und Osnabrück abgeschlossen wurde (1648). Maximilian

durfte die Oberpfalz und die Kurwürde als erbliches Lehen behalten. Die Rheinpfalz aber erhielt Karl Ludwig, der Sohn Friedrichs V., als neuerrichtete achte Kur.

Die Folgen des Krieges waren furchtbar. Das Deutsche Reich war zugrunde gerichtet, der Kaiser seiner Macht und seines Ansehens beraubt. Zwei Dritteile der Bevölkerung waren ausgestorben. Handel und Gewerbe lagen vollständig darnieder; die Werkstätten standen leer. Entlassene Soldaten zogen bettelnd und stehlend im Lande umher; Räuber und Raubtiere machten die Gegenden unsicher. Die Dörfer waren in Schutthaufen verwandelt; das Vieh fehlte, die Obstbäume waren verschwunden; vorher blühende Fluren lagen als Unkrautflächen da. Es bedurfte des angestrengtesten Fleißes und des innigsten Gottvertrauens unserer Ahnen um die schweren Schäden zu heilen.

Maximilian hatte den ganzen Krieg durchlebt. Das Leid seiner Untertanen ging ihm tief zu Herzen; nach Kräften suchte er ihnen fördernd beizustehen. Als ein Greis von 79 Jahren beschloß er im Jahre 1651 sein taten- und ruhmreiches Leben.

Nach Stieve, Max Bitzelmayr und Karl Theodor Heigel.

67. Die Landesverteidiger.

Im spanischen Erbfolgekrieg (1701—1714) standen die Bayern auf der Seite Frankreichs. Die vereinigten Bayern und Franzosen wurden aber in der Schlacht bei Höchstädt (1704) so entscheidend geschlagen, daß der Kurfürst Max Emanuel über den Rhein fliehen mußte und Bayern von den Österreichern besetzt wurde. Das bayerische Volk mußte fast unerschwingliche Kriegslasten tragen. Bürger und Bauern verarmten. Dazu kam, daß 12 000 junge Bayern ausgehoben und in die österreichische Armee gesteckt wurden. Da ging die Losung durchs Land: „Lieber bayerisch sterben, als österreichisch verderben!" Überall sammelten sich zur Befreiung Bayerns streitbare Männer. Sie nannten sich Landesverteidiger. Namentlich waren es die Oberländer Bauern, welche in Begeisterung für ihren Landesherrn die Hauptstadt von den Feinden befreien wollten. Mitten im Winter eilten gegen 5000 Mann nach München. Ihr Anführer war der französische Hauptmann Gauthier. Bei Schäftlarn ordnete er die Schar und brach am Abend vor der Christnacht 1704 gegen München auf. Die Bürger der Stadt waren im Einverständnis mit den Landesverteidigern.

Es war schon elf Uhr vorüber, als der Vortrab der Oberländer Bauern hinter Harlaching herankam und in die Spitzen des Tannenwaldes vorrückte, welcher damals noch weit gegen das Giesinger Bergkirchlein und die wenigen um dasselbe gescharten Wohnhäuser heranreichte.

Gauthier hatte den Befehl erlassen nur mit der äußersten Behutsamkeit vorzugehen und alles unnötige Geräusch zu vermeiden. Als aber die ersten Schützen gegen die Felder vorrückten und eine Schar von Reitern gewahrten, welche hinter Giesing Posten gefaßt hatten, waren Befehl

und Vorsicht im Ungestüm der Kampfbegierde vergessen und die ersten Schüsse knallten verräterisch durch die Nacht. Mit Jubelgeschrei sahen die Schützen einige der Reiter stürzen, die übrigen aber abschwenken und in die Nacht davonsprengen. Im Sturmschritt und in gedrängten Haufen ging es den Giesinger Berg hinab, dann längs desselben unter den kurfürstlichen Jagdhäuseln bis an das Paulanerkloster hin; bei diesem sollte die erste Abteilung der Münchener stehen und die Ankommenden empfangen.

„Wer da?" rief es hin, und „Bayerische Landesverteidiger!" scholl es zurück. Es war die streitbare Schar der Zimmerleute aus der Vorstadt Au, welche mit Schurzfell und Beil sich bereit hielten, falls man ihrer bedürfen sollte beim Brückensturme. Unangefochten erreichte man das Ende der Vorstadt. Der Brückeneingang war unbesetzt; drüben ragte der rote Turm, ein viereckiges, festgefügtes Gebäude, unheimlich herüber; nichts regte sich als die Wellen der Isar.

Geräuschlos wie Schatten harrten die Landesverteidiger der entscheidenden Stunde und des Zeichens zum Angriffe. Jetzt kündeten von den Türmen der Stadt die Uhren die Mitternachtsstunde — dann war es wieder still. Kein Glockengeläute rief zur Mette; kein Feuerzeichen stieg über den finstern Giebeln empor um zu verkünden, daß die Genossen bereit seien die Befreier zu empfangen. Immer langsamer verstrichen den Harrenden die Augenblicke und jede Viertelstunde schien sich zu einer Ewigkeit zu erweitern; immer unruhiger, immer ängstlicher schlugen die Herzen und ein unheimliches Geflüster durchlief die Reihen. „Was hat das zu bedeuten?" hieß es. „Nun sind wir da — und nun lassen uns die Bürger im Stiche?" Es war aber nur ein einziger Augenblick des Zagens, der die Gemüter beschlich; im nächsten ward es allen klar, daß die Münchener sicherlich nicht wortbrüchig geworden waren; daß es also nur die Gewalt sein konnte, die sie verhinderte. Ein riesenhafter Mann, welcher mit den Auer Zimmerleuten zuvorderst stand — der Volksmund nennt ihn den Kochler Schmiedbalthes — gab den Ausschlag. Mit hochgeschwungener Eisenkeule rief er: „Was besinnen wir uns lange! Wort halten heißt's. Vorwärts, Kameraden! Mutter Maria, steh uns bei!"

Voran stürmten die Scharen, die Zimmerleute an der Spitze. Aber so still es im Roten Turme gewesen, schien man die Ankommenden trotzdem erwartet zu haben; denn kaum hatten die ersten Reihen die Brücke betreten als es aus allen Turmluken aufblitzte und große und kleine Kugeln in die dichtgedrängte Menge todbringend einschlugen. Viele stürzten; mancher, unfähig sich zu halten, taumelte über das niedere Geländer in den Fluß hinab. In der ersten Verwirrung stockte der Anlauf; aber die Vordersten hatten schon den Turm selbst erreicht: gewaltsam dröhnten und schmetterten die mächtigen Zimmermannsbeile an das Tor. Die Eichenbohlen des Tores vermochten in die Länge den Hieben nicht zu widerstehen; krachend stürzten die Flügel nach innen. Jedoch den darüber Eindringenden blitzte ein noch stärkerer Kugelregen entgegen: die Kaiserlichen hatten sich im Torwege geschart und ein wütendes Handgemenge begann. Da waren die Keulen, die Äxte und Morgensterne an ihrem Platze; gegen sie fruchtete

kein Widerstand: ehe eine halbe Stunde vergangen war, lag die Turmbesatzung erschlagen und die Landesverteidiger stürmten dem inneren, dem eigentlichen Isartore zu. Eine kleinere Abteilung schwenkte rechts gegen das „Kosttörl" ab, das die Bürger zu öffnen versprochen hatten. Am Isartore erwartete die Bauern ein weit furchtbarerer Widerstand. Die Brücke über den Graben war aufgezogen und es galt nun vor allem sie niederzuzwingen. Während einzelne versuchten durch den Graben zu schwimmen, um an den Mauern emporzuklimmen und die Brückenseile zu durchhauen, beschränkten sich die meisten Schützen darauf mit ihrer nie fehlenden Kugel die Mauern von der Besatzung zu säubern; auch die beiden im roten Turme erbeuteten Geschütze wurden herbeigeschleppt und man begann das Tor zu beschießen. Schon war es einigen Waghälsen gelungen in der Tiefe des Grabens mit Leitern an Turm und Mauern zu gelangen, und der begeisterten Todesverachtung der Bauern hätten auch diese Bollwerke nicht mehr auf lange zu widerstehen vermocht.

Da dröhnte von fern ein Kanonenschuß durch die Nacht. Im Rücken der Stürmenden begann es unruhig zu werden; das entmutigende Fluchwort: „Verrat, Verrat!" wurde immer lauter, immer häufiger. Das ganze Vorhaben, hieß es, sei den Kaiserlichen haarklein verraten gewesen; der Kriechbaum und der Wendt seien von Anzing da und stünden den Angreifern im Rücken. Vergebens bemühten sich die Führer ihre Leute zu halten und anzuspornen. Vom Gasteig begannen die Kugeln Wendts unter den Bauern einzuschlagen; das Geschrei im Rücken von der Brücke her wurde immer lauter und wilder; die Besatzung der Landesverteidiger im Roten Turme wurde aus diesem gedrängt und warf sich auf die übrigen; schon sah man die Säbel der Panduren über den hintersten blinken; da fiel auch die Brücke des Isartores herab; die Kaiserlichen fielen wütend aus und von zwei Seiten drohte der treuen Schar das Verderben.

Ungeübt in regelmäßigem Kampfe, weit schwächer an Zahl und ungleich an Waffen, vermochte diese nicht Stand zu halten; aber sie floh nicht. Mannhaft, geschlossen, immerfort fechtend, zogen sich die Landesverteidiger Schritt um Schritt zurück, in ihrer Mitte Gauthier, überall der Erste, wo die Gefahr am höchsten war, über ihren Häuptern die Marienfahne. So zogen sie sich längs der Isar bis an die Thalkirchner Fluren hin, aber nur um neuen Feinden zu begegnen. Eine Abteilung Panduren war oberhalb über den seichten Fluß gegangen und fielen jetzt in die Flanke; so von allen Seiten umschwärmt und gedrängt, schwankte die immer kleiner werdende Schar dem Höhenzuge von Sendling zu.

Die zweite Abteilung der Bauern, welche auf dem linken Ufer der Isar gegen München vorgerückt war, hatte lange vergeblich vor dem Sendlingertor auf die verabredeten Zeichen gewartet. Als diese ausblieben, vom Isartore aber das Schreien und Schießen herüberhallte, unternahmen sie einen Angriff auf das ebenfalls durch Graben und Zugbrücke gedeckte Tor. Eine Abteilung des Wendtschen Korps aber, die bei Föhring über die Isar gegangen war und die Stadt umzingelt hatte, faßte sie von der Seite und zwang sie nach hartnäckigem und blutigem Gefechte zum Rückzug.

Der die Straße beherrschende Sendlinger Kirchhof erschien vollkommen geeignet diesen zu decken; er war rasch besetzt und die Straße durch einen Verhau abgesperrt. Gauthier kam mit dem Reste seiner Schar eben recht sich mit ihnen zu vereinigen. Es schlug sieben Uhr auf dem Turme der Dorfkirche; aber es war fast noch vollständig finster; denn die Winternacht weicht langsam und spät von den Fluren der Hochebene.

Ein neuer, letzter Kampf begann, kurz und hoffnungslos. Die überlegene Zahl der Feinde hatte nämlich auch von der Landsberger Straße her die Anhöhe umgangen und umringte nun die Bauern. Da der Verhau unhaltbar geworden, verblieb diesem keine andere Schutzwehr als die Mauer des Kirchhofes. In einem Winkel desselben stand bald der letzte Rest der Kämpfer um Gauthier, darunter vierunddreißig Mann von den wackeren Auer Zimmerleuten und ein letztes Häuflein derer aus Lenggries, Tölz und Jachenau.

Sie erlagen Mann für Mann als Helden dem vielfach überlegenen Feinde.

Trotz dieser Niederlage dauerte der Aufstand fort. Bei Aidenbach in der Nähe von Vilshofen erfolgte 1706 der letzte Kampf. Auch hier unterlagen die Landesverteidiger der österreichischen Übermacht. Ein strenges Strafgericht erging über Bayern. Viele, die sich am Aufstand beteiligt, traf die Todesstrafe, andere wurden in das Gefängnis geworfen. Das Volk mußte alle Waffen abliefern. Die bayerischen Grenzgebiete wurden von dem Kaiser verschenkt und erst im Jahre 1714 erhielt Max Emanuel sein Land wieder.

Nach Schmid und Max Britzelmayer.

68. Maximilian III. Joseph von Bayern.

(1745—1777.)

Auf Karl Albrecht, den von 1742—45 die deutsche Kaiserkrone schmückte, folgte auf dem kurfürstlichen Thron sein Sohn Maximilian III. Joseph.

Der edle Fürst war nach Kräften bemüht die Wunden zu heilen, die der Österreichische Erbfolgekrieg seinem Lande geschlagen. Vor allem strebte er nach möglichster Sparsamkeit im Hof- und Staatshaushalte. Um die Lasten des Volkes zu erleichtern, wurde der Hofstaat und das Militär vermindert und aller Prunk abgeschafft.

Ein Hauptaugenmerk richtete der ebenso einsichtsvolle als wohlwollende Fürst auf die Hebung der Landwirtschaft und der Gewerbe, des Handels und Verkehrs sowie auf die Förderung der geistigen Wohlfahrt der Bevölkerung. Zunächst suchte er durch seinen früheren Erzieher Ickstadt die Universität Ingolstadt zu heben. Mit Wärme unterstützte die Regierung die Bestrebungen zur Hebung des Volksschulwesens, wobei sich der Stiftskanonikus Heinrich Braun große Verdienste erwarb. Realschulen wurden errichtet, den Gymnasien eingehende Sorgfalt gewidmet und die Güter des 1773 aufgehobenen Jesuitenordens Bildungszwecken zugewendet. Im Jahre 1759 entstand durch die Bemühung der Räte Lorie und Limbrunn

die Akademie der Wissenschaften zu München, durch deren Mitglieder vorzüglich das Studium der vaterländischen Geschichte gepflegt wurde. Die Feiertage wurden beschränkt und die müßigen Bettler streng zur Arbeit angehalten. Zur Verbesserung der Rechtspflege arbeitete der gelehrte Kreittmayr ein Gesetzbuch aus. Das Strafgesetzbuch war zwar mit Härte geschrieben und grausam waren die Strafen, welche selbst für geringe Verbrechen verhängt wurden. Doch wäre es ungerecht daraus einen Schluß auf das Herz des Kurfürsten ziehen zu wollen. Selbst eine durch und durch rechtliche und makellose Natur, wollte er auch sein Volk sittlich heben und man mag es begreiflich finden, wenn er bei der damaligen Verwilderung des Volkes mit seinen Räten in den Irrtum fiel, durch möglichst strenge Gesetze diesen Zweck zu erreichen.

Doch war jedwede Härte seinem milden, wahrhaft väterlichen Herzen fremd und seine Absichten waren die reinsten und wohlwollendsten. Das bewies er bei der furchtbaren Teuerung von 1771 und 1772; da zeigte sich am besten der unbegrenzte Wohltätigkeitssinn des Kurfürsten. Die Hofleute hatten ihm des Volkes Not verheimlicht. Als er aber eines Morgens aus der Kirche ging, umringte ihn ein Haufen bleicher, abgezehrter Menschen. „Brot," riefen sie, „Brot, Herr, wir müssen verhungern!" Mit Entsetzen vernahm Max Joseph die Schilderung der Hungersnot. Er gab den Bittenden all das Geld, das er bei sich trug, und versprach ihnen fernere Hilfe. Und er hielt Wort. Sofort ließ er das Wild in den fürstlichen Jagden schießen und die Kornspeicher öffnen; auch ließ er aus eigenen Mitteln Getreide aus Italien bringen um den hungernden Untertanen Brot zu verschaffen.

Als am 30. Dezember 1777 der Kurfürst starb, war es im Lande, als wäre aus jedem Hause ein Vater geschieden. Nicht höfische Schmeichelei, sondern kindliche Liebe eines dankbaren Volkes hat ihm den Beinamen des Vielgeliebten gegeben.

Max Joseph III. war der letzte Nachkomme Ludwigs des Bayern; nach seinem Tode ging die Regierung des Landes an die Pfälzer Linie über und Bayern und Pfalz wurden unter Karl Theodor nach mehr als fünfhalbhundertjähriger Trennung wieder vereinigt. Nach Verschiedenen.

69. Kurfürst Maximilian Joseph IV., erster König von Bayern.

(1799—1825.)

Mit Karl Theodor war der Sulzbacher Zweig am vielhundertjährigen Stamm der Schyren abgestorben. Noch grünte aber das edle Reis von Pfalz-Birkenfeld kräftig, nun als des Stammes ungeteilter Gipfel.

Als vor beinahe dritthalb Jahrhunderten Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken, ein Urenkel Stephans, des Sohnes Kaiser Ruprechts (1400 bis 1410), den Tod herannahen sah, hat er sein Land unter seine Söhne geteilt. Dem einen gab er Neuburg, dem andern Zweibrücken, dem dritten Sulzbach, dem vierten Vohenstrauß, dem fünften aber, dem jüngsten aller, Birkenfeld im Nahegau. Dieser hieß Karl. Nach zweihundert und dreißig

Jahren waren nun die gesamten pfälzischen Häuser vergangen. Nur das Geschlecht Pfalz-Birkenfeld, an Macht und Reichtum das kleinste, blühte noch in seinem Fürsten Maximilian Joseph. Dieser, ein Sohn des weisen und guten Pfalzgrafen Friedrich Michael von Birkenfeld, war es, auf dessen Haupt die ewige Vorsehung alle Kronen von Pfalz und Bayern vereinigt legte.

Der jüngste von seines Vaters Kindern, ohne Aussicht und Hoffnung zu einer eigenen Herrschaft, war er dem Kriegsstand gewidmet gewesen, seine Jugend im französischen Heerdienst verflossen. Als aber Herzog Karl von Zweibrücken, sein Bruder, ohne Söhne zu hinterlassen, aus dem Leben gegangen war, hatte Maximilian mit Pfalz-Birkenfeld das Herzogtum Zweibrücken und vier Jahre später die gesamte Pfalz- und Bayernlande ererbt. An demselben Tage, da Karl Theodor erblaßte, ward Maximilian Joseph auf den Straßen Münchens zum Herrn von Pfalz und Bayern ausgerufen.

Viele fürchteten des neuen Herrn Liebe zu den Waffen, unter welchen seine Jugend verstrichen war und zu denen das eiserne Zeitalter rief. Vielen bangte, daß er wie sein Vorfahr mit Vorliebe auf frühere Lande und Angehörige zurückschauen werde. Andere aber, die der Anmut und Leutseligkeit seines Wesens gedachten, welche er bewiesen, wenn er von Zeit zu Zeit am Hofe in München erschienen war, oder die sich erinnerten, wie er als junger Fürst, noch ohne Hoffnung zur Herrschaft, gegen Karl Theodor und Wien für die Unteilbarkeit des bayerischen Stammlandes geredet und getan, weissagten bessere Zukunft.

Nach wenigen Wochen hielt er seinen Einzug in die Hauptstadt. Mit ihm kam seine Gemahlin Karoline, eine Fürstin des erlauchten Hauses von Baden; Karl Ludwig, sein Sohn aus erster Ehe, ein geistvoll, blühender Knabe von dreizehn Jahren, Auguste Amalie Luise, Karoline Auguste, seine Töchter, in aufblühender Schönheit, und Karl, von den Seinen der Jüngste. So kam er, ein zärtlicher Hausvater unter seinen Kindern. Und als ihn die Bayern erblickten in seiner stattlichen Gestalt, in seinem Antlitz den gemütlichen Biedersinn, in seinem Wort und Wesen die ganze Huld der alten Fürsten zu Bayern, schloß sich alles Volkes Herz gegen ihn auf und sprach: „Wahrlich, dieser ist Maximilian Joseph der andere, aber im Kreise schöner Kinder glückseliger als der erste!" Er war es.

Doch sturmvoll und mühsam war seiner Herrschaft Antritt: das ganze Land von den Kriegsvölkern Österreichs angefüllt, die nun über den Lech zum Rhein drängten, welchen die Feldherren Frankreichs schon feindselig überschritten hatten; das bayerische Heer, zum Schirm des Vaterlandes, ohne Übung, Zucht und Stärke; der Schatz erschöpft; die Schuldenmenge des Staates sowie der wahre Ertrag der Gefälle kaum recht bekannt; das Steuer- und Aufschlagswesen ohne Verhältnis und Ebenmaß; die Staatsführung ohne Einheit, Klarheit und Kraft, in vielerlei Landesverwaltungen zersplittert, welche sich in ehrgeiziger Nebenbuhlerei trennten. Die Staatsverfassung alten Zeiten entstammt, mit den Mängeln, ohne die Tugenden ihres Ursprungs, anders in Bayern, anders in der Oberen Pfalz, anders

im Herzogtum Neuburg; die ständische Landschaft ohne Achtung, ohne Wert für das öffentliche Heil; die Erziehung des Volkes versäumt; die Freiheit der Presse vernichtet; die Bevölkerung durch ältere und neuere Kriege, durch Erschwerung der Ehen für die Grundholden, welche, wo nicht den Namen, doch oft Last und Schmach noch der Leibeigenschaft trugen, durch Untrennbarkeit der Bauerngüter, durch Fesseln des Gewerbefleißes geschwächt.

So fand Maximilian Joseph Bayern. Selten empfing ein Fürst aus der Hand des Schicksals eine schwerere Aufgabe des Lebens.

Aber unter den furchtbarsten Kriegen und Umwälzungen des Weltteils, da alte Throne und Reiche vergingen, neue emporstiegen, nichts blieb, wie es gewesen, gründete er Bayerns Zukunft, gab seinem Volke neue Verfassungen, Ordnungen und Gesetze und erweiterte die Grenzen seiner Lande. Im siebenten Jahre der Herrschaft nahm er die königliche Krone auf sein Haupt, daß an ihm in Erfüllung zu gehen schien, was weiland Maria Eleonora von Sulzbach in weissagenden Gesichten erblickt zu haben glaubte. Es wird erzählt, die fromme Pfalzgräfin habe einst im großen Spiegel ihres Gemachs bei hellem Tage Zeichen und Wunder wahrgenommen, die kein anderes Auge gesehen, und in der Entzückung ausgerufen: „Ich schaue den Stamm der Pfalzgrafen und unter denselben einen herrlicher von den übrigen glänzen, ihn höher denn alle."

Was Maximilian Joseph, der König Bayerns, seinem Volke gewesen, wie er den Staat neu geordnet, die Gerechtigkeit gehandhabt, die öffentliche Verwaltung bestellt, Kunst- und Wissenschaft gepflegt, Erziehung und Unterricht vaterländischer Jugend gebessert, Gewissens- und Denkfreiheit geschirmt, Glauben, Gottesfurcht und Sittenstrenge emporgehalten, das Heer im Kriege achtbar, das Land im Frieden blühend gemacht hat: darüber richte du, unbestechlicher Ernst der Nachwelt!

Eins nur zeug' ich von ihm in Wahrheit: Ich habe gesehen, wie der königliche Greis sein Volk geliebt hat und wie das Volk ihm mit jener rührenden Inbrunst zugetan war, mit der es einst dem ersten Maximilian Joseph angehangen. Das Leiden verhängnisschwerer Zeiten brach manches Glück und Herz, nicht diese Liebe. Und wohl von allen früheren Fürstinnen zu Bayern konnte keine sich kindlich freudigerer Verehrung von ihren Untertanen rühmen als Karolina, die königliche Frau, unter den Müttern ihres Landes nie königlicher als im Kreise ihrer Kinder. Heinrich Zschokke.

70. Deutschlands Erhebung im Frühjahr 1813.

Die Aufrufe des Königs, welche durch das ganze Land und weit über dessen Grenzen hinaus hallten, brachten im Verein mit allen vorhergegangenen eine Wirkung hervor, die sich nicht genügend beschreiben läßt. Das nachfolgende Geschlecht wird davon immer nur eine schwache Vorstellung haben; man mußte diese Zeit selbst durchlebt haben. Alle Herzen wurden davon bis auf den Grund erschüttert. Auch die Frauen, sonst wenig

bekümmert um öffentliche Angelegenheiten, teilten gleichmäßig das allgemeine Gefühl. Es war kein Mann, kein Weib, keine Familie im ganzen Lande, die nicht schwere Unbill von den Franzosen erlitten hatte. Ganz abgesehen von der allgemeinen Schmach, die tief gefühlt wurde, hatte fast jeder persönliche Beleidigungen zu rächen und bittere Verluste zu beklagen. Seit beinahe sieben Jahren waren tausend und abertausend Feinde im Lande, die auf Kosten desselben lebten und denen man noch eine unerschwingliche Kriegssteuer hatte zahlen müssen. Des Siegers Übermut und Hohn hatte beleidigt; aus Kriegstrotz war von ihm so mancher gemißhandelt, nicht wenige, die Widerstand versucht, geschlagen, so viele beraubt worden. Beständige Einquartierungen, nie aufhörende Lieferungen aller Art, immerwährendes Liegen auf der Landstraße mit den Gespannen u. s. w. hatten Bürger und Landmann zur Verzweiflung gebracht. Daher in allen Herzen das eine Gefühl, das schimpfliche Joch abzuwerfen und blutige Rache zu nehmen; daher der freudige Entschluß, mit Daransetzung des letzten Blutstropfens und des letzten Gutes bis zur Vernichtung zu kämpfen; daher der Aufstand des ganzen Volkes auf den Ruf des Königs. Wie der Dichter gesungen hatte, so geschah es: „Das Volk stand auf, der Sturm brach los.“ Die Universitäten lösten sich auf, weil Studierende und Professoren zusammen die Waffen ergriffen; die oberen Klassen der Gymnasien wurden leer; die Regierungskollegien und die Gerichtshöfe schmolzen zusammen; der Landmann verließ seinen Pflug, der Handwerker seine Werkstatt, der Kaufmann sein Geschäft um zur Wehr zu greifen. Der Unterschied der Stände schien vergessen; denn in den Reihen der Freiwilligen stand der Prinz neben dem Bürgersohne der Städte; die Selbstsucht schwieg, es gab nur ein Gefühl, einen Willen. Niemand wollte von der allgemeinen Bewegung zurückbleiben. Jünglinge unter 16 Jahren, Männer über 50 Jahre stellten sich zur Verfügung. Der Familienvater verließ Weib und Kind. Vater und Mutter, Bräute und Verwandte waren stolz darauf ihre Söhne und Angehörigen im heiligen Kampfe zu wissen. Viele überschätzten ihre Kräfte, mußten zurückgewiesen werden und trauerten, nicht mitstreiten zu können. Nicht minder zeigte sich das weibliche Geschlecht der großen Sache würdig. Von der Zeitströmung ergriffen, wurden manche über ihren Berufskreis hinausgeführt und kämpften in dem Freiheitskriege mit. Die sich zu solchem Äußersten nicht entschließen mochten, wirkten mit Aufbietung aller ihrer Kräfte arbeitend für die Sache des Vaterlandes. Jeder Ort wurde zur kriegerischen Werkstatt. Das ganze Land zum Kriegslager. Was die freien Staaten des Altertums, was Rom und Sparta an Vaterlandsliebe aufzuweisen haben, es übertrifft nicht das erhabene Gefühl, welches Preußen jetzt entflammte. Die Flammen dieser Begeisterung wuchsen höher und höher und stiegen auf zu einer Riesenlohe, daß ganz Europa sich daran erwärmte. Nicht anders, als wenn von jedem Hügel Alarm geblasen, der Generalmarsch auf allen Straßen geschlagen würde, auf den Bergen die Feuerzeichen gebrannt hätten, raffte sich jedermann auf und griff zu den Waffen. Immer von neuem klang der laute Ruf durchs Land: Das Vaterland ist in Gefahr! Begeistert sang Theodor Körner:

„Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!"

Alle Schichten des Volkes haben gleichmäßig ihr Höchstes eingesetzt; es gebührt ihnen alle gleiche Ehre.

Daß in Preußen jeder nur irgend kampffähige Mann mit Begeisterung zu den Waffen griff, ist nur die eine Seite der großen Leistung; die andere, eben so große war, daß jeder willig Hab und Gut opferte um so große Heeresmassen auszurüsten und zu ernähren, und daß alles Tun und Treiben nur auf diesen großen Zweck gerichtet war. „Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden", hatte der König gesagt. Es muß zur Ehre der Nation ausgesprochen werden, daß der Drang zum Geben gleichen Schritt hielt mit der Freudigkeit persönlich in den Kampf zu gehen. Der Zudrang zum freiwilligen Eintritt war so groß, daß es sehr viele gab, welche die Ausrüstung nicht aus eigenen Mitteln bestreiten konnten; auf diese besonders wandte sich die Teilnahme. Die Zeitungen von Berlin, Breslau und Königsberg aus jener Zeit, in denen diese Gaben, wie sie in diesen Hauptstädten eingingen, verzeichnet stehen, werden immer ein schönes Denkmal des Ruhmes sein. Und doch sind diese Aufzeichnungen nur ein Teil dessen, was wirklich in allen Gauen auf den Altar des Vaterlandes gelegt worden ist. Viele wollten gerne geben; aber sie hatten nicht bares Geld und auf dieses, meinten sie, käme es allein an. Ihnen mußte gesagt werden, daß in einem Augenblicke wie der jetzige, wo der Staat nur durch außerordentliche Anstrengungen seine Selbständigkeit erhalten könne, jedes Opfer für denselben viel Wert habe: Pferde, Vieh, Getreide, Futter, ungemünztes Silber, Waffen, Tuch, Eisen, Stiefel, Schuhe, Leder, Strümpfe u. s. f.; ja selbst Fuhren, Handarbeiten u. a., je nachdem der eine dieses, der andere jenes geben oder leisten könne, seien eine Unterstützung, eine Förderung für die gemeinschaftliche Sache.

Es ist rührend, was alles hergegeben wurde. Das Heiligste, was man besonders hoch hält, was sonst unschätzbar ist, wurde freudig zum Opfer gebracht. Man gab, was irgend möglich war. Staatsdiener, viele im stehenden Heere dienende Offiziere gaben den vierten, selbst den dritten Teil ihres Gehaltes, verabschiedete Beamte und Offiziere einen Teil ihrer Pension, einige die Hälfte, einige diese sogar ganz. Andere liehen dem Staate ein kleines erspartes Kapital ohne Zinsen während der Kriegszeit. Viele besoldeten eine Anzahl Freiwilliger im Felde. Mancher einzelne schenkte mehrere Tausende von Talern. Berlin allein hat so viele Freiwillige gestellt und ausgerüstet, als erforderlich sein würden um mehrere Infanterie- und Kavallerie-Regimenter daraus zu errichten. So nach Verhältnis in den Provinzen. Neun Prinzessinnen, an der Spitze die hochherzige Prinzessin Wilhelm von Preußen, Marianne, geborene Prinzessin von Hessen-Homburg, gründeten einen Frauenverein zum Wohle des Vaterlandes und

erließen einen Aufruf an die Frauen im preußischen Staate. Sogleich gab auch das weibliche Geschlecht alles, worauf es doch sonst hohen Wert legt, jede Art von Schmuck, jedes Kleinod, jedes Ersparte. Witwen gaben einen Teil ihrer dürftigen Pension hin, die Ärmsten doch noch irgend etwas, die meisten ihre Arbeitskräfte. Auch die dienende Klasse blieb nicht zurück. — Ein glänzendes Beispiel von Vaterlandsliebe gab in Breslau Ferdinande v. Schmettau, die zwar ganz arm, aber im Besitze eines schönen, reichen Haares war. Sie opferte dasselbe um das gelöste Geld den Freiwilligen zukommen zu lassen. Ihr Edelsinn wurde aber in ganz unerwarteter Weise belohnt. Viele wünschten eine bleibende Erinnerung an ihre hochherzige Tat zu besitzen. Es fand daher dankbare Anerkennung, als jemand das verkaufte Haar wieder kaufte und daraus allerlei Zieraten, Ringe, Ketten u. s. w. anfertigen ließ. Das Verlangen nach einem solchen Stück war so groß, daß der Verkauf der Schmucksachen nach wenigen Wochen dem Freiwilligenfonds die Summe von 139 Talern eingebracht hatte. — Goldene Trauringe wurden aus allen Gegenden des Landes zu mehreren Tausenden hingegeben. Es war die Veranstaltung getroffen, daß man dafür eiserne Ringe mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen 1813" zurückerhielt und diese Ringe werden in den betreffenden Familien noch jetzt wie ein Heiligtum betrachtet. Außer diesem Sinn der Frauen das Liebste herzugeben, zeigten sie sich auch in unausgesetzter Tätigkeit für die gute Sache. Frauen und Mädchen aus allen Ständen, selbst aus den höchsten, nähten Mäntel, Hosen, Hemden, zupften Wundfäden und strickten mit Emsigkeit für die Freiwilligen und nicht wenige waren es, die nicht imstande wie andere Geld und Kleinodien darzubringen, auf solche Weise durch ihrer Hände Arbeit dem Vaterlande den innigsten Tribut zollten. Später aber haben sie bei Kranken und Verwundeten in den Lazaretten und Krankenhäusern eine Aufopferung bewiesen, die des schönsten Kranzes wert ist. Überhaupt war das weibliche Geschlecht von einem Feuer für die Sache des Vaterlandes entbrannt, dem an Glanz und Glut kaum etwas gleichkommt, was irgend die Geschichte berichtet.

Ohne die patriotischen Beiträge hätte die Bildung der freiwilligen Jägerabteilungen und anderer freiwilligen Scharen weder den Anfang gewinnen können, den sie wirklich gewann, noch hätte im Kriege selbst der Bestand derselben erhalten werden können. Ohne den tatkräftigen Beistand der Frauen aber hätte alles nicht so schnell ins Werk gesetzt, später noch verstärkt und in Vollzähligkeit erhalten werden können. Durch ihre Aufopferung und Pflege sind endlich Tausende verwundeter und kranker Krieger dem Vaterlande erhalten worden, die in verhältnismäßig kurzer Zeit in die Reihen der Kämpfer zurückkehren konnten.

So arbeitete denn in Preußen mit Aufbietung aller Kraft jeder auf das gemeinsame Ziel hin. Gegen ein ganzes Volk aber, welches mit starkem Willen und nachhaltiger Kraft für seine höchsten Güter, Freiheit und Unabhängigkeit, mit Freudigkeit und Vertrauen auf seine gerechte Sache in den Tod gehen will, werden alle Eroberer der Welt auf die Länge nichts ausrichten können.

Nach H. Beitzke.

71. Des Volkes Not.

(1813.)

Die furchtbare Schlacht bei Bautzen kam; der Waffenstillstand folgte. Sorgenvoller wurde der Blick des Volkes. Ströme von Blut waren geflossen; das Heer war zurückgedrängt; Napoleon schien für irdische Waffen unbesiegbar. Und doch, obgleich gerade die Klügsten einige Wochen finster in die Zukunft schauten, dem Volke erhielt eine richtige Empfindung das Selbstgefühl und den gehobenen Entschluß. Vertrauen zu Gott, zur guten Sache, zur eigenen Kraft war die Grundstimmung. Jeder sah, daß die preußische Kraft in diesem Feldzuge unvergleichbar stärker war als im unseligen letzten Kriege. Nur noch wenig schien an Stärke zu fehlen und man warf den Tyrannen; wenn man die Anstrengung noch um etwas erhöhte, so mochte er hinweggeschleudert werden. Die freiwilligen Beiträge gingen fort; noch im Spätherbst wurde über den Empfang quittiert. Die Ausrüstung der Landwehren wurde beendet; überall schnitt, nähte, pochte der Handwerker für seinen König und das Vaterland.

Und wieder begann der Drang des Krieges, Stoß und Gegenstoß, Flut und Rückschlag; hart drängten die Heere, bald sah man vom Turme die Heerhaufen der Feinde bald der Freunde heranziehen. Die Städte und Landschaften im Westen von Berlin und Breslau erfuhren jetzt selbst das Schicksal des Krieges. Ach, seine schrecklichen Bilder sind dem Deutschen nicht fremd; bis zur Zeit unserer Väter haben sie fast jedem Geschlecht deutscher Bürger die Seele erschüttert.

Dumpfe, kurze Schläge in der Luft; es ist ferner Kanonendonner. Auf dem Markte, vor den Toren stehen lauschende Haufen; wenig wird gesprochen, halbe Worte mit gedämpfter Stimme, als fürchte der Sprecher den Klang in der Luft zu übertönen. Vom Kranz der Türme, vom Giebel der Häuser, welche dem Kampfplatze zu liegen, spähen die Augen der Bürger ängstlich in die Ferne. Am Rande des Horizonts liegt es wie eine weiße Wolke im Sonnenlicht; nur zuweilen regt es sich darin, ein helles Aufleuchten, ein dunkler Schatten. Aber auf den Seitenwegen, welche aus den nächsten Dörfern von der Landstraße seitab führen, bewegen sich dunkle Haufen. Es sind flüchtige Landleute, welche quer durch das Land in den Wald oder in die Berge ziehen. Jeder auf den Schultern, was er zusammenraffte; nur wenige vermögen ihre Habe zu fahren, denn Wagen und Pferde sind ihnen schon seit Wochen vom Kriegsvolke genommen; Buben und Männer treiben mit ängstlichem Schlage ihre Herden; laut jammernd tragen die Weiber ihre kleinsten Kinder. Und wieder ein Rollen in der Luft, deutlicher, heller. In wildem Rennen stürmt ein Reiter durch das Stadttor und wieder einer. Die Unsern ziehen sich zurück. Die Haufen der Unsern fahren auseinander; angstvoll rennt das Volk in Häuser und wieder auf die Straßen; auch in der Stadt beginnt die Flucht. Laut ertönt Schrei, Zuruf und Klage. Wer noch ein Gespann hat, reißt die Rosse zur Deichsel; die Tuchmacher werfen ihre Ballen, der Kaufmann die wertvollsten Kisten auf das Geflecht, oben darauf die eigenen Kinder und die der Nachbarn. Zu den abliegenden

Toren drängt Fuhrwerk und der Haufen flüchtiger Menschen. Ist ein sumpfiges Bruchland, schwer zugänglich, oder ein dichter Wald in der Nähe, so geht die Flucht dorthin. Unwegbare Verstecke, noch von der Schwedenzeit her bekannt, werden jetzt wieder aufgesucht. Dort sammeln sich große Scharen, enge gedrängt; unter Rinder und Füllen birgt sich der Städter und der Landmann durch mehrere Tage. Zuweilen noch länger. Nach der Schlacht bei Bautzen hauste die Gemeinde Tillendorf bei Bunzlau über eine Woche im nahen Walde; ihr treuer Seelsorger, Senftleben, begleitete sie und hielt in der Wildnis auf Ordnung; auch ein Kind hat er dort getauft.

Wer aber in der Stadt bei seinem Eigentume oder in seiner Pflicht zurückbleibt, der ist eifrig die Seinen und die Habe zu verstecken. Lange ist der Fall überlegt und erfinderisch sind Schlupfwinkel ausgedacht. Hat gar die Stadt den besonderen Grimm des Feindes zu fürchten, weil sie durch preußischen Eifer auffällig wurde, dann drohen ihr Brand, Plünderung, Verjagen der Bürger. In solchem Falle tragen die einzelnen Mitglieder der Familie das Geld fest eingenäht in ihren Kleidern.

Eine angstvolle Stunde verrinnt in fiebrigem Hoffen. Auf der Straße rasseln die ersten Verkünder des Rückzuges, beschädigte Geschütze, von Kosaken geführt. Langsam ziehen sie zurück; ihre Mannschaft ist unvollständig, von Pulver geschwärzt; mehr als einer wankt verwundet. Die Infanterie folgt; Wagen kommen, überfüllt mit wunden und halbtoten Kriegern. Die Nachhut postiert sich, am Tor und den Straßenecken den Feind erwartend. Halbwüchsige Buben laufen aus den Häusern und tragen den Kriegern noch zu, wonach sie gerufen, einen Trunk, ein Brot; sie halten den Wunden die Tornister und helfen bei schnellem Verbande.

Staubwolken auf der Landstraße. Der erste feindliche Reiter nähert sich dem Tore, vorsichtig spähend, den Karabiner auf dem rechten Schenkel; da fällt aus der Nachhut ein Schuß; auch der Chasseur[1]) feuert seinen Karabiner ab, wendet das Pferd und zieht sich zurück. Gleich darauf dringt der feindliche Vortrab im schnellen Trabe vor; die preußischen Tirailleurs[2]) ziehen sich von Stellung zu Stellung zurück und feuern. Endlich hat der letzte die Häuserreihe verlassen.

Leere Straßen, lautlose Stille. Auch die Knaben, welche die preußischen Tirailleurs begleitet haben, sind verschwunden; die Vorhänge der Fenster werden herabgelassen, die Türen geschlossen; aber hinter Vorhang und Tor spähen ängstliche Blicke auf den heranziehenden Feind. Plötzlich ein rauher tausendstimmiger Ruf: Vive l'empereur![3]) und wie eine Wasserflut stürzt französisches Fußvolk in die Stadt. Sogleich dröhnen die Kolbenschläge an den Haustüren; öffnet sich eine Türe nicht schnell, so wird sie zornig erbrochen. Und nun folgt der wüste Streit, welchen der schutzlose Bürger mit dem gereizten Feinde auszumachen hat, unerschwingliche

[1]) sprich: Schassör = franz. leichter Reiter. [2]) sprich: Tirailjör = in zerstreuter Ordnung fechtende Schützen. [3]) sprich: Wiw lamp'rör = Es lebe der Kaiser!

Forderungen, Drohung, nicht selten Mißhandlung und Todesgefahr, überall Geschrei, Jammern und Gewalttat. Schränke und Truhen werden erbrochen, Wertvolles und Wertloses geraubt, verdorben, zerschlagen, am meisten bei solchen, welche geflohen sind, denn die Habe ihres ungastlichen Hauses ist nach Soldatenbrauch dem Eindringenden verfallen. Die Behörden der Stadt werden auf das Rathaus geschleppt und über die Quartiere der Truppen, über Lieferung von Lebensmitteln und Fourage [1]) und über eine unmögliche Kontribution,[2]) welche die Stadt zahlen soll, beginnt die peinliche Verhandlung.

Können die feindlichen Führer nicht durch Geschenke befriedigt werden oder soll die Stadt eine Strafe erhalten, so werden angesehene Einwohner zusammengetrieben, festgehalten, bedroht, vielleicht beim Aufbruche als Geiseln fortgeführt. Lagert ein größeres Korps um die Stadt, so biwakiert [3]) auch wohl ein Bataillon auf dem Markte. Schnell ist der Franzose eingerichtet; aus den Vorstädten hat er sich Stroh herbeigeholt, die Lebensmittel hat er unterwegs geraubt; zum Brennholz zerschlägt er Türen und Möbel; häßlich dröhnt das Krachen der Äxte in den Balken und Schränken. Hell flackern die Lagerfeuer auf; lautes Lachen, französische Lieder klingen um die Flammen.

Und zieht am Morgen nach einer Nacht, die der Bürger ängstlich durchwachte, der Feind wieder ab, dann sieht der Städter erstaunt die schnelle Verwüstung in der Stadt und vor dem Tore die plötzliche Verwandlung der Landschaft. Das unabsehbare Getreidemeer, welches gestern um seine Stadtmauern wogte, ist verschwunden, von Roß und Mann zerwühlt, niedergestampft, zertreten; die Holzzäune der Gärten sind zerbrochen, Sommerlauben, Gartenhäuser abgerissen, Fruchtbäume abgehauen. In Haufen liegt das Brennholz um die erlöschenden Wachtfeuer; der Bürger mag darin die Bretter seines Wagens, die Tore seiner Scheuer finden; kaum erkennt er die Stelle, wo sein eigener Garten war; denn mit Lagerstroh und wüstem Unrat, mit dem Blut und Eingeweide geschlachteter Tiere ist der Platz bedeckt. Und in der Ferne, wo die Häuser des nächsten Dorfes aus dem Baumlaube ragten, erkennt er auch die Umrisse der Dächer nicht mehr; nur die Wände stehen wie ein Trümmerhauf.

Herb war es solche Stunden zu durchleben, und auf Tage fiel wohl manchem der Mut. Auch dem Begüterten wurde jetzt schwer den Seinen nur das Leben zu fristen. Alles war aufgezehrt und verwüstet, die Lebensmittel der Stadt und der Umgegend, und kein Landmann brachte das Unentbehrliche auf den Markt; weit in das Land mußte man senden den Hunger zu stillen. Aber der Mensch wird bei einer schnellen Folge großer Ereignisse kälter, zäher, härter gegen sich selbst; der starke Anteil, welchen jeder einzelne an dem Schicksale des Staates nahm, machte gleichgültiger gegen die eigene Not. Nach jeder Gefahr empfand man mit Behagen, daß man das letzte, das Leben, doch gerettet. Und man hoffte.

Gustav Freytag.

---

[1]) = Futter für die Pferde, sprich Furahsch. [2]) = Kriegssteuer. [3]) = lagert.

72. Die Schlacht bei Leipzig.

(16.—18. Oktober 1813.)

Um Leipzig waren die Krieger versammelt. Napoleon hatte ihrer an 180 000 mit 600 Kanonen, der Heilige Bund, d. h. Österreich, Rußland und Preußen, an 250 000 mit 1000 Kanonen. Am 16. Oktober begann der Angriff. Ein grauer Herbstnebel lag auf den Feldern und der Morgen war düster. Gegen neun Uhr wurde es heller und nun brachen die Russen und Preußen los. Es fing ein so gräßliches Kanonenfeuer an, daß die Erde davon erbebte. In den Dörfern, welche südöstlich von Leipzig liegen, kämpfte man mit großer Erbitterung. Napoleon war hier selbst und ermunterte seine Scharen. Sie fochten auch tapfer. Bald eroberten die Verbündeten die Dörfer bald die Franzosen; es war ein entsetzliches Drängen und Treiben. Endlich stürmten die Russen und Preußen noch einmal heran; die Franzosen wichen, mehrere Regimenter flohen. Napoleon sah dies mit düsterem Gesicht. „Vor mit dem Geschütz“ rief er und 150 Kanonen sprengten herbei, hinten nach große Haufen von Garden. Der Angriff war mörderisch; die Verbündeten mußten einen Augenblick weichen und den Franzosen die Dörfer überlassen. Als der österreichische Feldherr dies sah, ließ er schnell frische Truppen anrücken, im Sturmschritt auf die Dörfer losgehen und abermals den Kampf beginnen. Lange wütete man gegeneinander, endlich wichen die Franzosen. Sie mußten zurück. Am Abend standen die Heere fast auf derselben Stelle wieder, wo sie des Morgens die Schlacht begonnen hatten.

Im Norden von Leipzig war es unterdessen ganz anders ausgefallen. Hier stand Blücher und schlug eine Schlacht für sich, die man die Schlacht bei Möckern nennt. Napoleon hatte einen tüchtigen General mit großer Macht gegen den Helden geschickt und gesagt, man solle Blücher so lange zurückwerfen, bis er mit den Feinden im Südosten fertig sei, dann wolle er auch kommen und helfen. Der französische General tat, was er konnte. In Möckern entstand ein gräßlicher Kampf. Dreimal wurde das Dorf gewonnen; dreimal ging es verloren. Die Franzosen stellten vierzig Kanonen in den Straßen auf und schmetterten alles nieder, was ihnen nahe kam. Die Reihen der braven Preußen wurden immer dünner. Man meldete dem General die Gefahr. „Nun“, sprach der brave Horn, „so wollen wir einmal ein Hurra machen!“ Und im Sturmlauf läßt er sein Fußvolk auf die Kanonen losgehen; die Franzosen weichen; die Kanonen werden genommen. Eine neue Masse Feinde rückt heran. Es sind die alten französischen Seesoldaten, die schon oft so große Taten getan haben. Da sprengt York mit den Husaren daher. „Vorwärts! eingehauen!“ ruft er. Auf das Wort stürzen die braven Husaren in das Getümmel, hauen, stechen und reiten alles nieder, was ihnen nahe ist, und Schrecken und Flucht kommt über die Feinde. Sie eilen nach Leipzig. Blücher hat an 50 Kanonen, viele tausend Gefangene und mehrere Siegeszeichen gewonnen.

Den folgenden Tag wollte Napoleon gern mit den Verbündeten unterhandeln. Aber so glatt und gut auch seine Worte waren, man glaubte ihnen nicht. Er hatte nun einmal das Zutrauen verloren. Am 18. Oktober begann daher auch der Kampf wieder. Der französische Kaiser hatte seine Soldaten näher zusammengezogen und war dicht an Leipzig gerückt. Hier wurde er nun von allen Seiten bestürmt. Klug und tapfer wehrte er sich; dieser Ruhm muß ihm bleiben. Von einer Anhöhe herab, bei einer zerschossenen Windmühle, leitete er die Schlacht; ihm gegenüber hielten auf einem Hügel bei einer Ziegelscheune die Monarchen Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, Kaiser Franz II. von Österreich und Kaiser Alexander I. von Rußland. Unter ihren Augen führten die braven Krieger das große Werk aus. Ein Dorf nach dem andern wurde den Franzosen genommen; immer schlimmer erging es ihnen. Und siehe, noch war es nicht Abend, da sprengte der Feldherr Schwarzenberg den Hügel heran zu den drei Herrschern und meldete: „Wir haben gesiegt; der Feind zieht fort". Die frommen Fürsten aber steigen von den Rossen, beugen ihre Knie vor dem Allmächtigen, welcher die Welt regiert und mit seiner Gnade bei denen ist, die auf ihn trauen, heben ihre Hände zum Himmel empor und beten im Staub den König der Könige an. Alle, die bei ihnen sind, tun ein Gleiches. Der kleine Hügel, wo dies geschah, heißt bis auf den heutigen Tag der Dreimonarchenhügel.

Als die dunkle Nacht schon das große Blutfeld bedeckte, befand sich Napoleon noch auf dem Hügel bei seiner Windmühle, wo er sich ein Wachtfeuer hatte anzünden lassen. Er hatte seinem ersten Gehilfen, Berthier [1]), die Anordnung des Rückzuges mitgeteilt und dieser diktierte sie an einem Seitenwachtfeuer einigen Adjutanten. Ringsum herrschte tiefe Stille. Man hatte dem von harter Anstrengung der letzten Tage und noch mehr von den heftigsten Bewegungen des Gemüts erschöpften Herrscher einen hölzernen Schemel gebracht, auf welchem er in Schlummer sank. Hoffnung, Furcht, Zorn, Unmut, Zähneknirschen — was mochte alles in diesen Tagen das heftige Gemüt erschüttert haben! Jetzt saß er, wie ein Augenzeuge ihn gesehen, nachlässig auf seinem Schemel zusammen gesunken, die Hände schlaff im Schoße ruhend, die Augen geschlossen unter dem dunklen Zelt des Himmels, mitten auf dem Leichenfeld, das er geschaffen hatte und welches durch die brennenden Dörfer und unzähligen Wachtfeuer wie mit verzehrenden Flammen besät war. Die Anführer standen düster und verstummt um das Feuer und die zurückziehenden Haufen rauschten in einiger Entfernung am Fuße des Hügels vorüber. Nach einer Viertelstunde erwachte Napoleon und warf einen großen, verwunderungsvollen Blick im Kreise um sich her; dann stand er auf und begab sich nach Leipzig, wo er gegen 9 Uhr eintraf.

Nach Mitternacht, als der Mond aufging, begann der Rückzug des ganzen Heeres durch Leipzig. Hier war ein Drängen und Treiben

[1]) sprich: Berthië.

ohnegleichen. Die Angst trieb jeden Franzosen vorwärts. Und wohl mochten sie nun auch eilen, daß sie davon kamen; denn die Russen saßen ihnen auf der Ferse. Kaum graute der Tag, so stürmten die Preußen auf Leipzig los, drangen in die Stadt und nahmen gefangen, was ihnen vorkam. Die Beute in der Leipziger Schlacht bestand aus 400 Kanonen, 7 Adlern und 21 Fahnen und gefangen wurden 30 000 Soldaten mit 23 Generalen. Viel verloren die Franzosen auch noch auf dem Rückzug; denn in der Verwirrung eilte alles durcheinander und hinterher die Verbündeten um die Angst zu vergrößern. Als Napoleon in die Gegend von Hanau kam, siehe, da traten ihm die Bayern, welche sich von ihm losgesagt hatten und zum Bund übergetreten waren, in den Weg und er mußte sich mit vielem Verlust hier durchschlagen, ehe er fortkam. Darauf zog er in großer Eile von dannen über den Rhein. Die Sieger aber besetzten alle Länder bis an diesen Fluß, befreiten Holland und die Schweiz und nahmen den Franzosen eine Menge Festungen in Deutschland ab, welche von ihnen noch besetzt waren. So herrlich schloß das Jahr 1813.

Nach Becker, Kohlrausch u. a.

73. Ludwig I.

(1825—1848.)

Ludwig I., geboren den 25. August 1786, studierte in Landshut und Göttingen und machte große Reisen nach Italien, Frankreich und Spanien, wodurch seine Liebe zur Kunst geweckt und genährt wurde. Als Kronprinz lebte er abwechselnd in Salzburg, Innsbruck, Würzburg und Aschaffenburg und widmete sich fast ausschließlich den Künsten und Wissenschaften. Weil er sehr sparsam war, konnte er damals beträchtliche Summen auf den Ankauf von Kunstschätzen und auf die Erbauung eines prachtvollen Museums in München, der Glyptothek, zur Aufnahme von Meisterwerken der Bildhauerkunst verwenden.

Mit dem Wahlspruche: „Gerecht und beharrlich!" trat Ludwig I. am 23. Oktober 1825 die Regierung an.

Seine erste Sorge war durch weise Sparsamkeit die Abgaben der Untertanen zu vermindern. Er selbst ging mit gutem Beispiele voran, vereinfachte die Hofhaltung und verwendete das Ersparte zum Besten des Landes. Mit großer Sorgfalt wachte er über die Erziehungs- und Unterrichtsanstalten und pflegte Künste und Wissenschaften; sehr vieles geschah auch unter seiner Regierung zur Förderung des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe. Die Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth war die erste, welche in Deutschland angelegt wurde (1835). Hohe Erwartungen knüpfte Ludwig an den Kanal, der die Nordsee mit dem Schwarzen Meere verbinden sollte; der Bau wurde ausgeführt, hatte jedoch nicht den gewünschten Erfolg, da bald eine Menge Schienenwege der Wasserstraße Konkurrenz machten. Was Ludwig auf dem Gebiete der Kunst

ins Dasein rief, übertrifft alles, was vor ihm in Bayern, ja man kann sagen in Deutschland, geschah. Unter den prachtvollen Bauten, die er aufführen ließ, seien hier nur genannt: der Wittelsbacher Palast, die Allerheiligenkirche, die Ludwigskirche, das Universitätsgebäude und die neue Pinakothek in München, die Walhalla bei Regensburg und die Befreiungshalle bei Kelheim. Dabei wurde auch der Armen und Notleidenden, der von Feuersbrunst und Überschwemmung Heimgesuchten in keinem Teile des Landes vergessen. Am 20. März 1848 entsagte Ludwig der Krone und übergab die Regierung seinem Sohne, dem Kronprinzen Maximilian. Die Worte, welche er bei dieser Gelegenheit an die Bayern richtete, lauten: „Bayern! Ich lege die Krone nieder zugunsten meines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian. Treu der Verfassung regierte ich; dem Wohle des Volkes war mein Leben geweiht; — als wenn ich eines Freistaates Beamter gewesen, so gewissenhaft ging ich mit den Staatsgeldern um. Ich kann jedem offen in die Augen sehen. — Und nun meinen tiefgefühlten Dank allen, die mir anhingen. Auch vom Throne herabgestiegen, schlägt glühend mein Herz für Bayern, für Deutschland."

Am 29. Februar 1868 beschloß dieser echt deutsch gesinnte Fürst in Nizza, wo er Kräftigung seiner Gesundheit gesucht hatte, sein großes, an schönen Taten reiches Leben. Die Leiche Ludwigs I. wurde nach München gebracht und ruht dort in der von ihm erbauten Bonifaziuskirche.

Münchener Lesebuch.

74. Maximilian II.

(1848—1864.)

Er bestieg in einer verhängnisvollen Zeit den Thron. Das Volk war mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden und forderte Preßfreiheit, Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, Aufhebung der standes- und gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, ein neues Gesetz bezüglich der Wahl der Landtagsabgeordneten und für Deutschland eine neue staatliche Ordnung. Am 18. Mai 1848 wurde die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. eröffnet. Sie arbeitete eine Reichsverfassung aus und ernannte den Erzherzog Johann von Österreich zum Reichsverweser. Er zog am 11. Juli in Frankfurt ein. Im folgenden Jahre erwählte die Versammlung den König Wilhelm IV. von Preußen zum erblichen Kaiser; aber dieser nahm die ihm zugedachte Würde nicht an. Weil Preußen seine Abgeordneten abberief, so wurde am 29. Mai 1849 von 65 Abgeordneten der Austritt aus der Versammlung erklärt; der übrige Teil der Mitglieder — das Rumpfparlament — siedelte nach Stuttgart über, wurde jedoch am 18. Juni durch Waffengewalt an der Fortsetzung der Beratungen gehindert.

Maximilian erwarb sich durch Erfüllung vieler Wünsche seines Volkes die Liebe desselben, und als es eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Ministern und den Landtagsabgeordneten über die

Auslegung der Verfassung gab, beendete er den Streit durch die Worte: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke.“ Seine landesväterliche Fürsorge erstreckte sich auch auf die äußere Wohlfahrt des Landes. Für die Landwirtschaft ward manche wohltätige Verordnung erlassen; das Gesetz über Aufhebung und Ablösung der Grundlasten befreite von vielen Abgaben und Leistungen, zu welchen der Besitz von Grund und Boden verpflichtete, z. B. von den Zehnten, der Gilde, der Hand- und Spannfron, dem Handlohn etc. Vollzugsvorschriften zum Gewerbegesetz suchten die Entwicklung der Industrie zu fördern und den Übergang zur Gewerbefreiheit zu erleichtern. Arme und Notleidende werden noch heute von dem durch ihn gestifteten „Johannisverein“ unterstützt. Als Freund der Wissenschaften berief Maximilian ausgezeichnete Gelehrte an die Hochschulen Bayerns. Er ließ Erzeugnisse des Kunstfleißes aus früheren Jahrhunderten sammeln und in dem von ihm erbauten Nationalmuseum zu München aufstellen.

Aber nicht bloß das Wohl Bayerns, auch das Wohl Deutschlands lag ihm am Herzen, was er durch die Teilnahme an dem Geschick der Herzogtümer Schleswig-Holstein bekundete, welche sich aus der drückenden dänischen Herrschaft befreien wollten. Zur selben Zeit als diese Angelegenheit ganz Deutschland in Aufregung versetzte, machte der Tod dem Leben des geliebten Königs ganz unerwartet ein Ende. Seine Regierung war für Bayern eine Zeit des Glückes; darum bewahrt ihm sein Volk ein dankbares, gesegnetes Andenken.

Lesebuch für das 8. Schuljahr.

75. König Ludwig II.

(1864—1886).

Ludwig II. gelangte unerwartet frühe zur Herrschaft. In seine Hand war wiederholt eine folgenschwere Wahl gelegt. Noch in dem Jahre seiner Thronbesteigung wurde Schleswig-Holstein von Preußen und Österreich mit Waffengewalt von der drückenden dänischen Herrschaft befreit und an diese beiden Mächte abgetreten. Da Preußen die Herzogtümer ganz für sich zu erwerben beabsichtigte, so kam es 1866 zum deutschen „Bruderkrieg“, in welchem Bayern zu Österreich stand. Das Kriegsglück entschied zu Gunsten Preußens. Infolge des Krieges löste sich der seitherige Deutsche Bund auf. Österreich, welches die Hauptschlacht bei Königgrätz in Böhmen verlor, mußte aus dem Verbande mit Deutschland scheiden. Die Staaten nördlich des Mains traten unter Preußens Führung zum Norddeutschen Bunde zusammen; die süddeutschen Staaten schloßen Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen ab, bildeten mit dem Nordbunde den Deutschen Zollverein und beschickten das Deutsche Zollparlament zu Berlin, welches 1868 zum ersten Male zusammentrat.

Eifersüchtig auf Preußens Macht, erklärte der französische Kaiser Napoleon III. mit frevelhaftem Übermute um eines nichtigen Vorwandes willen am 19. Juli 1870 an Preußen den Krieg. Die süddeutschen Staaten — Bayern an der Spitze — traten entgegen der Hoffnung Napoleons als treue Bundesgenossen auf die Seite Preußens. Die deutschen Heere eilten von Sieg zu Sieg und die bayerischen Truppen unter von der Tann und Hartmann und unter dem Oberbefehl des Kronprinzen Friedrich von Preußen entwickelten in allen Schlachten und Gefechten, in welchen sie beteiligt waren, so bei Weißenburg, Wörth, Sedan, Paris und Orleans, heldenmütige Tapferkeit. Dieser Krieg, der seinesgleichen in der Geschichte nicht hat, führte auch die volle Einigung Deutschlands herbei, die Frankreich stets zu verhindern gesucht hatte; denn noch vor dem Friedenschlusse wurde durch den Beitritt der süddeutschen Staaten der Norddeutsche Bund zum neuen Deutschen Reiche erweitert und Bayerns hochherziger König Ludwig II. trug unter Zustimmung aller deutschen Fürsten und der freien Städte dem siegreichen Könige Wilhelm von Preußen die erbliche Kaiserwürde an, worauf dieser am 18. Januar 1871 im Schlosse zu Versailles in feierlicher Weise die Annahme der deutschen Kaiserkrone erklärte. Damit ging eine langgehegte Hoffnung des deutschen Volkes in Erfüllung.

Ein besonders freudevolles Ereignis in der Regierungszeit Ludwigs II. war die im Jahre 1880 veranstaltete Feier des 700jährigen Regierungsjubiläums des glorreichen Hauses Wittelsbach. Der König aber lehnte alle Huldigungen und Feste ab, die ihm persönlich zugedacht waren, und verordnete hochherzig, daß die zur Jubelfeier bestimmten Geldmittel in der großartigen Wittelsbacher Landesstiftung zur Hebung des Handwerks in Stadt und Land vereinigt würden.

Indessen war es dem König Ludwig II. nicht beschieden, bis in ein höheres Lebensalter die Krone zu tragen. Am Abend des 13. Juni 1886 fand der König seinen Tod. Pfälzer Lesebuch.

76. Anteil Bayerns am Deutsch-französischen Kriege.

(1870—1871.)

Die Einigung Deutschlands nach dem Kriege von 1866 erschien Napoleon III., dem Kaiser der Franzosen, welcher bis dahin den Schiedsrichter in Europa gespielt hatte, bedrohlich. Angetrieben von den über Preußens Erfolge erbitterten Franzosen, führte er 1870 durch das zudringliche Vorgehen seines Gesandten eine Beleidigung König Wilhelms herbei, wodurch der Bruch mit Deutschland erfolgte. Da erhob sich unter den Klängen der „Wacht am Rhein" ganz Deutschland wider den alten Erbfeind, und was Ludwig XIV. und Napoleon I. an Deutschland gesündigt hatten, wurde gesühnt durch Frankreichs Niederlagen.

Der Tag von Weißenburg öffnete den deutschen Armeen das Elsaß; der Tag von Wörth sicherte seinen Besitz. Gerade dem dritten Armee-

korps, das die süddeutschen Heere vereinigte und bei welchem die Prinzen des bayerischen Königshauses standen, war es beschieden den ersten kühnen Vorstoß ins Feindesland zu wagen; alle die Bahn versperrenden Festungen wurden zur Übergabe genötigt. Auch an jenen entscheidenden Schlachttagen vom 30. August bis zum 1. September hatten die Bayern den ruhmvollsten Anteil; bei Beaumont, Bazeilles, Balan, Sedan flatterten die weißblauen Fahnen. Dem bayerischen General von Maillinger wurde zuerst unmittelbar vor den Mauern der umzingelten Festung Sedan die Meldung gebracht, daß Kaiser Napoleon den fruchtlosen Kampf aufgeben wolle und bereit sei sich zu ergeben; bayerische Reiter bildeten die Begleitung bei jener denkwürdigen Fahrt Napoleons nach Donchery, wo Bismarck, „der eiserne Kanzler", die Bedingungen der Unterwerfung vorschrieb. Als das Ungeheuere, Unglaubliche sich vollzogen hatte, die Gefangennehmung einer Armee von 100 000 Mann mit ihrem Herrn und Kaiser, wurden vorzugsweise bayerische Krieger dazu ausersehen die Gefangenen nach Deutschland zu führen; denn neidlos wurde von allen eingestanden, daß sie im Entscheidungskampf den ersten Kranz errungen.

Im beispiellos beschwerlichen Winterfeldzug 1870—71 bewiesen die Bayern sich in jeder Beziehung als vorzügliche Soldaten. Gegen die französische Armee an der Loire, die durch Gambetta gleichsam „aus dem Boden gestampft", zum Entsatz der eingeschlossenen Hauptstadt bestimmt war, wurde General von der Tann mit einem aus Bayern und Preußen bestehenden Heere abgeschickt. Die Siege bei Artenay am 10. und bei Orleans am 11. Oktober öffneten ihnen die Tore der Stadt Orleans. Zwar mußte sie einige Wochen später dem an Zahl weit überlegenen Feinde geräumt werden; es folgte der bange Tag von Coulmiers; dann aber, als durch Vereinigung mit dem Korps des Prinzen Friedrich Karl einigermaßen das Gleichgewicht der Kräfte hergestellt war, fand ein zweiter Kampf statt, der mit dem Sieg und dem Wiedereinzug in die Loirestadt am 4. Dezember endigte. Auch bei der Belagerung von Paris sprachen die bayerischen Batterien ein gewichtiges Wort; das Plateau von Chatillon wurde von General Hartmann im Sturm genommen. Das Oberkommando ehrte die kühne Leistung, indem es dieser Stellung den Namen „Bayernschanze" gab. Bald darauf war der letzte Wunsch der deutschen Kämpfer erfüllt. Paris erklärte sich für besiegt (28. Januar 1871). Durch den Triumphbogen, den man von der Bayernschanze aus im Häusermeer hatte deutlich unterscheiden können, zogen die deutschen Truppen, darunter die Bayern an der Spitze, mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen.

Zwar war der Krieg mit der Übergabe der Hauptstadt noch nicht beendet; allein der ersehnte Friede konnte nicht mehr lange verzögert werden. Der endgültige Friedensschluß wurde am 10. Mai 1871 zu Frankfurt a. M. vollzogen. Aus einem ruhmreichen Feldzuge ohnegleichen brachten unsere siegreichen Heere die alten Reichslande Elsaß-Lothringen sowie Kaiser und Reich zurück.

Nach Karl Theodor Heigel.

77. Die Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums.
(1871.)

Herrlich war die Frucht der glorreichen Siege der Jahre 1870 und 1871. Alle Schmach, die uns Frankreich seit drei Jahrhunderten zugefügt, war getilgt und deutsche Lande an unserer Westgrenze waren für Deutschland wiedergewonnen; noch herrlicher aber war die Frucht, die aus dem glücklich beendeten Kriege für den inneren Ausbau unseres Vaterlandes hervorging, die Wiederaufrichtung des durch Frankreichs Gewalttätigkeit und Frevelmut zertrümmerten deutschen Kaisertums.

Beim Beginne des Krieges zur Verteidigung des Vaterlandes durchdrang alle deutschen Herzen das lebhafte Gefühl, daß der Main nicht mehr die Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland bilden dürfe, daß die Staaten des Nordens und des Südens zu einer politischen Einheit zusammenwachsen müßten. Seit dem Jahre 1866 lebte in der ganzen Nation nur das eine Streben, die so lang erstrebte und durch die Gründung des Norddeutschen Bundes verheißungsvoll angebahnte, aber noch nicht vollendete Neugestaltung in der Einigung des gesamten Vaterlandes zu verwirklichen. Wie das Volk jetzt sich unter einem obersten Führer und Kriegsherrn zur Verteidigung des vaterländischen Bodens erhoben hatte, so wollte es auch für alle Zukunft, als ein einig Volk von Brüdern, zu einem staatlichen Ganzen fest verbunden sein und bleiben.

Schon im November 1870 kamen die Verträge zum Abschluß, durch welche die süddeutschen Staaten mit dem Nordbunde sich zu einem Deutschen Reiche verbanden. Als daher König Wilhelm in den Herrscherpalast der Könige von Frankreich eingezogen war, da richtete der mächtigste der übrigen deutschen Fürsten, König Ludwig II. von Bayern, im Namen sämtlicher deutschen Fürsten an das Bundesoberhaupt die Bitte, die im Gedächtnis des deutschen Volkes nie geschwundene Herrlichkeit deutscher Nation durch Erneuerung der Kaiserwürde und Übernahme der Kaiserkrone zu vollenden. Am 18. Dezember nahm König Wilhelm dieselbe Bitte von den Abgesandten des Norddeutschen Bundes entgegen und verhieß, er werde sich dem Rufe des gesamten Vaterlandes nicht entziehen. So war denn auf Frankreichs blutgetränkten Gefilden der Grundstein zum neuen Deutschen Reiche gelegt und der Krieg hatte gerade das so herrlich gefördert und verwirklicht, was Frankreich hintertreiben wollte.

Am 18. Januar 1871, an dem Tage, an welchem 170 Jahre vorher Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg sich die preußische Königskrone aufs Haupt gesetzt, in dem Spiegelsaale des Schlosses Ludwigs XIV. zu Versailles, von welchem so unheilvolle Pläne zur Erniedrigung und Zersplitterung Deutschlands ausgegangen sind, erklärte König Wilhelm im Kreise deutscher Fürsten, Heerführer und Abgeordneten, daß er für sich und seine Nachfolger auf dem Throne Preußens die deutsche Kaiserwürde annehme. Ganz Deutschland jubelte auf bei der frohen Kunde und alle Herzen begrüßten mit Preis und Dank die Worte, mit welchen die kaiserliche Proklamation schloß: „Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem

Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinigte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermutigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen allezeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Am 21. März 1871 wurde der erste allgemeine Deutsche Reichstag eröffnet. In der Eröffnungsrede sprach Kaiser Wilhelm I. in Demut den Dank gegen Gott aus für die weltgeschichtlichen Erfolge, mit denen seine Gnade die Eintracht der deutschen Bundesgenossen, den Heldenmut und die Mannszucht der Heere und die opferfreudige Hingebung des Volkes gesegnet hatte, und schloß dann mit den Worten: „Möge die Wiederherstellung des Deutschen Reiches für die deutsche Nation auch nach innen das Wahrzeichen neuer Größe sein! Möge dem deutschen Reichskriege ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen! Das walte Gott!"

Der innere Ausbau des Reiches machte rasche Fortschritte. Die Gesetzgebung und Verfassung des Norddeutschen Bundes wurde auf das ganze Reich übertragen; einheitliches Maß-, Gewichts- und Münzsystem ward eingeführt. Elsaß und Deutschlothringen wurden deutsche Reichslande und erhielten ihre eigene kaiserliche Verwaltung. Straßburg, der alte Sitz deutscher Kunst und Wissenschaft, erhielt eine glänzend ausgestattete Universität.

Das Deutsche Reich, das in seinem Innern auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe einen herrlichen Aufschwung genommen, steht in einer Wehrhaftigkeit und Machtfülle da wie nie zuvor, so daß sich ihm kein anderes an die Seite stellen kann.

Möge unser teures deutsches Vaterland in seiner aus blutiger Saat erwachsenen Neugestaltung unter Gottes Gnade die Segnungen des Friedens genießen, einig im Innern und stark nach außen! Möge in unserer Jugend für alle Zukunft der Geist fortleben, der die Kämpfer des letzten Krieges von Sieg zu Sieg führte: der Geist der Frömmigkeit, der Tapferkeit und der Treue!

L. Stacke.

78. Prinz-Regent Luitpold.

(1886—1912.)

Ein gütiges Geschick leitete den Prinzen Luitpold durch ein langes Leben und hieß ihn in den Jahren, da andere sich unter der Last des Alters beugen, die Zügel der Regierung ergreifen, als sein königlicher Neffe Ludwig II. 1886 unerwartet aus dieser Zeitlichkeit schied.

In der Residenz zu Würzburg, einem der schönsten und großartigsten Fürstenschlösser Deutschlands, erblickte Prinz Luitpold als der dritte Sohn des damaligen Kronprinzen und nachherigen Königs Ludwig I. am 12. März 1821 das Licht der Welt. Er erhielt wie alle seine Geschwister eine sehr sorgfältige Erziehung und Ausbildung, welche der Vater persönlich überwachte. Aus Neigung und Vorliebe entschied sich Prinz Luitpold seine ganze Lebenskraft dem Heere zu widmen, um einst als der erste Soldat der bayerischen Armee an der Seite seines ältesten, zum Throne berufenen Bruders stehen zu können. Wenn nun auch die Erziehung des Prinzen ihre Absicht in erster Linie auf dessen künftigen Soldatenberuf richtete, so ließ sie doch keine seiner vielfachen Geistesgaben ohne Pflege. Der Prinz war äußerst regsam, für alle Eindrücke sehr empfänglich; er faßte rasch auf und sein ausgezeichnetes Gedächtnis befähigte ihn eine reiche Fülle des Wissens sich anzueignen, namentlich umfassende Sprachkenntnisse zu sammeln. Großer Wert wurde auf die Ausbildung und Kräftigung des Körpers gelegt und Prinz Luitpold in allen ritterlichen Übungen, besonders im Turnen, Reiten, Fechten, Tanzen und Schwimmen unterrichtet. Dem innigen Verkehr mit der freien Natur verdankte der Prinz seine bis in die letzten Lebensjahre anhaltende, bewundernswerte körperliche und geistige Rüstigkeit und Frische. Mit vollstem Rechte konnte er schreiben: Pflege der Jugend schafft rüstiges Alter.

Als Soldat übte der Prinz den Artilleriedienst durch alle Stellungen vom Kanonier bis zum Oberst; auch suchte er, durch Dienstleistungen bei der Infanterie und Kavallerie mit Eifer in das ganze Gefüge der bayerischen Heeresverwaltung einzudringen, so daß es ihm möglich wurde, später durch tatkräftige Oberaufsicht die bayerische Armee zu jener Tüchtigkeit und Schlagfertigkeit zu erheben, welche sie in dem großen Kriege 1870/71 ebenbürtig an die Seite der norddeutschen Truppen treten ließ.

König Ludwig I. ließ seinem drittgeborenen Sohne Luitpold außer der militärischen auch eine staatsmännische Erziehung geben. Die umfassenden Kenntnisse des Prinzen fanden ihre Erweiterung und Vertiefung durch ausgedehnte Reisen nach Italien, Spanien, Portugal, Marokko, Türkei, Kleinasien, Ägypten und Griechenland, wobei er sich mit den Sitten und Gebräuchen jener Völker vertraut zu machen suchte. Selten mag ein Fürst nach jeder Hinsicht so wohlvorbereitet zur Regierung gekommen sein wie Prinzregent Luitpold.

„In Treue fest“ war der Wahlspruch des Regenten. Treu und unentwegt hielt er an der Verfassung des Landes fest und seine Fürsorge erstreckte sich auf alles, was zu seines Volkes Wohlfahrt und Gedeihen gehört. Bei aller Anhänglichkeit an die engere Heimat vergaß er nie die Liebe zum großen deutschen Vaterlande. Die

innigste persönliche Freundschaft verband ihn mit dem deutschen Kaiser und den meisten übrigen deutschen Bundesfürsten. Wie sein Vater so zeigte auch Prinzregent Luitpold große Neigung zur Kunst; er verweilte gern unter Künstlern und wendete aus eigener Kasse ganz bedeutende Summen zu ihrer Beschäftigung auf. Die Luitpoldbrücke und das Armeedenkmal in der Feldherrnhalle zu München, der Kiliansbrunnen in Würzburg, die prächtige, im romanischen Stile aufgeführte Votivkirche zu Berg und die von ihm angekauften Gemälde bilden großartige Zeugnisse für seine fürstliche Freigebigkeit.

Fast täglich empfing Prinzregent Luitpold Männer aus allen Berufsarten und Ständen und lieh jedem Untertan, der besondere Wünsche und Anliegen vorzubringen hatte, gnädig sein Ohr. Bei solchen Gelegenheiten unterrichtete er sich über alle einschlägigen Verhältnisse und suchte Abhilfe zu schaffen, wenn solche notwendig war. Wo nur immer eine arme Familie im Königreiche durch einen Unfall ihres Ernährers beraubt wurde oder durch irgend ein unglückliches Elementarereignis in Not geriet, da war er gleich zur Unterstützung bereit. Auf seinen Reisen und Jagden kam der erlauchte Fürst mit Hunderten von Leuten aus allen Ständen in Berührung; er unterhielt sich eingehend mit ihnen, freute sich ihrer offenen Antworten und suchte sich überall ein eigenes Urteil zu bilden. Als Freund des Friedens war er jederzeit bestrebt, alle religiösen, politischen und wirtschaftlichen Gegensätze unter dem Volke zu mildern und zu heben.

Sympathisch, liebens- und verehrenswert tritt uns die Gestalt des Regenten entgegen. In seinem Wesen paarte sich fester Glaube mit edler religiöser Duldsamkeit, wahre Gottesfurcht mit strenger Sittenreinheit, treue Pflichterfüllung mit unbeugsamer Gerechtigkeit, fürstliches Selbstbewußtsein mit Wertschätzung aller Stände, hoher Edelsinn und stolze Ritterlichkeit mit außerordentlicher Seelengüte, huldvolle Leutseligkeit mit herablassender Milde.

Auf solche Weise gewann der Prinzregent die Liebe und Zuneigung seines Volkes. Dieselbe offenbarte sich durch Errichtung von Brunnen und Denkmälern, in besonderer Weise aber am 12. März 1891, 1901 und 1911 bei der Feier seines 70, 80. und 90. Geburtstages, wobei Stadt und Land in großartigen Kundgebungen wetteiferten.

Am Morgen des 12. Dezember 1912 trug der Draht in alle Gaue unseres Vaterlandes die traurige Kunde: Seine Königliche Hoheit Prinzregent Luitpold von Bayern ist um 5 Uhr morgens sanft entschlafen. Der gütige Prinzregent Luitpold war tot und die Vertretung des Königs Otto, die Regentschaft, ging auf Luitpolds ältesten Sohn, den Prinzen Ludwig von Bayern über.

Nach Dr. Hans Reidelbach.

79. Kaiser Wilhelm II.

Wie seine großen Vorfahren stets ganz in den Herrscherpflichten aufgingen, sein Heldengroßvater, Kaiser Wilhelm I., noch am Spätabend des tatenreichsten Lebens keine Zeit fand müde zu werden, so sehen wir unsern Kaiser rastlos tätig, das Wohl seines Volkes zu fördern und Macht und Ansehen des deutschen Vaterlandes zu kräftigen und zu voller Geltung zu bringen.

Wilhelm II. wurde am 27. Januar 1859 im kronprinzlichen Palais zu Berlin geboren. Der Prinz Friedrich Wilhelm, der nachmalige Kaiser Friedrich III., war sein Vater, die Kaiserin Viktoria, eine Tochter der Königin von England, seine Mutter.

Prinz Wilhelm erhielt eine sorgfältige, streng geregelte Erziehung. Seine Lehrer waren tüchtige, erprobte Männer. Der begabte Junge faßte rasch und leicht. Den Studien gingen die körperlichen Übungen zur Seite, um Gemüt, Geist und Körper zu möglichst gleichmäßiger Ausbildung zu bringen. Die großen Ereignisse von 1870/71 wirkten mächtig auf den feurigen Prinzen und bei dem Einzuge der siegreichen Truppen in Berlin bedauerte er sehr, daß er an den ruhmreichen Kämpfen nicht hatte teilnehmen können.

Auf Anordnung der hohen Eltern besuchte Prinz Wilhelm mit seinem Bruder Heinrich das Gymnasium zu Kassel. Willig befolgte er die bestehende Schulordnung und erwarb sich durch sein liebenswürdiges Verhalten die Liebe und Achtung der Lehrer und Mitschüler. Am 27. Januar 1877 wurde der Prinz großjährig. Nachdem er noch einige Zeit als Offizier beim ersten Garderegiment zu Potsdam Dienst getan, bezog er die Hochschule zu Bonn, wo er 2 Jahre lang ernsten Studien sich hingab, doch auch das frische, freie Studentenleben in froher Weise genoß.

Auf die akademische Studienzeit folgte nun der Militärdienst, in dem der schneidige Prinz Hervorragendes leistete, so daß der Großvater den geliebten Enkel schon an seinem 29. Geburtstage zum Generalmajor ernennen konnte. Aber auch die Einführung in die Verwaltung des gesamten Staatswesens erforderte eingehende Studien, denen der Prinz unter den Augen des großen Kaisers und seines geistesgewaltigen Kanzlers, des Fürsten Bismarck, sowie unter Führung hervorragender Staatsmänner sich mit regem Eifer unterzog. Heller Jubel erscholl durch die deutschen Lande, als am 27. Februar 1881 der künftige deutsche Kaiser sich mit Augusta Viktoria, der liebreizenden Tochter des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein, vermählte. Als am 6. Mai 1882 der nunmehrige Kronprinz geboren wurde, konnte der alte Heldenkaiser, den Neugeborenen auf dem Schoße tragend, dem Sohne und Enkel „Hurra, vier Kaiser!“ zurufen. Sechs Söhne und eine Tochter umgeben das hohe Paar, ein freundliches Bild glücklichen deutschen Familienlebens bietend, das bereits der Kronprinz, zwei seiner Brüder und seine Schwester durch Verheiratung erweiterten.

Doch auch des Lebens Ernst und Schmerz blieb dem Kaiser nicht erspart. Nachdem er am Sterbebette des Großvaters, des unvergeß-

lichen Heldenkaisers, gestanden, mußte er auch den heißgeliebten Vater an schmerzlicher Krankheit nach einer Regierungszeit von nur 99 Tagen dahinscheiden sehen. Am 15. Juni 1888 wurde Wilhelm II. König von Preußen und Deutscher Kaiser. Welche Enttäuschung ist seitdem denen geworden, die da glaubten, der Erbe und Nachfolger des großen Kaisers werde nun ungestüm die Fackel des Krieges entbrennen lassen. Die Worte: „Auf den Thron Meiner Väter berufen, habe Ich die Regierung im Aufblick zum Könige der Könige übernommen und Gott gelobt, nach dem Beispiel Meiner Väter Meinem Volke ein gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen, den Frieden zu schirmen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer, dem Rechte ein treuer Wächter zu sein" — treu und ganz hat er sie gehalten. Seit der Wiedergewinnung des Elsaß sind jetzt Jahrzehnte des Friedens über Deutschland dahingegangen, eine Zeit gedeihlichen Strebens und Schaffens, der Sammlung des gesamten Deutschtums. Mit Stolz blicken wir auf unsern Kaiser, der als würdiger Nachfolger des großen Begründers des Reiches, dessen Maßnahmen zur Entwicklung des Volkswohls und Sicherstellung des Vaterlandes mit vollem Herzen erfaßt und mit fester, kundiger Hand weiterführt. Wenn neben dem schlagfertigen Landheere, das allzeit treue Grenzwacht hält, auch eine tatkräftige Flotte auf allen Meeren die deutschen Interessen zu wahren, die ausgewanderten Söhne, die erworbenen überseeischen Gebiete zu schützen vermag, so ist das vor allem das Werk Wilhelms II. Zu deutscher Kraft und Energie gesellt sich bei unserem erhabenen Kaiser aufrichtige Frömmigkeit und inniges Gottvertrauen. Dem Gefühle treuer Anhänglichkeit verlieh das deutsche Volk bei Begehung der Jubelfeier der 25jährigen Regierung des Kaisers begeisterten Ausdruck. Nach Dr. Keller.

80. König Ludwig III.

(5. November 1913.)

Das Jahr 1913, das dem deutschen Volk soviel Schönes und Erhebendes gebracht hat, in dem es ihm vergönnt war, das 25jährige Regierungsjubiläum des Deutschen Kaisers und den 100jährigen Gedenktag der Schlacht bei Leipzig zu feiern, hat dem zweitgrößten deutschen Bundesstaat, unserem geliebten Bayernland, wieder einen regierenden König geschenkt.

Für König Otto, den ein tragisches Geschick seine Macht und Würde nicht ausüben läßt, hat König Ludwig III. nach kurzer Regentschaft auf Wunsch seines Volkes die schwere Last der Krone auf sich genommen, um Bayern im Sinne seiner hohen Ahnen zu regieren.

Es ist für unser bayerisches Vaterland eine glückliche Fügung, daß König Ludwig III. so trefflich auf sein Herrscheramt vorbereitet ist. Geboren am 7. Januar 1845, hat sich Ludwig III. in einem Leben voll Arbeit Einsicht in die Schicksale vieler Menschenherzen, in die

Bedürfnisse der Berufe seiner Landeskinder und in alle Zweige des Staatslebens erworben. Als Prinz Ludwig ist er 1866 in der Schlacht bei Helmstädt in der Feuerlinie gestanden und schwer verwundet worden. Als Vater einer Familie, in der deutscher Familiensinn herrscht, hat er Elternglück und Elternleid erfahren. Er kennt die Sorgen des Landwirts und des Fabrikherrn, des Handwerkers und des Kaufmanns, des Soldaten und des Beamten, des Unternehmers und des Arbeiters. Erfüllt von tiefem Gottvertrauen, hat er stets die Lebensregel befolgt: Bete und arbeite! Er bewegt sich gern unter dem Volke und erfreut durch seine schlichte Freundlichkeit hoch und nieder. In allen Gegenden Bayerns hat König Ludwig in ungezählten Versammlungen zur Besserung des Erwerbs und Verkehrs Rat erteilt und viele Feste durch seine Anwesenheit ausgezeichnet. Ein halbes Jahrhundert ist er Mitglied der Kammer der Reichsräte gewesen und hat in dieser langen Zeit an allen wichtigeren Aufgaben des Staates in hervorragender Weise mitgearbeitet. Besonders nahe aber steht der König der bäuerlichen Bevölkerung Bayerns. Hat er doch als Gutsbesitzer die Leiden und Freuden des Landmanns selbst im reichlichsten Maße kennen gelernt. Unablässig für den Fortschritt dieses wichtigsten aller Berufe tätig, hat er Mustergültiges in Viehzucht und Bodenbearbeitung auf seinen Gütern geschaffen. Wenn ein jeder Landwirt so treu im Kleinen ist, wie König Ludwig treu im Großen, so kann der bayerischen Landwirtschaft eine glückliche Zukunft prophezeit werden. In fast allen seinen Reden, die er öffentlich gehalten hat, gibt die Liebe zur Landwirtschaft als Erhalterin der heimischen Scholle den Grundton an. Für alles, was den Landmann interessiert, hat er ein warmes Herz. Viele Jahre war er Ehrenpräsident des Landwirtschaftlichen Vereins in Bayern, dessen Allerhöchster Protektor er jetzt ist, und hat nach Möglichkeit an allen Sitzungen desselben teilgenommen, oft das Wort ergreifend, ratend und helfend, wo es möglich war. So können wir denn sagen, König Ludwig kennt Bayerns Land und Volk. Die Bayern kennen ihren Landesherrn und vertrauen auf dessen feste, umsichtige und gerechte Regierung. Sie empfinden, daß er ein Herz für sein Volk hat und erwidern sein landesväterliches Wohlwollen mit aufrichtiger Zuneigung.

Möge Ludwig III. sein Herrscheramt lange ausüben und die Hoffnungen, mit denen Bayerns Volk ihn begrüßt hat, nicht nur erfüllen, sondern übertreffen! Möge es Ludwig beschieden sein nach vielen Jahren segensreicher Regierung sagen zu können: „Ich habe vom ersten Tage Meiner Herrschaft an das Vertrauen und die Liebe Meines Volkes genossen. Das hat Mich beglückt. Mit jedem Jahre hat sich Mir dieses Herrscherglück noch gemehrt. Der König der Könige hat Meine Regierung mit reichstem Segen erfüllt."

Gott schütze unseren König Ludwig III. Nach verschiedenen Quellen.

König Ludwig III.

VI. Aus der Natur.

81. Die Wunder Gottes in der Natur.

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre;
Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort.
Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Meere;
Vernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort!

Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne?
Wer führt die Sonn' aus ihrem Zelt?
Sie kommt und leuchtet und lacht uns von ferne
Und läuft den Weg gleich als ein Held.

Vernimm's und siehe die Wunder der Werke,
Die die Natur dir aufgestellt!
Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke
Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?

Kannst du der Wesen unzählbare Heere,
Den kleinsten Staub fühllos beschau'n?
Durch wen ist alles? O, gib ihm die Ehre!
Mir, ruft der Herr, sollst du vertrau'n.

Mein ist die Kraft, mein ist Himmel und Erde;
An meinen Werken kennst du mich.
Ich bin's und werde sein, der ich sein werde,
Dein Gott und Vater ewiglich.

Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
Ein Gott der Ordnung und dein Heil;
Ich bin's, mich liebe von ganzem Gemüte
Und nimm an meiner Gnade teil!

Christian Fürchtegott Gellert.

82. Familienleben in der Natur.

Unmerklich geht der Frühling in den Frühsommer über und gerade dies ist ja die schönste Zeit des ganzen Jahres. Immer neue Blüten erschließen ihre duftigen Kelche und wetteifern an Pracht und Herrlichkeit mit dem zarten, lieblichen Grün des Laubwaldes. Wir lassen uns auf einer natürlichen Moosbank nieder, welche um den mächtigen Stamm einer Eiche sich gebildet hat. Vor uns, auf einer jungen Buche, einem etwas verdickten Knorren ähnlich, bemerkt der scharfe Blick das wundersam künstliche Nest eines Buchfinkenpärchens. Noch ganz kleine Junge, unschön in ihrer Nacktheit und doch so interessant in ihrem Werden zu lieblichen Vögelchen, sperren eifrig die Schnäbel auf und empfangen Futter von den Alten. Und diese Fütterung besteht in einer Wohltat für uns; denn es sind fast ausschließlich schädliche Insekten, mit denen die Singvögel ihre Jungen ernähren.

Seitwärts, in einem kleinen Sumpfe, tummelt sich mannigfaltiges Leben umher. Die größten Bewohner desselben waren bisher ein Paar Wildenten, ein gar zärtliches Pärchen. Doch seitdem die Ente brütet, hat der Erpel sie treulos verlassen und geht selbstsüchtig seinem Vergnügen nach. Jetzt führt die Ente bereits ihre allerliebsten kleinen Jungen aufs Wasser und ersetzt denselben durch zehnfache Sorge und Obhut zugleich die fehlende des abwesenden Vaters. Ein rührendes Beispiel ihrer treuen und zugleich bedachtsamen Muttersorge gibt sie uns, indem sie die Jungen von dem zu kleinen Wassertümpel hinweg nach einem weitab gelegenen großen Bruche führt. Sie watschelt voran und der ganze kleine Schwarm wackelt Kopf für Kopf hinterher. Für die Wanderung wählt die alte Ente möglichst sorgfältig schützende Örtlichkeiten, Gräben u. s. w. und späht fortwährend nach jeder Gefahr. Und wenn nun ein Hirtenhund sich blicken läßt, da stürmt sie wie mit Todesverachtung ihm entgegen, stellt sich dann flügellahm und flattert dicht vor ihm her, so daß er jeden Augenblick wähnt sie erhaschen zu können. Wohlweislich aber lockt sie ihn in dieser Weise eine weite Strecke hinweg nach einer ganz entgegengesetzten Richtung. Dann erhebt sie sich plötzlich, fliegt im großen Bogen zurück zu den Jungen und lockt diese nun aus ihren Schlupfwinkeln unter Gras und Kraut hervor. Meistens gelingt es ihrer treuen Sorge die Schar der Kleinen glücklich bis auf das schützende große Wasser zu bringen.

Ein ungleich besserer Familienvater als der Erpel ist das männliche Rebhuhn. Während die Henne des Rebhuhnpärchens auf den Eiern brütet, hält der Hahn in treuester Liebe und Sorge fortwährend in der Nähe sich auf, überwacht das Nest und mahnt bei jeder drohenden Gefahr warnend zur Flucht. Jetzt führen nun beide Gatten die zierlichen, anmutigen Jungen, welche noch viel hübscher als die Entchen sind, ebenfalls nahrungsuchend aus. Und hier erscheint uns wiederum ein Bild so lieblicher, rührender Elternsorge, wie es die Menschenwelt kaum schöner aufzuweisen vermag. Während die Kleinen Würmchen und Körner picken, sich neckend balgen und im Sande kugeln, springen, hüpfen und einander jagen, während die alte Henne

immer eifrig scharrt und nach Futter umhersucht, umkreist der Hahn fortwährend das Völkchen. Er späht nach jeder Gefahr aus um beim Nahen irgend eines Störenfriedes sofort seine schrillen Rufe ertönen zu lassen. Sobald die Jungen dieselben hören, suchen sie aufs schnellste Schutz unter trockenem Laube zwischen Gestrüpp und Gestein.

Abbildung 6. Rebhuhn.

Auch ein zierliches Reh führt seine beiden niedlichen Kälbchen nahrungsuchend auf die Saat hinaus, während der alte Rehbock in einiger Entfernung hinterher folgt.

Sehen wir uns wieder in der allernächsten Umgebung um, so entdecken wir am glatten Kiefernstamm das Schlupfloch eines Spechtes. Fast neben uns im Mose, dann unweit davon im dichten Gebüsch, und wieder in einer geringen Entfernung davon in der Höhlung eines abgebrochenen, niedrigen Astes sind verschiedene Vogelnester, beinahe sämtlich mit kleinen Jungen. Sie sperren alle fortwährend begehrlich die Schnäbel auf und werden von den Alten in unendlichem Eifer und liebevollster Sorgfalt gefüttert.

Noch ein sehr hübsches Familienbild entfaltet sich dann aber vor unseren Blicken. An einer sehr dichten Stelle rührt es sich plötzlich im Gebüsch. Wir bleiben regungslos stehen; da schlüpft plötzlich ein großer, starker Fuchs hervor und ihm folgen eins, zwei, drei, vier, fünf junge Füchschen. Behaglich streckt sich die Füchsin in den Sonnenstrahlen aus und die Kleinen beginnen allerliebst zu spielen und in toller Lust zu balgen. Drei von

ihnen tummeln sich auf dem Körper der Alten herum und tragen im kindlichen Spiel bereits die ganze List, Tücke und Verschlagenheit ihres Geschlechtes zur Schau; das vierte sucht bereits schnuppernd nach Beute umher und das Nesthäkchen sitzt träumerisch und schläfrig dabei. Der alte Fuchs aber läßt auch jetzt in scheinbarer Ruhe und Sorglosigkeit doch die Sicherheit der Jungen und seiner selbst keinen Augenblick außer Acht; auf jedes Geräusch lauscht er, die Ohren spitzend; seine scharfe Nase schnuppert witternd nach jeder Kunde, welche der wehende Lufthauch ihm bringt, und sein Auge späht fortwährend vorsichtig umher. Karl Ruß.

83. Lied der Schnitter.

Singt, ihr Schnitter, froh und frei;
Denn das Korn ist aufgeladen
Und die Ernte ist vorbei,
Ist vollbracht mit Gottes Gnaden.
Und erhört ist das Gebet,
Das wir täglich zu ihm schickten,
Das wir riefen früh und spät,
Wenn wir auf die Felder blickten:
„Schirm' uns, Gott, vor Sorg' und Not —
Gib uns unser täglich Brot!"

Ruhig schlief der junge Keim
In des Winters Kleid verborgen;
Doch uns quälten bald geheim
Bange Fragen, laute Sorgen:
„Werden sterben nicht vor Weh
Unsrer Hoffnung junge Sprossen? —
Denn es hält zu lang der Schnee
Unsre Felder dicht verschlossen.
Schütz', o Gott, sie vor dem Tod —
Gib uns unser täglich Brot!"

Ach, wie oft mit Zagen sah'n
Wir den Himmel grau sich färben,
Sah'n auf schwarzer Wolke nah'n
Donner, Schrecken und Verderben
Und wir baten ängstlich heiß:
„Wolle, Vater, uns erhören,
Laß nicht unsrer Hände Fleiß,
Unser Liebstes nicht zerstören,
Wende ab, was uns bedroht —
Gib uns unser täglich Brot!"

Regen kam in wildem Guß,
Warf die schweren Halme nieder
Und wir fragten voll Verdruß:
„Wann, ach, wann erstehn sie wieder?
Werden ihr gebeugtes Haupt
Jemals wieder sie erheben?
Oder hat der Sturm geraubt
Ihnen auch der Wurzel Leben?
Richt' sie auf durch dein Gebot —
Gib uns unser täglich Brot!"

Gnädig hast du Gift und Brand
Von den Halmen abgewendet,
Hast uns warme Zeit gesandt
Und uns reiches Korn gespendet,
Hast erhört, was jedes Kind
Beten lernt in frommer Feier,
Wenn der helle Tag beginnt
Und wenn mit des Traumes Schleier
Niederschwebt das Abendrot:
„Gib uns unser täglich Brot!"

Rudolf Löwenstein.

84. Das Hafermus.

Kinder, das Hafermus ist fertig, so kommt denn und esset!
Betet: „Aller Augen" — und gebt mir ordentlich Achtung,
Daß am rußigen Topf sich keins das Ärmelchen schwarz macht.
So, nun esset und segn' es euch Gott und wachst und gedeihet!
Seht, es hat die Haberkörnlein der Vater im Frühjahr
Zwischen die Furche gesät mit fleißiger Hand und beegget.
Aber daß sie gewachsen und zeitig geworden, dafür kann
Euer Vater hier nicht, das tat der Vater im Himmel.
Denkt nur, Kinder, es schläft ein Keimchen im mehligen Körnlein,
Klein gestaltet und zart; nicht regt, noch rührt sich das Keimchen;
Nein, es schläft und spricht euch kein Wort und ißt nicht und trinkt nicht,
Bis es die Furche bedeckt und der aufgelockerte Boden;
Aber sodann in der Furch' und in der befeuchteten Wärme
Wacht allmählich es auf aus seinem verschwiegenen Schlafe,
Streckt die Gliederchen aus und sauget am saftigen Körnlein,
Just wie ein Mutterkind; es fehlt nur, daß es noch weinte.
Nach und nach wird's größer und heimlich auch schöner und stärker,
Schlüpft aus den Windeln heraus und streckt ein Würzelchen abwärts
Tiefer hinein in den Grund, sich Nahrung suchend und findend.
Ja, und der Vorwitz plagt's, neugierig möcht' es auch wissen,
Wie es nun weiter oben wohl sei. — Gar heimlich und furchtsam

Guckt's aus dem Boden heraus. — Potz Stern! ich glaub', es gefällt ihm! —
Und der liebe Gott schickt einen Engel hernieder:
„Bringt ihm ein Tröpfchen Tau und sag' ihm freundlich Willkommen!"
Und es trinkt und schmeckt ihm so wohl; es streckt sich gewaltig.
Aber nun kämmt sich die Sonne, und ist sie gekämmt und gewaschen,
Tritt mit dem Strickzeug schnell sie hervor dort hinter den Bergen,
Wandelt daher den Weg hoch an der himmlischen Straße,
Stricket und schauet herab, wie eine freundliche Mutter
Nach den Kinderchen sieht. Sie lächelt freundlich dem Keimchen
Und es tut ihm so wohl bis tief hinein in das Würzlein.
„Solch eine treffliche Frau, und doch so gütig, so freundlich!"
Aber was sie wohl strickt? Ein Gewölk aus himmlischen Düften!
Schon setzt's Tropfen; ein Sprützelchen kommt; jetzt regnet es völlig.
Keimlein trinket sich satt; drauf wehet ein Lüftchen und trocknet's
Und es sagt: „Nicht kehr' ich zurück jetzt unter den Boden,
Nicht um alles! Da bleib' ich und schau', zu was ich noch gut bin!"
Esset, ihr Kindlein, und segn' es euch Gott und wachst und gedeihet!
Bittre Zeit doch harrt auf das Keimlein. Wolken an Wolken
Stehen am Himmel, bei Tag und bei Nacht, und die Sonne verbirgt sich;
Hoch auf den Bergen da schneit es und weiter unten da hagelt's.
Hu — wie schaudert es jetzt dem Keimlein; wie bangt es und weint es!
Und der Boden ist zu und hat gar ärmliche Nahrung.
„Ist denn die Sonne gestorben," so spricht's, „daß sie gar nicht zu seh'n ist?
Oder fürchtet sie auch, sie erfrör'? Ach, wär' ich geblieben,
Wo ich gewesen, bescheiden und klein im mehligen Körnlein,
In dem heimischen Grund und in der befeuchteten Wärme!"
Seht, ihr Kinder, so geht's! Ihr sprecht wohl auch noch dereinst so,
Wenn in die Welt ihr kommt, bei nie gesehenen Leuten
Schaffen müßt und euch rühren und Brot euch verdienen und Kleidung:
„Wäre daheim ich doch beim Mütterchen hinter dem Ofen!"
Tröst' euch Gott; es währet nicht immer und endlich wird's besser,
Wie auch das Keimlein erfahren. Nun hört! Am heiteren Maitag
Weht es so lau und es steigt die Sonne so kräftig vom Berg auf
Und sie schaut, wie's dem Keimlein ergeht, und gibt ihm ein Küßchen.
Ach! wie ist's ihm so wohl; es weiß nicht zu bleiben vor Freude!
Allgemach pranget die Matte mit Gras und mit farbigen Blumen;
Allgemach duftet die Blüte der Kirschen; es grünet der Pflaumenbaum;
Buschiger wird das Korn und buschiger Weizen und Gerste
Und mein Häberlein spricht: „Jetzt bleib' ich allein nicht dahinten!"
Nein, es spreitet die Blättchen — wer hat sie so zart ihm gewoben?
Jetzt auch schießet der Halm — wer treibt in Röhren an Röhren
Aus den Wurzeln das Wasser hinauf zu der saftigen Spitze?
Endlich schlüpft ein Ährlein heraus und schwankt in den Lüften. —
Sage mir doch nur ein Mensch, wer hat an seidne Fäden
Dort ein Knöspchen gehängt und hier mit künstlichen Händen?
Himmlische Engel, wer sonst? — Sie wandeln zwischen den Furchen

Auf und ab von Halme zu Halm und schaffen gewaltig.
Jetzt hängt Blüte bei Blüt' an der zierlichen, schwankenden Ähre
Und mein Häferchen steht gleich einem Bräutlein im Kirchstuhl.
Jetzt sind zarte Körnlein darin und wachsen im stillen
Und mein Hafer beginnt zu merken, was es will werden.
Käferlein kommt nun und Fliege; sie kommen und machen Besuch ihm,
Schauen, wie es ihm geht, und singen ihr: Eiapopeia! —
Und auch der Glühwurm kommt, potz tausend! mit dem Laternchen
Nachts um neun auf Besuch, wenn Flieg' und Käferlein schlafen. —
Esset, ihr Kinder, segn' es euch Gott und wachst und gedeihet!
Späterhin hat man geheut und Kirschen gesammelt nach Pfingsten,
Späterhin saftige Pflaumen gepflückt dort hinten im Garten;
Späterhin hat man Roggen gemäht und Weizen und Gerste;
Aber die Kinder der Armen sind barfuß zwischen den Stoppeln
Ähren lesen gegangen und 's Mäuslein machte den Kehraus.
Drauf hat auch der Hafer gegelbt; voll mehliger Körner
Hat er geschwankt und gesagt: „Jetzt ist's mir endlich verleidet;
Meine Zeit, ich merk' es, ist aus. Was mach' ich allein hier
Zwischen den Stoppelrüben und zwischen dem Kraut der Kartoffeln?"
Drauf ist die Mutter hinaus mit Euphrosinchen und Lieschen
Und schon fror's an den Fingern, so kalt war's morgens und abends.
Endlich haben wir heim ihn gebracht in die staubige Scheune
Und ihn gedroschen von früh um zwei bis zum Abend um viere.
Drauf hat des Müllers Esel ihn abgeholt in die Mühle
Und ihn wiedergebracht, in feine Körnlein zermahlen,
Und mit sahniger Milch von jungen, fleckigen Kühen
Hat lieb Mütterchen ihn gekocht, — gelt, Kinder, es schmeckte? —
Wischet die Löffel nun ab und bet' eins: „Danket dem Herren!"
Und jetzt geht in die Schule; dort hängt das Ränzchen am Simse!
Falle mir keins; gebt Achtung und lernt hübsch, was man euch aufgibt!
Kehrt ihr zurück, setzt's auch ein gebackenes Pfläumlein zum Nachtisch.

Nach Johann Peter Hebel.

85. Die Honigbiene.

Wenn die ersten goldenen Strahlen der Frühlingssonne die Luft erwärmen und diese den Bienenstock durchdringt, da regt sich's dort drinnen in lautem Summen und Brummen. Bald lassen sich die ersten und ungeduldigsten der Bewohner an den Fluglöchern blicken und, scheint die Sonne noch ein wenig wärmer, zum ersten Ausfluge verleiten, den sie aber meistens mit dem Leben bezahlen müssen; denn wir finden sie dann wohl dutzendweise erstarrt über den Schnee zerstreut. Wenn der Bienenvater in der Mitte oder zu Ende Februar nicht sorgsam die Stöcke überwacht und die Fluglöcher während der Mittagsstunden schließt, so gehen ihm eine Menge der kräftigsten und besten Bienen zu Grunde.

Kurze Zeit nachher halten die Bienen ihre ersten ordentlichen Ausflüge (Reinigungsausflüge). Bei diesen sind sie noch sehr matt und schwach. Einige Tage später haben sie mit der zunehmenden Wärme ihre volle Lebenskraft wieder erlangt und umschwärmen nun die ersten Frühlingsblüten und besonders die blumenstaubreichen Weiden-, Haselnuß- und Erlenkätzchen.

Bald beginnt die Bewohnerschaft des Bienenhauses mit der wichtigen und sehr notwendigen Säuberung der Wohnung, wobei ihr der Bienenzüchter durch Reinigung des Bodenbrettes sehr behilflich sein kann. Dann werden die Zellen ausgebessert und besonders die für die Brut bestimmten instand gesetzt. Ferner wird Harz eingesammelt um mit demselben alle Ritzen, Fugen und Löcher zu verkleben, die durch den Frost, durch Mäuse, Käfer und andere böse Gäste hervorgebracht sind.

Abbild. 7. Arbeiterin.

Abbild. 8. Königin.

Abbild. 9. Drohne.

Nun regt sich auch die Bienenkönigin und beginnt mit dem Eierlegen. Je nach der Witterung legt sie anfangs ein- bis sechshundert und später in den heißen Monaten sogar zwei- bis dreitausend Eier täglich und je nach der Anzahl derselben beeilen sich die Bienen auch mit dem Zellen- und Wabenbau. Die Eier sind ziemlich gleich, bläulichweiß, zylinderförmig und stehen schief in den Zellen. Nach etwa 3 Tagen kriechen aus den Eiern die Maden, d. h. die Bienenlarven. Diese werden nun von den Arbeitsbienen sorgfältig mit Futterbrei versehen, den sie aus Blumenmehl, Honig und Wasser bereiten.

In jedem Stocke gibt es dreierlei Bienen: die Mutterbiene, Königin oder Weisel genannt, die einzige vollständig entwickelte Biene weiblichen Geschlechts, dann die männlichen Bienen oder Drohnen und die Arbeitsbienen. Die Mutterbiene legt zuerst die zu Arbeitsbienen, dann die zu Drohnen und zuletzt die zu neuen Königinnen bestimmten Eier. Es hängt indessen nur von der Erweiterung der Zellen, der Behandlung und dem Futter ab, ob aus denselben Eiern Königinnen oder Arbeitsbienen entstehen sollen.

Am neunten Tage nach dem Legen des Eies beginnt die Made der Arbeitsbiene sich einzuspinnen, und sobald sie hiermit fertig ist, bauen die Arbeiter sogleich einen porösen Deckel aus Wachs über ihre Zelle, damit sie in ihrer Verwandlung zur Puppe oder Nymphe nicht gestört wird. In etwa zwanzig bis einundzwanzig Tagen ist die Entwicklung

der Biene vollständig beendet. Sie beißt dann den Deckel auf und kriecht aus ihrem Gefängnisse hervor. Während nun von einigen Arbeitern die Zelle sofort gereinigt und zur Aufnahme eines neuen Eies hergestellt wird, nehmen andere sich der noch zarten jungen Biene zärtlich an, füttern, glätten und putzen sie, damit sie nun bald selbst an die Arbeit gehen könne. Anfangs hat sie dann nur mit häuslichen Geschäften zu tun, muß die Brut füttern, Zellen bauen und die Honigzellen bedecken; erst nach zwei Tagen haben sich ihre Flügel so erhärtet und ist sie so kräftig, daß sie ausfliegen, Blumenstaub und später auch Honig einsammeln kann.

In ganz ähnlicher Weise geht auch die Entwicklung der Drohnen vor sich. Die Zellen, in welchen dieselben erbrütet werden, sind tiefer und weiter, als die für die Arbeitsbienen. Die Drohneneier sind ein klein wenig kürzer, aber nicht dicker als die, aus denen Arbeitsbienen kriechen. Sie brauchen bis zur Entwickelung zum vollständigen Insekt etwa zwei Tage länger als die für die Arbeitsbienen. Die jungen Bienen halten ihr erstes „Vorspiel" erst nach acht Tagen und erst vom achtzehnten Lebenstage an fliegen sie auf Tracht aus.

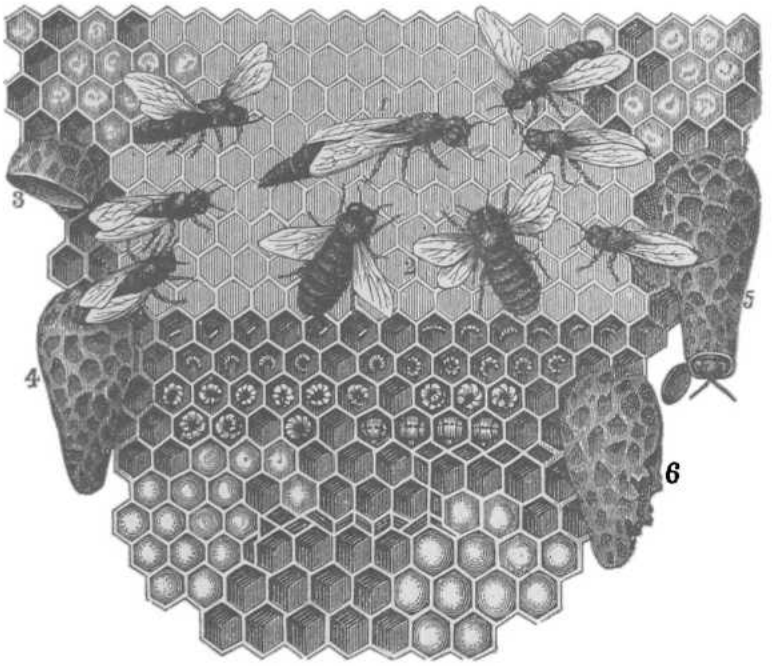
Sobald die Mutterbiene eine hinreichende Anzahl von Eiern für die beiden ersten Bienenarten gelegt hat, unter denen die zu den Arbeitsbienen naturgemäß bedeutend überwiegend sind, beginnen die Bienen auch die sogenannten Schwarmzellen zu bauen, aus denen junge Königinnen erbrütet werden. Während die Arbeitsbienen- und Drohnenzellen regelmäßig sechskantig geformt sind, haben diese die runde Gestalt einer Eichel, einer Birne, eines Kruges und sind auch bedeutend größer. Die hierhinein gelegten Eier unterscheiden sich im äußeren durchaus nicht von den anderen Bieneneiern. Ihre Entwickelung geht aber noch zwei bis vier Tage schneller vor sich und wird auch sorgsamer überwacht. Die Maden werden so reichlich mit bestem Futter gefüttert, daß sie gleichsam im Futtersafte schwimmen, was bei den anderen keineswegs der Fall ist.

Einer der wichtigsten Vorgänge im Leben unserer Kerbtiere ist das Schwärmen. Da in den wärmeren Monaten die Volkszahl eines Stockes immer größer, der Raum immer enger wird, so bemächtigt sich eines großen Teils der Bewohnerschaft eine Unruhe, eine Lust zum Auswandern und zur Gründung einer neuen Heimat. Sie zeigen dies zunächst dadurch an, daß sie „vorliegen" [1]), d, h. sich außerhalb des Stockes um das Flugloch in dichten Massen ansetzen. Inzwischen fliegt eine Anzahl „Spürbienen" (nur beim Vorschwarme) aus, welche nach einem passenden Orte zur Übersiedelung umhersuchen und, sobald sie einen solchen in hohlen Bäumen, Mauern oder Türmen gefunden haben, ihre Genossen herbeilocken um den Platz zu reinigen und instand zu setzen. Sonderbarerweise ziehen nun aber nicht eine junge Königin und ein junges Bienenvolk zur Gründung einer neuen Kolonie aus,

---

[1]) Das Vorliegen ist kein sicheres Zeichen des baldigen Schwärmens.

sondern die alten (Vorschwarm). Sobald die erste junge Königin zum Auslaufen reif ist, fragt sie durch quakende Töne an, ob schon eine andere junge Königin im Stocke vorhanden sei. Erhält sie keine Antwort, so verläßt sie ihre Zelle und gibt ihr Vorhandensein durch längeres „Tüten", besonders in den Abendstunden zu erkennen, während die zunächst reif werdenden Königinnen quakend in ihren Zellen verbleiben, bis die erste sie entweder absticht oder mit einem Teile des Volkes als Nachschwarm, dem sich oft noch mehrere anschließen, abzieht.



Abbild. 10. Bienenwaben mit verschiedenen Zellen.

1 Bienenkönigin; 2 Drohnen, die übrigen Bienen sind Arbeiterinnen, auf Arbeiterzellen sich bewegend; 3 Weiselnäpfchen; 4 bedeckte Königinzelle; 5 geöffnete Königinzelle mit momentan ausschlüpfender Königin; 6 aufgerissene Königinzelle. Die mit Eiern bestifteten und mit Maden besetzten kleinen Zellen sind Arbeiterzellen, die noch kleineren unregelmäßigen und eingefügten sind Übergangszellen; die größeren sechseckigen sind Drohnenzellen. Die Entwicklung der Königinzelle ist unter 3, 4, 5 und 6 dargestellt.

Gewöhnlich in den Mittagsstunden, und nachdem sie sich im Stocke mit Honig versehen haben, stürmen sie massenhaft zum Flugloche hinaus und schwärmen in der Luft umher. Allmählich hängen sie sich dann in der Nähe des alten Stockes in der Form einer großen Traube an einen Baumast. Nachdem der Schwarm etwa zur Hälfte den Stock verlassen, erscheint auch die Königin auf dem Flugbrette und begibt sich zu ihrem Volke. Oft kommt es vor, daß die alte Königin zu schwach ist oder wegen beschädigter Flügel sich nicht erheben kann und zur Erde fällt; dann zieht der Schwarm auf den Mutterstock zurück und wartet dort das Erbrüten einer neuen Königin ab.

Ist die Königin aber flugfertig und beim Schwarme angelangt, so hält nur das Bedürfnis nach Ruhe sie an dem ersten Anlegeorte noch auf, an dem sie oft sogar die Nacht hindurch weilt, während die Spürbienen

bis zum Abend hin und her fliegen und sie durch eigentümlich lockende Töne zum Weiterziehen anregen. Unterdessen wird nun meistens der Schwarm vom Bienenvater in einen untergehaltenen Fangkorb geschüttelt; geschieht dies nicht, so zieht er nach einigen Stunden oder am nächsten Morgen, sobald es warm wird, nach dem erspähten Platze oder auch ziellos ins Weite.

Wenn der Korb dem Bienenvölkchen dann als neue Wohnung gefällt, so beginnen sie sofort ihre Tätigkeit in demselben.

Begleiten wir die Bienen einmal hinaus um sie in ihrer Tätigkeit auf den Blumen zu beobachten! Bereits im ersten Frühjahre um-

Abbild. 11. Bienentraube.

Abbild. 12. Fassen eines Schwarmes.

schwärmen sie die Kätzchen der Weiden, Espen, Haselnußsträucher, Erlen oder andere blumenstaubreiche Blüten und füllen sich dort ihre „Körbchen“ [1]) mit Blumenstaub. Dabei fassen und öffnen sie den Staubbeutel mit den Vorderfüßen und schütten mittelst der breiten Mittelbeine den Blumenstaub in dieselben. Mit gelben, roten oder weißen Klümpchen an den Beinen, „Höschen“ genannt, eilen sie dann nach Hause. Blumenstaubreiche Blüten finden sich die ganze warme Zeit hindurch und dieses Staub-, auch Blumenmehl genannt, ist ihnen besonders zur Brutzeit sehr nötig, da sie dasselbe wegen seines Stickstoffgehaltes zur Bereitung des Futterbreies für die Maden unbedingt brauchen.

---

[1]) Muldenförmige Vertiefung an der Außenseite der Unterschenkel der Hinterbeine.

Noch wichtiger für die Brut und für sie selbst ist der Honig. Den Honigsaft saugen sie bekanntlich aus fast allen Blüten, sowohl aus denen giftiger Pflanzen als aus denen anderer, und verändern oder bereiten ihn gleichsam in ihrem Magen oder vielmehr in dem Vormagen oder in der „Honigblase" zu, so daß er, beim Ausspeien dicker geworden, als der bekannte Honig erscheint. In den Zellen verdickt sich der Honig noch mehr, so daß er in zehn bis vierzehn Tagen fast ganz fest geworden ist.

Zur Wachsbereitung verzehren die Bienen Honig, der sich dann in ihrem Körper zu Wachs verwandelt, das durch besondere Behältnisse, deren sich acht am Bauche befinden, bei etwa + 31—38° C ausschwitzt. Weder die Mutterbienen noch die Drohnen können Blumenstaub einsammeln, Honig oder Wachs bereiten, sondern dies alles bleibt den Arbeitsbienen überlassen.

Der erste Schwarm eines Stockes wird gewöhnlich der „Vorschwarm" genannt; bei günstiger Witterung und reichlichem Honig- und Blumenmehlertrage ziehen von einem Stocke wohl noch in demselben Sommer ein bis zwei oder gar drei „Nachschwärme" ab. Auch die zuerst im Frühjahr abgezogenen Vorschwärme entsenden oft noch in demselben Jahre eine Kolonie (Jungfernschwärme).

Sobald die Witterung unfreundlicher wird und die Nahrung abzunehmen beginnt, fängt die sogenannte Drohnenschlacht an, d. h. die Drohnen, die unnötigen Fresser, werden getötet oder vertrieben und müssen elend umkommen.

Wenn dann die Nächte immer kälter und die Winde immer heftiger werden, so ziehen sich die Bienen, welche rechtzeitig alle Spalten etc. sorgfältig mit Kittwachs verklebten und auch die Fluglöcher durch Bogen, Pfeiler und Winde verengten, zu einer Traube zusammen. Ebenso sorgen sie auch für die Reinlichkeit und überziehen übelriechende Gegenstände, z. B. tote Tiere, die vorher zu ihnen hineingekrochen sind, mit Wachs. Zwar fliegen sie in den warmen Tagesstunden noch immer aus, doch gehen dabei, ebenso wie im Frühjahre, gar viele zu Grunde, indem sie unterwegs erstarren und umkommen. Endlich, wenn alle Nahrung ein Ende hat, bleiben sie im Stocke zurück und ziehen sich in einen dichten Haufen in der Mitte, unterhalb ihrer Wintervorräte, zusammen. In ihrer Mitte ruht die Königin, als der Mittelpunkt und die Seele des ganzen Schwarmes.

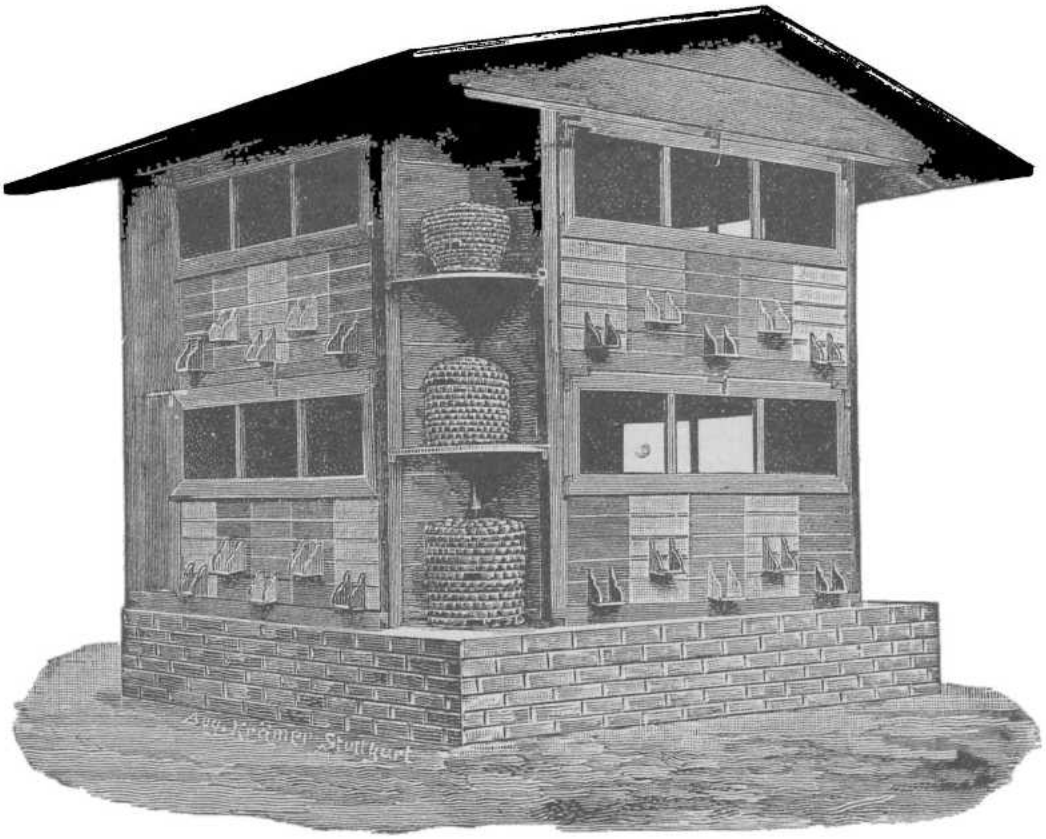
Die Bienen erstarren den Winter hindurch keineswegs vollständig, sondern sie genießen noch von Zeit zu Zeit ein wenig Nahrung. Wird die Kälte außerordentlich stark, so fallen sie in Klumpen auf den Boden und sterben; deshalb ist es ratsam, die Stöcke vor zu großer Kälte durch eine Umhüllung zu schützen oder sie während des Winters an einen frostfreien Ort zu stellen.

Die Wichtigkeit der Bienenzucht ist längst allenthalben anerkannt, und in manchen Gegenden bildet dieselbe bereits einen Hauptnahrungs-

zweig der Bewohner. Im ganzen kann sie indessen überall noch bedeutend ausgedehnt werden und verspricht, sich dann als eine wahre Goldgrube zu erweisen. Nach Karl Ruß und Johann Besch.

86. Wirtschaftliche Bedeutung der Biene.

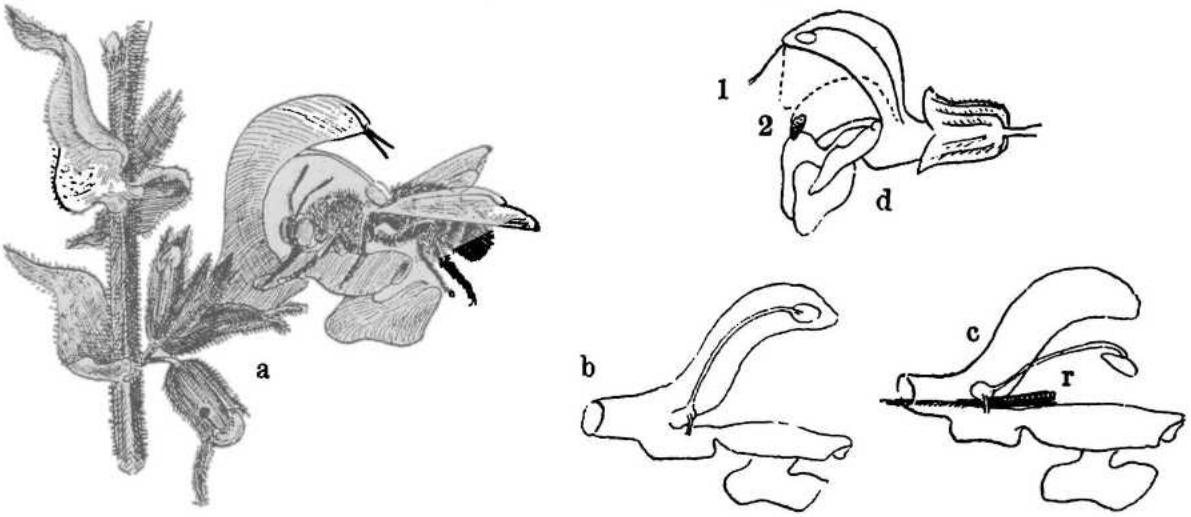
Wenn die Bienen in Bezug auf ihr Leben und ihre Tätigkeit die größte Bewunderung erregen, so verdienen sie auch in wirtschaftlicher Beziehung die Beachtung des Menschen. Die Biene ist ja die Sammlerin und Erzeugerin der wertvollen Erzeugnisse des Honigs und des Wachses, die von jeher hoch geschätzt wurden. Wenn man sich in den frühesten Zeiten auch



Abbild. 13. Gartenhaus mit verschiedenen Bienenwohnungen.

begnügen mochte, den wildlebenden Bienenvölkern ihre Erzeugnisse zu entnehmen, so machte man sie später gleichsam zu Haustieren, indem man ihnen künstliche Wohnungen bereitete und diese in die Nähe von menschlichen Wohnungen versetzte. Schon die alten Römer ließen den Bienen die sorgsamste Pflege angedeihen und hielten die Bienenzucht für einen wesentlichen Teil der Landwirtschaft.

Wem der Ertrag der Bienenzucht zu gering erscheinen sollte, der bedenkt nicht, daß dieser Ertrag reiner Gewinn ist. Vom Ertrage des Ackerbaues muß man in Abzug bringen die Zinsen des Betriebskapitals, die Kosten der Kultur, den Wert der Düngung und die Bodensteuer; vom Ertrage der andern Nutztiere muß der Wert des für sie angebauten oder ihnen gereichten Futters in Berechnung gezogen werden. Die Bienen aber suchen sich ihre Nahrung allenthalben selbst; sie braucht ihnen nicht besonders angebaut und herbeigeschafft zu werden.



Abbild. 14. Fremdbestäubung durch honigleckende Bienen bei der Muskateller- und Wiesensalbei. (Nach Dodel-Port.)

a Offene Blüte der Muskateller-Salbei mit einer honigsaugenden Holzbiene, deren Rücken während des Saugens von den abwärts gebogenen Staubfäden berührt und mit Pollen belegt wird. In der Ruhe sind die Staubfäden zurückgebogen (b); wird ein Bienenrüssel (r) zwischen den beiden Staubfäden hindurch gesteckt, um an den hinten gelegenen Nektarbehälter zu gelangen, so wird der Pollenbeutel nach vorn über gebogen (c). d Blüte der Wiesensalbei. 1) Stellung der noch nicht empfängnisfähigen Narbengabel, 2) Stellung derselben, wenn sie empfängnisfähig geworden ist. In dieser Stellung berührt sie den pollenbedeckten Rücken der honigsuchenden Biene.

Durch die Bienen kann der Landwirt selbst aus dem Übel noch Nutzen ziehen, indem die meisten der in seinen Saaten wuchernden Unkräuter, wie der Hederich, die Kornblume, der Augentrost, der wilde Mohn u. a. den Bienen eine reichliche Weide gewähren. Indem aber die Bienen von Blume zu Blume fliegen, teils um den aus gewissen Stellen hervorquellenden Honigsaft einzuschlürfen, teils um den männlichen Blütenstaub abzustreifen, einzutragen, fügen sie den Gewächsen nicht nur keinen Schaden zu, sondern leisten ihnen auch einen großen Dienst, indem sie eine vollkommenere Befruchtung der Gewächse vermitteln und einen stärkeren und kräftigeren Fruchtansatz bewirken. Wird nämlich der männliche Staub einer andern Blüte oder von einer andern Pflanze derselben Art auf die weiblichen Teile übertragen, so wird ein kräftigerer Frucht-

ansatz erzielt. Alles dies bewirken bei unseren Fruchtbäumen und anderen Feld- und Gartengewächsen vorzugsweise die Bienen. Wo es daher an Bienen fehlt, wird man niemals solche Obsternten machen wie in Gegenden mit zahlreich besetzten Bienenständen. Bäume, Blumen und Bienen sind für einander geschaffen und leisten einander gegenseitig die wichtigsten Dienste. Wenn daher auch in einzelnen Jahren wegen Ungunst der Witterung die Bienen höchstens ihren Bedarf eingetragen und dem Imker als Ernte nichts überlassen können, so ist auch dann die geringe Mühe, welche ihre Pflege verursacht, nicht vergebens gewesen. Mittelbaren Nutzen haben sie doch gewährt und eine reichlichere Ernte von Garten- und Feldfrüchten zuwege gebracht.

Zum Betriebe der Bienenzucht bedarf es keines großen Kapitals, da zur ersten Anlage einige wenige Stöcke genügen, die sich bei richtiger Behandlung durch Schwärme bald vermehren oder künstlich, besonders bei beweglichem Bau, sicher durch Ableger vermehren lassen. Was viele von dem Betriebe der Bienenzucht abhält, das ist die übertriebene Furcht vor dem Stachel der Biene. Die gewöhnliche schwarze oder graue Biene ist allerdings ziemlich reizbar und zum Stechen geneigt; doch gibt es auch sehr sanfte Arten, wie die Krainer, namentlich aber die gelbe italienische Biene, welche mit sanftem Charakter außerordentlichen Fleiß verbindet und daher auch den größten Ertrag bringt. Die Einführung dieser sanften, schönen und nützlichen Bienenart ist um so leichter, als es dazu keineswegs des Ankaufs eines ganzen Stockes oder Volkes bedarf, vielmehr das Zusetzen einer fruchtbaren Königin schon hinreicht, einen gewöhnlichen Stock in einen italienischen umzuwandeln. Die beste Biene für unsere Gegenden ist und bleibt jedoch die „Deutsche Biene“, da sie, an unser Klima gewöhnt, eine unermüdliche Honigsammlerin ist und bei richtiger Behandlung auch genügend Schwärme abstößt.

Welch einen Zuwachs würde der Wohlstand und Reichtum eines Landes dadurch gewinnen, wenn jeder, der dazu Gelegenheit hat, auch nur in kleinem Umfange Bienenzucht betriebe! Wieviel Zucker könnte nicht in der Haushaltung erspart werden, wenn man sich erst mehr an den Verbrauch des Honigs gewöhnen würde. Seine heilsame Wirkung ist bekannt, sein lieblicher Geschmack sprichwörtlich, und für des Landes Wohl väterlich besorgte Regenten waren stets bestrebt, diese Quelle des Wohlstandes immer mehr zu erschließen und zu einem immer allgemeineren Bienenzuchtbetriebe aufzumuntern.

Ausübender Bienenzüchter könnte jeder werden, der etwas Grund und Boden besitzt, denn es würde den Stöcken kaum an der nötigen Nahrung fehlen; und mit dem wunderbaren Treiben

der Bienen sich einigermaßen bekannt machen, sie fleißig beobachten, sowohl in ihrer Wohnung wie draußen auf den Fluren, das sollte jeder, um die Weisheit kennen zu lernen, die sich dabei kund gibt. Ehe die Menschen rohe Hütten herstellen lernten, bauten die Bienen ohne Maßstab und Winkelmaß ihre sechseckigen Zellen mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit, und wenn einem Baumeister die Aufgabe gestellt würde, welche Form und Einrichtung den einzelnen Wohnräumen zu geben sei, um an Baumaterial möglichst zu sparen und an Raum möglichst zu gewinnen, so hat die Biene diese Aufgabe längst praktisch gelöst. Ihre Geschicklichkeit, Beschädigungen ihrer Zellen und Waben vollkommen wieder auszubessern, herabgestürzte Teile ihres Gebäudes durch Pfeiler zu stützen, durch Nieten festzumachen und alles wieder in gehörige Verbindung zu bringen, Hängebrücken, Ketten und Leitern herzustellen, reißt zur Bewunderung hin.

Von der Biene kann der Mensch jedenfalls noch mehr lernen als von der in der Heiligen Schrift zum beschämenden Beispiel für den Trägen hingestellten Ameise. Der Fleiß der Biene ist unermüdlich, sie fällt ihm bei rauher Luft gar zu oft zum Opfer. Durch ihre Reinlichkeit, ihre Anhänglichkeit und Verträglichkeit, durch ihre Uneigennützigkeit, infolge deren sie das letzte Tröpfchen Honig mit ihren Schwestern teilt, durch ihre zärtliche Liebe zu ihrer Mutter und Regentin, durch ihren Mut bei Verteidigung ihres Stockes, indem sie sich einem Verderben drohenden Feinde mit Todesverachtung entgegenstürzt, wird die Biene für den Menschen zur Lehrerin der schönsten häuslichen und bürgerlichen Tugenden. Handelte jeder Bürger eines Staates aus Überzeugung und Pflichtgefühl, wie die Biene aus unmittelbarer Eingebung oder Instinkt handelt, ein solcher Staat wäre glücklich zu preisen. Jeder, der sich mit der Pflege der Bienen nicht aus bloßer Gewinnsucht, sondern aus wahrer Liebe befaßt und seine Pfleglinge aufmerksam beobachtet, ist daher auch in der Regel ein edler Mensch, ein guter Staatsbürger, ein treuer Freund. Als Bienenfreund ist er selbstverständlich auch Blumenfreund, ein Bewunderer der Werke der Allmacht und der Wunder der Natur.

Nach Dr. J. Dzierzon und Johann Besch.

87. Des Landmanns Freunde und Feinde in der Tierwelt.

Wir müssen anerkennen, daß der Mensch ganz entschieden das Recht hat alle seine Nebengeschöpfe für seinen Nutzen in Gebrauch zu ziehen. Der denkende Mensch wird aber auch einsehen, daß dieses Recht ihm auch zugleich ernste Pflichten auferlegt. Wir dürfen kein Tier mutwillig töten oder auch nur in seinem Lebensgenusse beeinträchtigen. Diejenigen Tiere, die

wir zu unserer Ernährung, Kleidung u. s. w. schlachten oder sonstwie erlegen müssen, dürfen wir nimmermehr quälen; denn wohl ihr Leben, nicht aber ihre Pein ist unser Recht. Denjenigen Tieren gegenüber, die wir als unsere Feinde befehden, haben wir die dringende Verpflichtung gewissenhaft zu erwägen, ob ihr Schaden für uns oder für den Naturhaushalt wirklich ein so bedeutender und den etwaigen Nutzen überwiegender ist, daß ihre Verfolgung und Vertilgung durchaus geboten erscheint. Handeln wir anders, so sind wir roh.

Um in jeder Hinsicht ein richtiges Urteil zu gewinnen und die Behandlung der Tiere oder vielmehr unsern ganzen Verkehr mit ihnen so zu regeln, wie es unserer Menschenwürde entsprechend ist und dem Menschenherzen Ehre macht, bedarf es vor allem einer möglichst gründlichen Kenntnis der Tiere.

Wäre aber diese Kenntnis der uns umgebenden Tierwelt jedermann zu eigen geworden, so würde der Naturfreund nicht mehr den Schmerz erleben, daß der biedere Landmann im blinden Wahn seine besten Freunde, eine Eule, einen Bussard u. dergl. erschießt und ans Scheunentor nagelt, daß er Fledermaus, Iltis, Wiesel u. a. aufs eifrigste verfolgt und daß allerlei harmlose Tiere ohne Ziel und Zweck vernichtet werden.

Aus der leider noch überall herrschenden Unbekanntschaft mit den nächsten Tieren entspringt eben die betrübende Erscheinung, daß noch immer jene überaus nützlichen Geschöpfe, die als unsere nächsten Freunde unter den Tieren anzusehen sind, leider gerade am meisten befehdet werden.

Zu verschiedenen Zeiten während des Wachstums können wir an allen Nutzgewächsen die verderbliche Tätigkeit freßgieriger Schädiger bemerken. Schon an den Wurzeln der Getreide- und Gemüsepflänzchen wie der Obstbäume u. s. w. nagen Maden und Larven; nicht minder bedroht ist das Dasein der Knospe an Baum, Strauch und Kraut, wie später des Blattes, der Blüte und Frucht. Es sind in der Tat Legionen winziger und eben in ihrer Unzahl und Mannigfaltigkeit überaus furchtbarer Feinde aus den Reihen der niederen Tiere, die fortwährend unsere nützlichsten und unentbehrlichsten Nutzgewächse und Gebrauchsgegenstände schwer beeinträchtigen und sogar unser ganzes Dasein gefährden können. Zu diesen unseren nächsten Feinden gehören außer Nagetieren namentlich auch Würmer, Weichtiere und Insekten.

Der Maikäfer, einer der allerbösesten kleinen Fresser, nagt bereits als Larve an allen Wurzeln in der Erde, von haardünnen bis zu zolldicken, und wo diese Larve, Engerling genannt, sehr zahlreich ist, können große bestellte Flächen verkümmern und verderben. Doch unbemerkt sind die Bekämpfer auf seiner Spur, die seinem Unternehmen zu steuern vermögen. In der Erde verfolgt der Maulwurf die Engerlinge mit großem Eifer. Er tut dies freilich nicht etwa uns zuliebe — wie wir Menschen das Tun und Treiben der Tiere uns wohl zu erklären pflegen — sondern er ist seinerseits ein sehr arger Räuber und Fresser, dessen Mordlust aber dem

Naturhaushalt und uns zugute kommt. Außer den Engerlingen jagt und frißt der Maulwurf in erstaunlichen Massen auch allerlei andere gefräßige Larven, Regenwürmer, Schnecken und alle diejenigen Tiere überhaupt, die wir als Ungeziefer zu bezeichnen pflegen.

Nicht wie er, tief unten in der Erde, allein beinahe noch heimlicher und verborgener, treibt ein anderer kleiner Räuber sein Wesen. Es ist die Spitzmaus, die von denselben schädlichen Tieren sich ernährt und von ihnen täglich viel mehr verzehrt als ihr eigenes Körpergewicht beträgt.

Größer und gewandter ist das Kleine Wiesel, ebenfalls ein mordsüchtiger Verfolger jener schädlichen Kerbtiere und anderer, aber auch der

Abbild. 15. Kleines Wiesel.

Mäuse, zu deren fürchterlichsten Feinden es gehört, weil es vermöge seiner schlanken Gestalt diesen bösen Nagern bis in den innersten Schlupfwinkel nachzujagen vermag.

Wiederum größer und kräftiger ist der Iltis, der daher außer den Kerbtieren, Mäusen u. dergl. auch die Ratten jagt. Ihm folgt dann noch der Igel als sehr eifriger Mäuse-, Schnecken- und Madenvertilger.

Alle diese kleinsten Raubsäugetiere sind als die wirksamsten Bekämpfer des Ungeziefers und daher als unsere besten Freunde aus der Tierwelt zu betrachten. Die drei letzteren von ihnen, Igel, Iltis und Wiesel, verursachen allerdings im Naturhaushalt auch Schaden, indem sie manches Vogelnest ausräubern und zuweilen auch einen alten Vogel oder ein an-

deres nützliches Tier erwischen. Allein dieser Schaden ist im Vergleich mit ihrem Nutzen gar nicht in Betracht zu ziehen und es herrscht über ihre Wichtigkeit für den Haushalt der Natur bei den Tierkundigen gar kein Zweifel mehr. Auch der Maulwurf wird zuweilen dadurch lästig, daß er in den Gärten kostbare Pflanzen mit seinen Haufen überschüttet. Doch ist längst festgestellt, daß er sowohl als auch die Spitzmaus sich ausschließlich von schädlichen Getieren ernähren und niemals Pflanzenstoffe berühren.

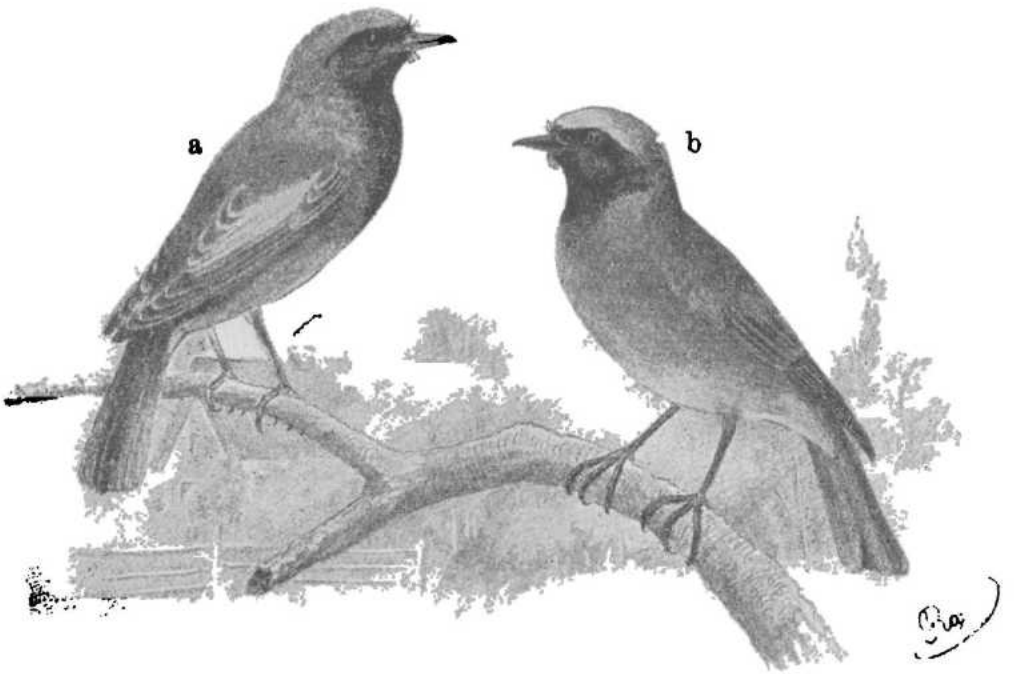
Alle diese kleinen Räuber gehen übrigens in der Dämmerung ihrer Nahrung nach und zu dieser Zeit können wir noch eine andere Tierfamilie in gleich nützlicher Tätigkeit belauschen, dies sind die Fledermäuse, welche in sämtlichen europäischen Arten ebenfalls ausschließlich nur von tierischer Nahrung leben. Da aber im dämmernden Düster auch die meisten jener kleinen Pflanzenfresser am regsamsten sind, so ist hieraus unschwer zu ermessen, daß die Tätigkeit aller dieser Dämmerungstiere eine außerordentlich wirksame sein muß.

Abbild. 16. Ziegenmelker.

In der Vogelwelt finden wir dann ebenfalls mehrere sehr wichtige, in der Dämmerung auf Raub ausziehende Tiere. Zunächst sind es die sämtlichen einheimischen Eulen, mit Ausnahme der größten, des Uhu, die in ihrer Ernährung den kleinen Raubsäugetieren völlig gleichen und ganz ebenso nützlich sind. Ihnen folgt dann die Nachtschwalbe, auch Tagschlaf, Ziegenmelker, Nachtschatten genannt, ein Vogel, etwa von der Größe einer Drossel, der für die Wälder und Obstgärten von großer Wichtigkeit ist, weil er die gefräßigen Käfer, Schmetterlinge und andere Kerbtiere in staunenswerter Anzahl vertilgt.

Hiermit sind wir zu den lieblichsten unter unseren nächsten Freunden aus der Tierwelt gelangt, nämlich zu den Vögeln. Wenn wir den jubelnden Liedern in Hain und Garten und über uns in der klaren, blauen Luft voll Entzücken lauschen, wenn rings um uns her die gefiederte Welt durch ihre bunten Farben und ihre anmutige Lebendigkeit uns erfreut — dann denken wir wohl kaum daran, daß dieselben Vögel zugleich für den Naturhaushalt

unermeßlich wichtig sind. Gerade die herrlichsten Sänger und alle kerbtierfressenden Vögel überhaupt, also Nachtigallen, Blaukehlchen, Rotkehlchen, Rotschwänzchen, alle Grasmücken, Laubvögelchen, Schilf- und Rohrsänger, Schmätzer, Fliegenschnäpper, Bachstelzen, Meisen, Goldhähnchen, alle Drosseln, Stare, alle Pieper, die Schwalben und Segler, die Spechte, Kleiber, Baumläufer, Kuckucke ernähren sich fast ausschließlich von Kerbtieren in allen deren Entwicklungsstufen. Sie sind es eigentlich vor allen anderen Tieren, die unser Getreide, Gemüse, Obst und also unsere wichtigsten Lebensbedürfnisse uns zu erhalten vermögen. Diese Unentbehrlichkeit der Singvögel für den

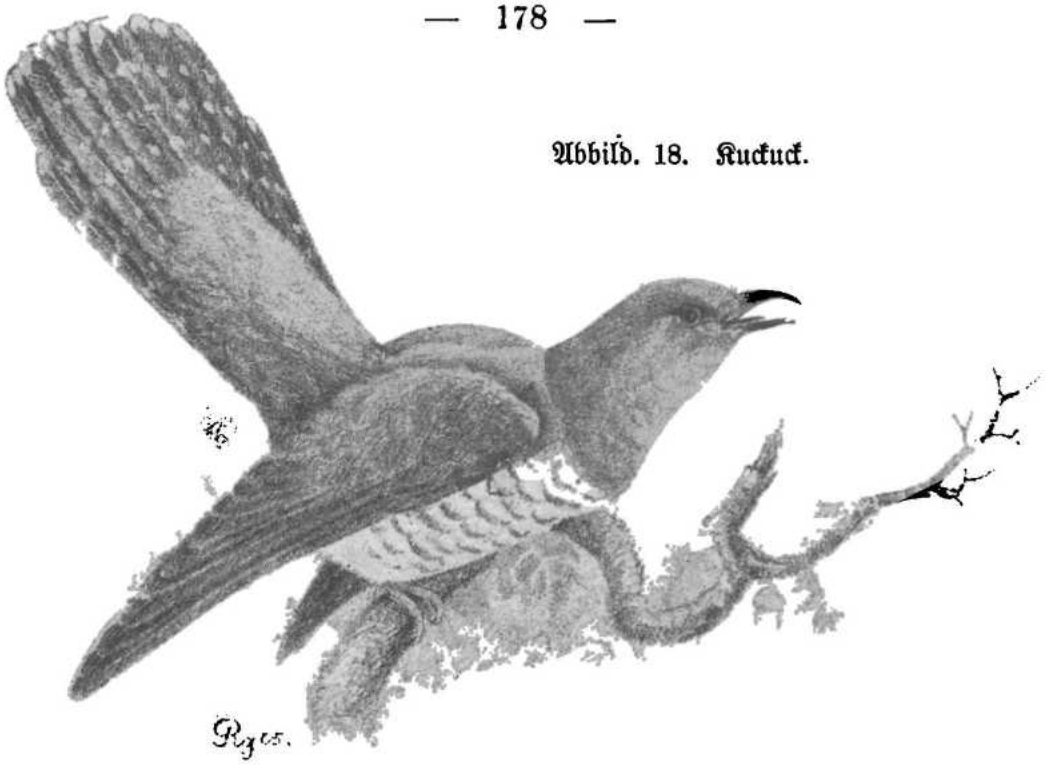


Abbild. 17. a Hausrotschwänzchen, b Gartenrotschwänzchen.

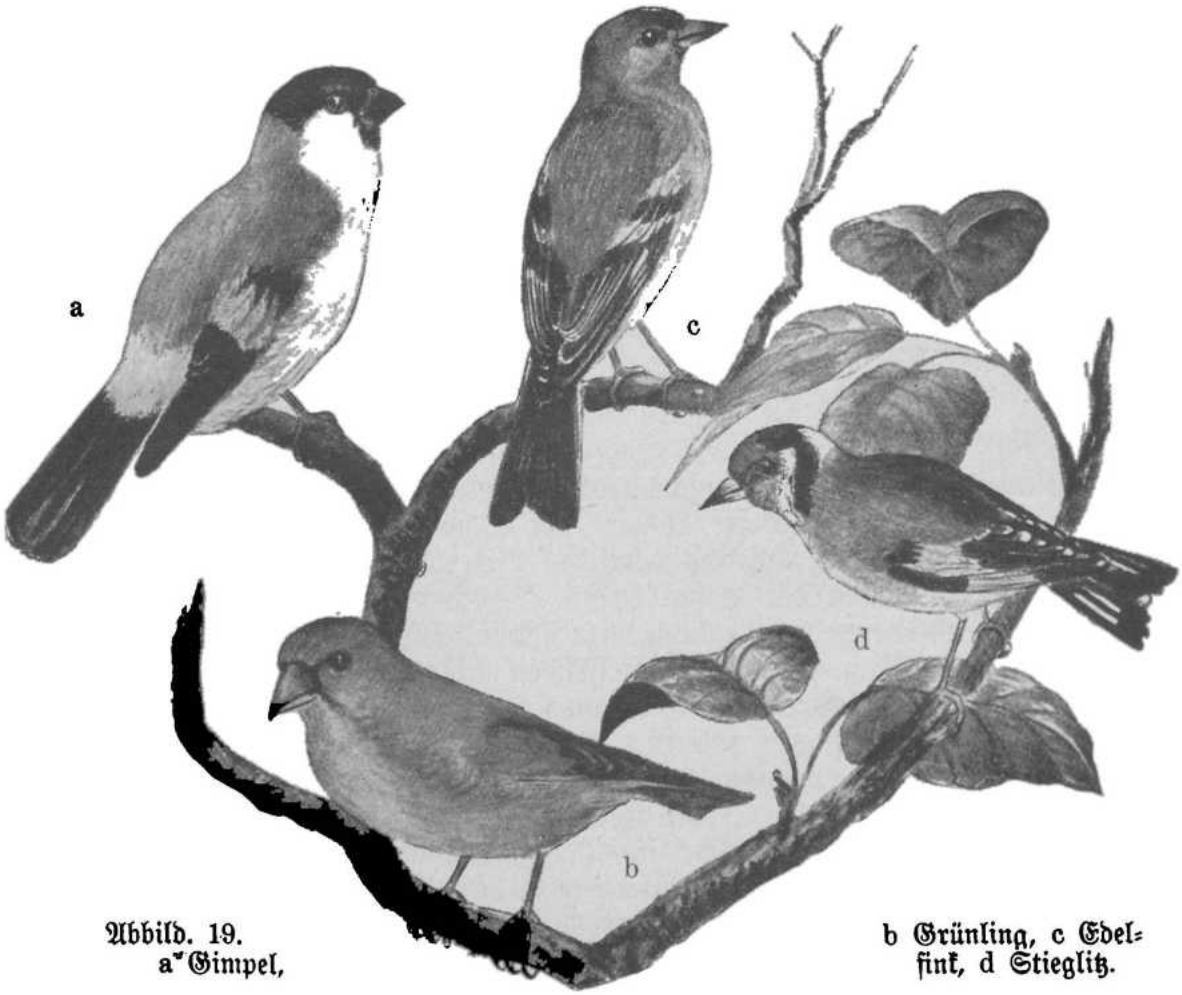
Naturhaushalt und das Menschenwohl ist bereits so allgemein anerkannt, daß die leider unbestreitbare Tatsache der allmählichen Verringerung aller dieser Vogelarten in unserem deutschen Vaterlande Gegenstand der Erwägung von seiten der maßgebenden Behörden geworden ist und daß man bereits Gesetzesbestimmungen zu ihrem Schutze erlassen hat.

Aber auch unter den körnerfressenden Singvögeln gibt es viele, die zeitweise von Kerbtieren und Gewürm sich ernähren oder doch wenigstens ihre Jungen damit groß füttern. Dies sind vor allem der Buch- oder Edelfink und seine nächsten Verwandten, Stieglitz, Zeisig, Hänfling, Girlitz, Grünfink, ferner die Lerchen.

Die Naturwissenschaft hat im Verein mit der Landwirtschaftskunde u. s. w. festgestellt, daß alle Kerbtierplagen, besonders aber der verheerende Raupenfraß, die massenhafte Getreidevernichtung u. dergl. nur darin begründet sind, daß durch die menschliche Bodenbearbeitung tief eingreifende

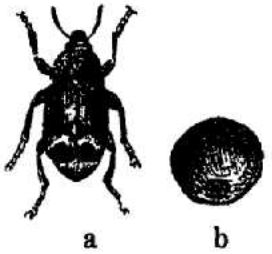


Abbild. 18. Kuckuck.



Abbild. 19.
a Gimpel, b Grünling, c Edelfink, d Stieglitz.

Störungen im Walten der Natur hervorgerufen worden sind. Durch das Herunterschlagen der Wälder, das Ausroden der Gebüsche und die immer größere Ausdehnung des urbar gemachten Ackerlandes werden den Vögeln die Brutstätten und jenen kleinen Raubtieren die Schlupfwinkel immer mehr entzogen. Dies ist aber die Ursache, daß die gefräßigen Kerbtiere



Abbild. 20. a Der Erbsenkäfer. b Eine vom Käfer bewohnte Erbse.

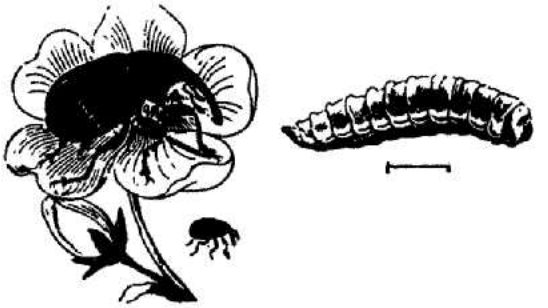


Abbildung 21. Apfelblütenstecher als Käfer und Larve.[1]) (Der kleine Käfer zeigt die natürliche Größe.)

nicht allein nicht verringert werden, sondern daß sie auch an unsern Naturgewächsen reichlich gedeckte Tafeln finden um sich in kräftigster Weise zu entwickeln und ins zahllose zu vermehren.

Abbildung 22.
Das Weibchen der Nonne in natürlicher Größe.

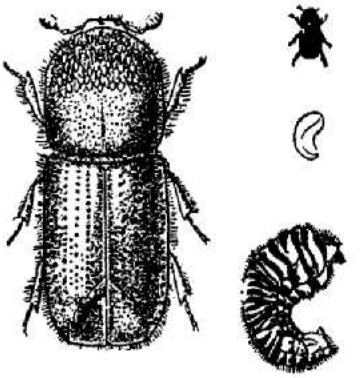
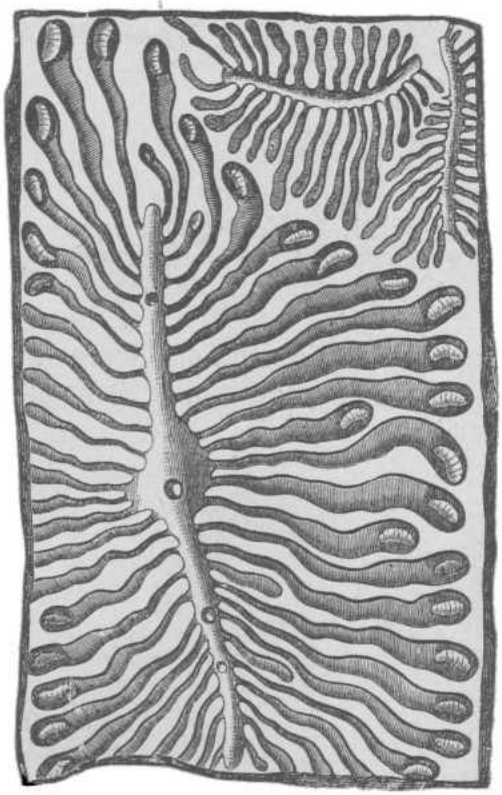


Abbildung 23. Der große Fichtenborkenkäfer.
Rechts oben der Käfer und die Larve in natürlicher Größe, links der Käfer vergrößert, rechts unten die Larve desgl.

Da hat nun die neuere Zeit Erscheinungen gezeigt, die man früher gar nicht kannte. Winzige, dem unbewaffneten Auge unsichtbare Fliegen- und Mückenarten legen ihre Eier an die Getreidepflänzchen und die daraus sich entwickelnden Maden üben eine so verderbliche Wirkung am Roggen, Weizen u. dergl. aus, daß man diese kleinen Feinde als Getreideverwüster bezeichnen muß. In ähnlicher Weise zeigen sich die Samenkäfer für die Erbsen (Abbildung 20) und andere Hülsenfrüchte, der Apfelblütenstecher (Abbildung 21) und mehrere andere Käfer für die Obstbaumblüten,

[1]) Der Strich zeigt bei dieser und den folgenden Abbildungen die natürliche Größe an.

Blattläuse und Raupen für mancherlei Gemüsepflanzen, die Nonne (Abbildung 22) und der Borkenkäfer (Abbildung 23 und 24) für Waldbäume und die Kornwürmer (Abbildung 25) für das Getreide schädlich. Übersehen wir nun diese wahrhaft unendlichen Heerscharen aus den Reihen der niederen Tiere, die als unsere nächsten Feinde auftreten, weil sie uns eben am Unentbehrlichsten schädigen, so wird uns klar, daß eine Abhilfe gegen sie weder in unserer eigenen Macht steht, noch durch jene Vierfüßler und Vögel



Abbild. 24. Mutter- und Larvengänge des großen und (rechts oben) des sechszähnigen Fichtenborkenkäfers; des letzteren „Sterngang" nur zu 1/4.

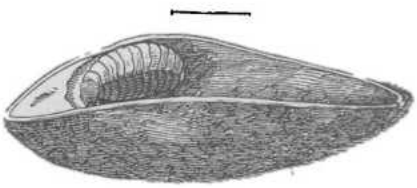


Abbildung 25.
Larve des schwarzen Kornkäfers im Korn (schwarzer Kornwurm).

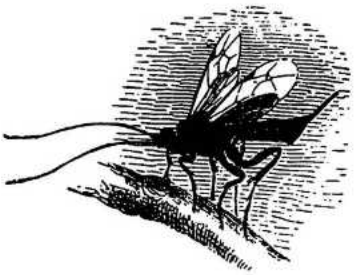


Abbildung 26.
Anreizende Schlupfwespe. (Weibchen.)

in ausreichender Weise gewährt werden kann, zumal diese ja immer mehr zurückgedrängt werden.

Aber auch hier treten uns wiederum andere Freunde aus der Tierwelt helfend zur Seite und zwar aus den Reihen der Kerbtiere selber. Die wichtigsten unter ihnen sind die Schlupfwespen (Abbildung 26), meistens ebenfalls winzige Tierchen, die ihre Eier in oder an die Larven, Maden, Raupen jener Getreideverwüster und Baumverderber legen und die daraus sich entwickelnde Brut zugrunde richten.

Verschiedene Raubkäfer, Raubfliegen und Raubwespen sind es sodann, die in mörderischer Gefräßigkeit ihre Verwandten aus der Kerbtierwelt gar wirksam befehden. Einige der bekanntesten sind die Puppen-

räuber, ein großer, kräftiger Käfer, der besonders Raupen, Larven und Puppen schädlicher Kerbtiere vernichtet, und der Marienkäfer (auch Siebenpunkt genannt), der jene gierigen Sauger frißt. Der Blattlauslöwe, die Larve der Florfliege (Abbildung 28), wütet unter den Blattläusen und ähnlichen winzigen Pflanzenschädigern geradezu fürchterlich. Ganz ebenso freßlustige Räuber sind die Libellen, die besonders die winzigen

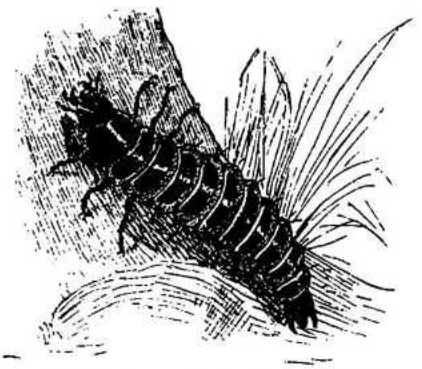


Abbildung 27. Larve des Puppenräubers. (Calosoma sycophanta.) Fast nat. Größe.

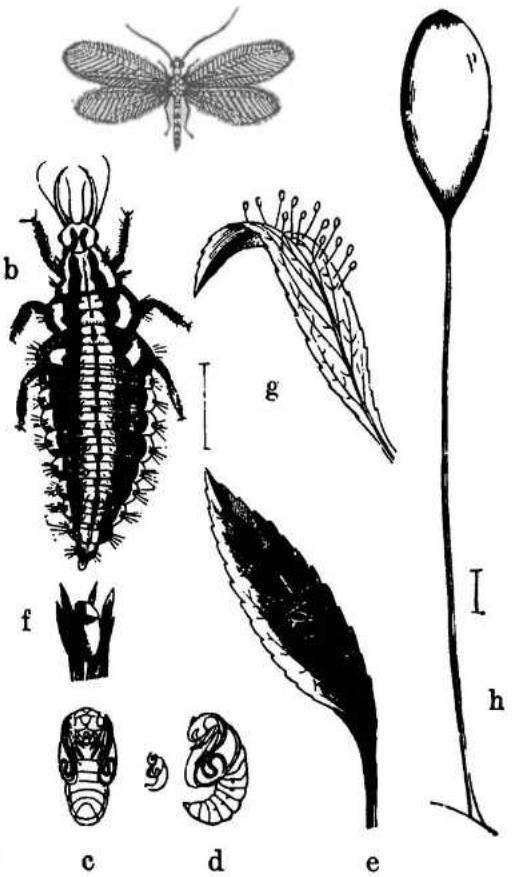


Abbildung 28. Gemeine Florfliege.
a Fliege, b Larve, c Puppe von vorn, d von der Seite, e der noch geschlossene, f der geöffnete Kokon, g die gestielten Eier, h ein einzelnes Ei (b, c, d, h) vergrößert.)

Fliegen und Mücken, die Erzeuger der getreideverwüstenden Larven, verfolgen.

Können wir diesen hochwichtigen Bundesgenossen im Kampfe gegen unsere schlimmsten kleinen Feinde auch keineswegs Schutz und Hegung gewähren wie den Singvögeln und kleinen Vierfüßlern, so ist es doch notwendig, daß wir sie kennen lernen; denn wir empfangen durch sie eine beherzigenswerte Lehre. Könnte der Mensch sich aller Eingriffe in das Walten der Natur durchaus enthalten, so würde auch ein Kampf mit allen unsern nächsten Widersachern gar nicht notwendig sein; denn die Natur würde ihr Gleichgewicht immer wieder von selber herstellen. Da dies jedoch nicht möglich ist, so muß der Mensch kämpfen und sich Schutz zu verschaffen suchen. Wenn er nun aber ohne Einsicht und Kenntnis alle erreichbaren Kerbtiere vernichten wollte, wie es im allgemeinen leider nur noch zu vielfach geschieht, so würde er ja auch die erwähnten Freunde und Helfer ebenfalls umbringen. Hieraus erhellt wiederum, wie notwendig eben die Bekanntschaft mit unseren nächsten Freunden aus der Tierwelt ist.

Ferner müssen wir wohl beachten, daß zahlreiche Tiere vorhanden sind, deren Verhältnis zum Naturhaushalt selbst für den Kundigen noch

d

b

Abbildung 29.
a Rabenkrähe, b Saatkrähe, c Nebelkrähe, d Elster.

Abbild. 30. Der Mäusebussard.

Abbildung 31. Kreuzotter.

nicht völlig feststeht. Hierzu gehören die Krähenartigen Vögel und viele Raubvögel, unter denen es immer einige gibt, wie die Dohle und den Mäusebussard, an deren Nützlichkeit niemand zweifeln darf. Aber die übrigen sollte man keineswegs unnachsichtlich verfolgen, bevor man von ihrer überwiegenden Schädlichkeit überzeugt ist.

Abbildung 32. Zauneidechse.

Schließlich gibt es noch eine Anzahl von Tieren, die den meisten Menschen widerwärtig und ekelhaft erscheinen und die doch durch Vertilgung verderbenbringender Geschöpfe zu unsern nächsten Freunden gehören. Dies sind die Frösche, Kröten und Eidechsen, alle einheimischen Schlangen, mit alleiniger Ausnahme der giftigen Kreuzotter (Abbildung 31), und sämtliche Kriechtiere oder Amphibien überhaupt. Auch ihnen gegenüber möge man nur Gerechtigkeit walten lassen; bei genauerer Bekanntschaft wird sich die Freundschaft ganz von selber finden.

Nach Ruß mit Abbildungen aus „Tierwelt und Landwirtschaft" von Prof. Dr. G. Rörig.

88. Der Maulwurf.

Unter allen Tieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, das seiner Nahrung allein in dunklen Gängen unter der Erde nachgeht.

Und an dem einen ist's zu viel, wird mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen denkt, wie sie mit Maulwurfshügeln bedeckt sind, wie der Boden

zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächse oben absterben, wenn das heimtückische Tier unten an den Wurzeln weidet.

Nun so wollen wir denn Gericht halten über den Missetäter!

Wahr ist es und nicht zu leugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge den Boden durchwühlt und ihm hin und wieder etwas von seiner Festigkeit raubt.

Wahr ist es ferner, daß er durch die herausgestoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt und die darunter liegenden Keime im Wachstum gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut.

Aber wer hat's gesehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? Wer kanns' behaupten?

Abbildung 53. Maulwurf.

Nun, man sagt so: Wo die Wurzeln abgenagt sind und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden, und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich tut's der Maulwurf. — Der das sagt, ist vermutlich der nämliche, der einmal so behauptet hat: Wenn im Frühlinge die Frösche zeitig quaken, so schlägt auch das Laub beizeiten aus. Wenn aber die Frösche lange nicht quaken wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Folglich quaken die Frösche das Laub heraus. — Seht doch, wie man sich irren kann! —

Aber da kommt ein Advokat des Maulwurfs, ein erfahrener Landwirt und Naturbeobachter, der sagt so:

Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, sondern die Quatten oder Engerlinge, die unter der Erde sind, aus welchen hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frißt die Quatten und reinigt den Boden von diesen Feinden.

Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Quatten da sind, denen er nachgeht und die er verfolgt. Und dann muß er's getan haben, was diese anstellen, und bekommt für eine Wohltat, die er euch erweisen will, des Henkers Dank.

Das hat wieder einer in der Stube erfunden oder aus Büchern gelernt, werdet ihr sagen, der noch keinen Maulwurf gesehen hat.

Halt, guter Freund, der das sagt, kennt den Maulwurf besser als ihr alle und eure besten Schermäuser, wie ihr sogleich sehen werdet. Denn ihr könnt zweierlei Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt.

Erstlich, wenn ihr dem Maulwurf in den Mund schaut. Denn alle vierfüßigen oder Säugetiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige und zwar scharfe Vorderzähne und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubtiere aber, welche andere Tiere fangen und fressen, haben sechs und mehr spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden: er hat in der oberen Kinnlade sechs und in der untern acht spitzige Vorderzähne und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: es ist kein Tier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubtier, das andere Tiere frißt.

Zweitens, wenn ihr einem getöteten Maulwurfe den Bauch aufschneidet und in den Magen schaut. Denn was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefressen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfasern oder so etwas in dem Magen des Maulwurfs finden, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderem Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wie sieht's jetzt aus?

Wenn ihr also den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so tut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer, frißt euch die Bäume kahl wie Besenreis und bringt euch zur Vergeltung auch des Kuckucks Dank und Lohn.

So sieht's aus.

Johann Peter Hebel.

89. Die Ziege.

Für viele wirtschaftliche Verhältnisse ist die Ziege als das Haustier des Kleinbauern von größter Bedeutung. Die Ziegenhaltung erfordert wenig Raum und geringes Betriebskapital, weil die Ziege mit Wald- und Raingras, Laub, Zweigen, Garten- und Küchenabfällen, kurz mit Futter, welches von andern Haustieren nicht aufgenommen wird, zufrieden ist. Sie ist in der Lage unfruchtbare Hänge, welche nur sehr minder-

wertige Futterpflanzen liefern, zu beweiden und auszunutzen. Die Ziege liefert im Verhältnis zu ihrem Körpergewicht eine große Menge eiweiß- und fettreicher Milch, welche durch den Umstand, daß in ihr noch keine Keime der Tuberkulosekrankheit gefunden worden sind, sich besonders als frische Kindermilch eignet. Die Ziege wirft ferner im Jahre eine Anzahl von Zicklein, welche, falls sie nicht als Zuchttiere Verwendung finden sollen, vorzügliches Fleisch liefern, wie auch ältere weibliche und männliche Tiere, letztere nach vorhergegangener Kastration, mit Vorteil geschlachtet und verwertet werden können. Das Ziegenfleisch genießt bis

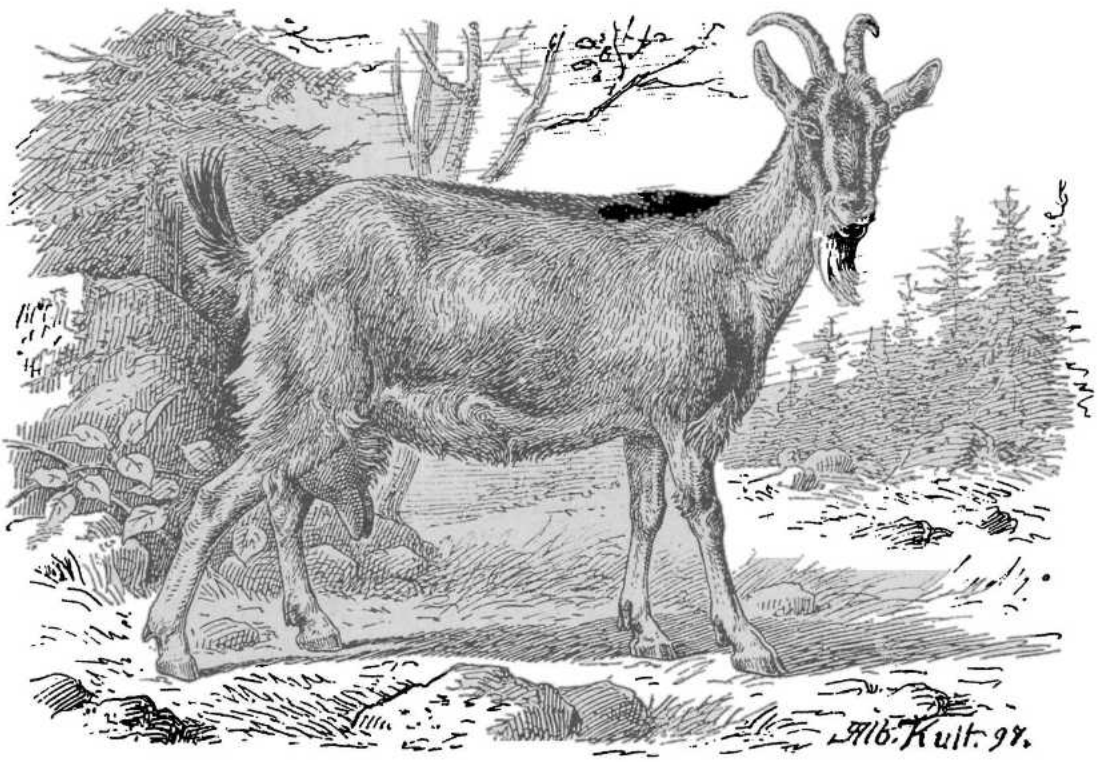


Abbildung 34. Landziege.

jetzt zwar nur ein geringes Ansehen; bei richtiger Behandlung und Verwertung der Tiere treten jedoch die Nachteile des Fleisches weniger hervor. Am besten ist es entweder die jungen Zicklein, wenn sie mit Milch aufgezogen sind, im Alter von 4—6 Wochen zu schlachten, oder aber die Ziegen, falls sie durch ihre Körperform oder aus andern Gründen zur Zucht nicht geeignet erscheinen, im Alter von 1—2 Jahren durch Weidefutter mit wenig Kraftfutterzusatz oder im Stalle durch Heu, Stroh, Hackfrüchte und Kraftfutter schlachtreif zu machen. Auch die Ziegenfelle haben noch einen nennenswerten Preis und werden zur Herstellung feiner Damenschuhe und Handschuhe verwendet. Endlich liefert das nützliche Tier bei sorgsamer Einstreu und richtiger Aufbewahrung einen vorzüglichen Dünger, welcher

im Hausgarten oder auf dem Gemüsefelde in bester Weise zur Geltung kommt.

Von Interesse ist die nachstehende Rentabilitätsberechnung, da sie beweist, daß selbst bei Pachtung einer geringen Weidefläche und Ankauf sämtlicher Futtermittel, wie Heu, Stroh, Möhren und Kraftfutter, noch ein verhältnismäßig hoher Gewinn erzielt werden kann. Das zu diesem

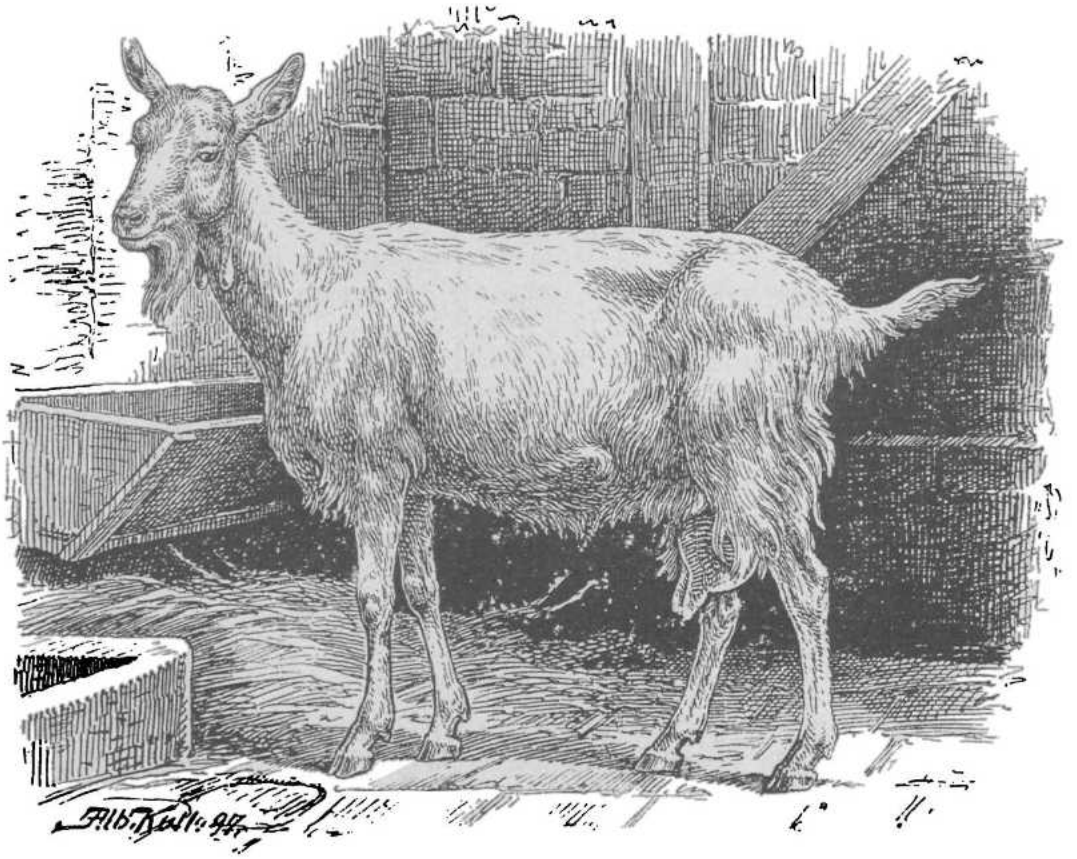


Abbildung 35. Weiße Saanenziege.

Zweck ausgewählte zweijährige Tier einheimischer Rasse war am 12. Mai 1895 melk geworden und lieferte umstehendes Resultat. (S. S. 188.)

Recht deutlich springt die allgemeine Bedeutung der Ziegenzucht durch die Viehzählung in die Augen. Der Bestand der Ziegen in Bayern betrug im Jahre 1912 315 122 Stück. Leider ist durch mannigfache Einflüsse, wie schlechte Bockhaltung, mangelhafte Ernährung, Haltung und Pflege, die vorhandene Landrasse, namentlich in der Milchleistung, sehr zurückgegangen, so daß die neuerdings hervortretenden Bestrebungen, durch Gründung von Ziegenzuchtvereinen und durch Kreuzung der Landziegen mit Böcken der milchreichen Saanenrasse die Zucht zu heben, warm zu begrüßen sind.

Einnahme.					Ausgabe.	
Monat und Tag	Liter per Tag	Monatsleistung in Litern	Preis per Liter M	Gesamtpreis M	Gegenstand	M
1895						
16.—31. Mai	2,50	40,0	0,16	6,40	Heu 3 Ztr. à 2,50 M	7,50
1.—30. Juni	2,25	67,5	0,16	10,80		
1.—31. Juli	2,10	65,1	0,16	10,41	Stroh zur Einstreu und als Häcksel verwandt, 3,5 Ztr. à 2 M	7,00
1.—31. Aug.	1,80	55,8	0,16	8,93		
1.—30. Sept.	1,60	48,0	0,16	7,68		
1.—31. Okt.	1,45	44,95	0,18	8,09	Feldmöhren 3,5 Ztr. à 1,50 M	5,25
1.—30. Nov.	1,10	33,0	0,18	5,94		
1.—31. Dez.	0,80	24,8	0,18	4,46	Kraftfutter (Kleie, getr. Biertreber, Leinmehl)	4,80
1896						
1.—31. Jan.	—	14,0	0,18	2,52	Pacht der Gartenweide	4,00
1.—20. Febr.	—	8,0	0,18	1,44		
4.—15. Mai	2,60	28,6	0,16	4,57		
				71,24	Summe	28,55
Hierzu Düngerwert				6,00		
Wert des Kitzchens am 15. Mai 1896 .				3,00		
Summe				80,24		
Abzug der Ausgaben				28,55		
Reingewinn				51,69		

Nach Dr. Klöpfer

90. Aus dem Wald.

Mit dem alten Förster heut
Bin ich durch den Wald gegangen,
Während hell im Festgeläut'
Aus dem Dorf die Glocken klangen.

Golden floß ins Laub der Tag;
Vöglein sangen Gottes Ehre,
Fast als ob der ganze Hag
Wüßte, daß es Sonntag wäre.

Und wir kamen ins Revier,
Wo, umrauscht von alten Bäumen,
Junge Stämmlein, ohne Zier,
Sproßten auf besonnten Räumen.

Feierlich der Alte sprach:
„Siehst du über unsern Wegen
Hochgewölbt das grüne Dach?
Das ist unsrer Ahnen Segen.

Denn es gilt ein ewig Recht,
Wo die hohen Wipfel rauschen;
Von Geschlechte zu Geschlecht
Geht im Wald ein ewig Tauschen.

Was uns not ist, uns zum Heil
Ward's gegründet von den Vätern;
Aber das ist unser Teil,
Daß wir gründen für die Spätern.

Drum im Forst auf meinem Stand
Ist mir's oft, als böt' ich linde
Meinem Ahnherrn diese Hand,
Jene meinem Kindeskinde.

Und sobald ich pflanzen will,
Pocht das Herz mir, daß ich's merke,
Und ein frommes Sprüchlein still
Muß ich beten zu dem Werke:

Schütz' euch Gott, ihr Reiser schwank,
Mögen unter euern Kronen,
Rauscht ihr einst den Wald entlang,
Gottesfurcht und Freiheit wohnen!

Und ihr, Enkel, still erfreut,
Mögt ihr dann mein Segnen ahnen,
Wie's mit frommem Dank mich heut
An die Väter will gemahnen!"

Wie verstummend im Gebet
Schwieg der Mann, der tiefergraute,
Klaren Auges, ein Prophet,
Welcher vorwärts, rückwärts schaute.

Segnend auf die Stämmlein rings
Sah ich dann die Händ' ihn breiten;
Aber in den Wipfeln ging's
Wie ein Gruß aus alten Zeiten.

Emanuel Geibel.

91. Der Wald und seine Bedeutung.

Ob der Wald Bedeutung hat, kann keine Frage sein. Wohin wir blicken, überall sehen wir Erzeugnisse des Waldes. Unsere Wohnungen, unsere Geräte, unsere Schiffe, unsere Eisenbahnen, sogar unsere Bergwerke könnten nicht sein, wenn der Wald nicht wäre. Des Winters Kälte würden wir erliegen, Nahrungsmittel, für uns erst durch des Feuers Macht genießbar, würden uns nichts nützen, die Kraft des Dampfes würden wir nicht kennen, durch sie nicht über Land und Meer fliegen, wenn es keine Wälder gäbe oder gegeben hätte.

Die Fortschritte der Kultur sind an den Wald gebunden und doch war die Kultur die größte Feindin des Waldes; sie ist es leider hier und da noch jetzt. Deutschland, vormals mit dichten Eichen- und Buchenwäldern überdeckt, ist jetzt nur strichweise noch mit schönen Waldungen versehen; nackte Berge, wüste Ebenen sind da, wo vormals dichte Wälder standen. Was nützt der Flugsand, was trägt die Heide? Was könnte der Wald, den man vor grauer Zeit aus Unverstand oder Eigennutz geschlagen, nutzen? Immer fühlbarer wird der Holzmangel, immer höher steigen die Holzpreise. Die Steinkohlen und Braunkohlen wachsen nicht nach, die Torfdecke des Moores vermehrt sich nur langsam; mögen sie auch noch für Tausende von Jahren Brennstoff liefern, so wird doch diese Quelle einmal versiegen.

Die Waldungen sind mit dem Wohle der Menschheit eng verknüpft, von ihnen ist zum großen Teile das Klima, die geschützte Lage, die Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit des Bodens abhängig. In der Natur greift alles ineinander, die Stoffe kreisen ohne Unterlaß. Die Pflanze nimmt aus der Luft Kohlensäure und andere gas- und dunstförmige Produkte, welche von den Tieren ausgeatmet oder durch die Verwesung in Freiheit gesetzt werden; sie haucht dagegen Sauerstoff in die Atmosphäre aus. Dieser Sauerstoff dient den Tieren zum Leben. Der Baum mit seinen grünen Blättern und jungen Zweigen bietet der Luft eine große aufnehmende und aushauchende Oberfläche; er bindet den Kohlenstoff der Kohlensäure

um aus ihm Holz, Stärkemehl u. s. w. zu bereiten. Der Wald entzieht der Luft durch seine ungleich größere aufsaugende Oberfläche weit mehr der genannten Gase als die Wiese und das Kornfeld, er gibt in gleichem Maße mehr Sauerstoff an die Atmosphäre ab. Sein Einfluß auf die chemische Zusammensetzung des Dunstkreises der Erde ist deshalb von großer Bedeutung.

Der Laubwald wirft alljährlich seine Blätter ab; selbst die Nadelhölzer verlieren nach einer bestimmten Reihe von Jahren ihre Nadeln. In den Nadeln und im Laube erhält der Boden einen Teil der mineralischen Stoffe zurück, welche ihm die Wurzeln der Bäume entzogen; die organischen Verbindungen der Blätter werden dagegen für den Boden eine reiche Humusquelle. Der Schatten der Belaubung erhält dem Boden seine Feuchtigkeit, die Verwesung arbeitet fort und fort, es entstehen Moospolster, die Humusdecke des Waldes wächst von Jahr zu Jahr.

Wasser ist das notwendigste Lebensbedürfnis aller Pflanzen und Tiere; ohne Wasser kein Saft, ohne Saftströmung kein Leben. Der Wald entzieht der Atmosphäre viel Wasser, er haucht viel Wasser wieder aus. Bewaldete Gegenden haben in der Regel eine feuchte Atmosphäre, sie haben Regen und fruchtbaren Tau. Wie der Blitzableiter die Gewitterwolken, so zieht der Wald die Regenwolke zu sich herab; sie erquickt ihn nicht allein, sie kommt auch den benachbarten Feldern zugute; in der Nähe des Laubwaldes findet man fast überall fruchtbares Ackerland. Der Tau ist ein Niederschlag wässeriger Ausdünstungen der Erdoberfläche; wo er entstehen soll, muß letztere Wasser abgeben. Der dürre Sand, der nackte Fels kann wenig Wasser geben; ihn kann deshalb kein Tau erfrischen. Der Wald, mit einer bedeutenden Verdunstungsoberfläche versehen, gibt seinem Boden, gibt dem benachbarten Lande eine große Menge des erquickenden Taues; der Boden des dichten Hochwaldes, am Tage durch die Sonnenstrahlen weniger erwärmt, wird in der Nacht auch weniger durch Ausstrahlung erkältet. Die von Feuchtigkeit erfüllten Luftschichten über dem Walde senken sich am stillen, kühlen Abend als Nebel in das Tal; der Tau perlt am Morgen auf den Wiesen, er erquickt den Acker. Wie in den Küstengegenden die Meeresdünste, so sorgen die Waldesdünste im Binnenlande für die Bewässerung des Bodens und durch dieselbe für dessen Fruchtbarkeit.

Die Mehrzahl der Flüsse entspringt auf bewaldeten Gebirgen; der Wald erhält einer Gegend ihren Wassergehalt, er sorgt für die Flüsse, er ernährt ihre Quellen; in der Wüste versiegen dieselben. Die ungeheuren, wasserreichen Ströme Nordamerikas durchziehen den Urwald; ob sie so wasserreich bleiben werden, wenn ihre Wälder verschwunden sind? Die Winde fahren her und hin; fällt auch auf dürren Sand ein warmer Regen, was hilft er diesem Sande? Begierig eingesogen, wird sein Wasser ebenso schnell wieder abgegeben, keine Pflanzen sind vorhanden, die das Wasser an sich fesseln könnten; nur wenige Pflanzenarten können überhaupt auf dürrem Sande gedeihen, weil nur wenige imstande sind das Wasser lange festzuhalten. Die Kakteen und die blattlosen Euphorbien sind fast die einzigen Bewohner tropischer Wiesen; unser Sandgras wächst auf dem Flugsand dürrer Heiden und wird schon hier, indem es durch seine Wurzelaus-

breitung den lockeren Sand befestigt, nützlich. Das Sandgras zeigt uns die Möglichkeit, auch Wüsteneien ganz allmählich mit einer neuen Pflanzendecke zu bekleiden.

Wenn sich im Winter Schnee und Eis auf dem Gebirge häuft um vor der Sonne des Frühlings zu schmelzen, so schwellen die Ströme plötzlich an, ein Bergstrom kommt zu anderen, die Wassermasse stürzt mit Macht ins Tal hinab. Bedeckt ein Wald des Gebirges Grund, fließen die Ströme durch fruchtbares Land, so wird ein großer Teil des schmelzenden Schnees, der auf den Bäumen oder unter ihnen liegt, von der lockeren Dammerde des Bodens aufgesogen und zurückgehalten, während er da, wo ihn der Boden nicht aufnimmt, die Wassermenge der Flüsse vermehrt. Seitdem die Wälder verschwanden oder über alle Gebühr gelichtet wurden, sind die Überschwemmungen der Flüsse im Frühjahre furchtbarer als je hervorgetreten.

Ein Bergrücken, eine Mauer, ein Wald schützen vor dem Winde. Der Windschutz des Hochwaldes ist in mancher Gegend nicht ohne wohltätigen Einfluß; von ihm beschirmt, gedeiht der junge Wald, gedeiht das Ackerland; er verhütet die weitere Ausbreitung des Flugsandes; er hemmt die nachteilige Einwirkung austrocknender Winde; er gewährt endlich Schatten und Kühlung. Der wohltätige Einfluß des Waldes auf die Luftbeschaffenheit einer Gegend läßt sich nicht mehr in Zweifel ziehen. Der Gesundheitszustand der Menschen und Tiere, das Gedeihen der Pflanzen ist von der Luftbeschaffenheit einer Gegend abhängig; manche verheerende Krankheit, die wir vormals nicht kannten, hängt vielleicht mit einer Veränderung der Atmosphäre durch die Verminderung der Wälder zusammen.

Der Wald hat aber auch noch eine sittliche und nationale Bedeutung. In unseren zahlreichen deutschen Walddörfern blüht das Volksleben noch im naturfrischen Glanze. Wie die See das Küstenvolk frisch erhält, so wirkt in gleicher Weise der Wald im Binnenlande. Der Waldbauer ist lustiger als der Feldbauer; er singt noch mit den Vögeln des Waldes um die Wette. Ein Dorf ohne Wald ist wie eine Stadt ohne historische Bauwerke, ohne Denkmäler, ohne Kunstsammlungen, ohne Theater und Musik. Der Wald ist der Turnplatz der Jugend und die Festhalle der Alten. Wir müssen den Wald erhalten nicht bloß, damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, sondern auch, damit die Pulse des Volkslebens warm und fröhlich weiter schlagen, damit Deutschland deutsch bleibe. K. Schacht.

92. Ein Wintertag im Walde.

Voll und schwer sind die Schneeflocken herabgerieselt, fast die ganze Nacht hindurch, bis zum herandämmernden Morgen. Dann hat ein gelinder Frost die Schneedecke überhaucht und gefestigt. Ein solcher Wintertag ist vorzugsweise dazu geeignet, um die heimische Natur auch in dieser Jahreszeit in all ihrer Schönheit kennen zu lernen; wir wandern daher heute schon früh hinaus in den stillen, tiefverschneiten Wald.

Sobald uns das Waldesdunkel aufgenommen, macht sich die Ruhe und Waldeinsamkeit so recht fühlbar. Außer dem knirschenden Geräusch unserer eigenen Schritte ist weithin kein Laut zu vernehmen und in gleicher Weise erscheint uns der ganze Wald starr, ohne Bewegung und Leben.

Wo die Strahlen der Morgensonne durch die dichten Wipfel der Nadelhölzer brechen, umgolden sie die weiße Schneerinde, welche sich von dem Grün der Kieferngebüsche gar wunderschön abhebt.

So weit unsere Blicke reichen, reihen sich zu beiden Seiten des Weges die Baumstämme ziemlich dicht aneinander und machen fast den Eindruck einer unendlichen Säulenhalle, deren Wölbungen die Baumkronen bilden und deren Boden die schneeweiße Decke ist.

Plötzlich erweitert sich das Walddickicht an einer Seite zur weithin übersehbaren Fläche, von den Forstleuten „Lichtung" oder „Blöße" genannt, hier und da mit einigen einzelnen Bäumen bestanden. Dies ist ein „Plan" des Forstes, auf welchem vor kurzer Zeit das „hohe Holz" heruntergeschlagen worden. Die einzelnen Stämme hat man als „Samenbäume" stehen lassen, damit von ihren Sämereien die Fläche wieder angesät und allmählich bewaldet werde. Hier machen wir Halt.

Wohl verwahrt mit warmen Kleidern und Schuhzeug, so daß wir der gelinden Kälte zu trotzen vermögen, stellen wir uns nun so hinter einem dichten Busche auf, daß wir durch denselben gedeckt sind, d. h. von besonders scheuen wilden Tieren nicht bemerkt werden, unsererseits aber gute Umschau halten können.

Ein knisterndes Geräusch lenkt unsere Aufmerksamkeit seitwärts nach dem Walde hinein. Hier bietet sich unseren Blicken eine eigentümliche Erscheinung. Eine Gesellschaft Kreuzschnäbel tummelt sich in den Zweigen. Es sind wunderliche Vögel, deren selbstgeschäftiges Treiben mit der tiefen Waldesruhe so recht übereinstimmt und doch das Bild zu einem lieblich lebensfrohen macht. Gleich Rubinen erglänzen sie im dunkelroten Gefieder auf den grünen, weißüberzogenen Zweigen; hier wiegt sich einer, mit dem Kopfe nach unten hängend, an den schwankenden Reisern, dort bricht ein anderer mit dem sonderbaren, kreuzweise übereinandergebogenen Schnabel bedächtig die Schuppen der harten Kiefern- und Fichtenzapfen auseinander um die Samen darunter hervorzuholen. Dies Aufbrechen verursacht eben jenes leise und einförmige Knistern. Ein dritter Kreuzschnabel sitzt auf dem höchsten Wipfel einer kleinen Fichte und läßt sein einfaches Lied ertönen. Merkwürdig, trotz Sturm und Graus, Eis und Schnee ist doch jetzt gerade die Brutzeit dieser sonderbaren Vögel. Unter einem dichten Kiefernzweige, vor dem Schnee wohlverwahrt, finden wir ein Nest mit ganz kleinen Jungen, welche die Mutter sorgsam bedeckt und gegen die Kälte verwahrt, während der Vater die ganze Familie füttern und ernähren muß.

Der Wintertag bricht nur langsam an; wohl dringt schon hin und wieder ein Strahl der Morgensonne durch das Schneegewölk, doch im übrigen hüllt noch graue Dämmerung die ganze Natur in ihr düsteres Gewand. Vor uns, weit jenseits der Lichtung, wird es lebendig. Gestalten tauchen

aus dem trüben Düster auf, von denen wir anfangs nicht unterscheiden können, ob es Menschen oder Tiere sind. Sie nähern sich langsam, und wie dann ein Sonnenstrahl hervorbricht, sehen wir, daß es Hirsche sind. Ein altes stattliches „Tier", eine Hirschkuh, schreitet voran, dann zwei jüngere, darauf wiederum eine alte Hirschkuh mit einem Kälbchen und zuletzt ein sehr großer männlicher Hirsch mit gewaltigem Geweih; alle eilen nun, nachdem sie sich gesichert haben, d. h. sich umgeschaut, ob keine Gefahr zu besorgen, ziemlich schnell daher und zwar wenden sie sich geradezu nach der anderen Seite der Lichtung, wo dicht am Waldesrande eine Fütterung für sie angebracht ist.

Die jungen Leser werden sich darüber wundern, daß man die Hirsche im Walde füttert. Dies ist aber in der Tat der Fall und zwar werden die Fütterungen für allerlei Wild, also auch für Rehe, Hasen, Rebhühner u. s. w. eingerichtet, einerseits um diese Tiere vor Not und Verderben im harten Winter zu bewahren und andererseits um sie davon abzuhalten, daß sie Schaden an wertvollen Forst- und Naturgewächsen verursachen.

Von den Hirschen aufgescheucht, huscht eine Schwarzdrossel oder Amsel bei uns vorüber, jener schöne, tiefschwarze Vogel mit goldgelbem Schnabel, der zu den angenehmsten Frühlingssängern gehört. Dann sehen wir am Waldesrande eine Schar Seidenschwänze, welche auf den jungen Ebereschenbäumen nach einzelnen Vogelbeeren umhersuchen. Diese schön gezeichneten Vögel sind nordische Wanderer, welche unserem deutschen Vaterlande nur im Winter angehören. Mit einmal wird es rings um uns her lebendig; eine Schar jener munteren und überaus nützlichen Vögelchen, Kohl- oder Fink-, Tannen-, Hauben- und Blaumeisen, Goldhähnchen, Baumrutscher, Kleiber (Blauspecht) und ein einzelner kleiner Specht ziehen hier zwitschernd und singend um die Waldesecke, indem sie von den Obstgärten eines Dorfes nach denen des anderen zu streichen. An ihrem lustigen und zutraulichen Wesen, besonders aber an der Emsigkeit, mit der sie Baum und Strauch absuchen um dieselben von den schädlichen Kerbtierbruten zu befreien, darf sich das Herz des Naturfreundes innig freuen. Plötzlich läßt eine Kohlmeise einen schrillen Warnungsruf erschallen und augenblicklich ist die ganze Schar in das schützende Dickicht verschwunden. Ein Sperber, der arge, blutdürstige Feind der kleinen Vögel, streicht hier am Rande des Waldes umher auf die Schwarzdrosseln, Meisen oder andere Vögel Jagd zu machen. Diesmal ist es aber vergeblich; denn in dem dichten Kiefer- und Fichtengebüsche sind die Vögelchen wohlgeborgen.

Auch der Erzräuber Reineke, der mordgierige Fuchs, stöbert, vom Hunger getrieben, drüben am Waldesrande umher und wagt sich sogar quer über die Lichtung und nach dem Felde hinaus, was er zu anderer Jahreszeit bei Tage niemals tut. Dort bewegt es sich plötzlich in einer alten hohen Föhre vor uns und pfeilschnell schießt ein Eichkätzchen daraus hervor, verfolgt von einem Marder, seinem bittersten Feinde. Während dessen kommt hurtig ein Hase über die Lichtung daher, welchen Reineke aus seinem warmen Lager aufgestört hat ohne ihn jedoch zu erwischen, und der nun ebenfalls im schützenden Dickicht schleunigst sich zu verbergen sucht.

Weithin nach dem Felde zu erhebt sich ein gewaltiges Geschrei. Auch eine große Waldeule hat der Hunger hervorgetrieben und sie wird nun von Krähen und Elstern mit Hallo so lange verfolgt, bis sie wieder einen schützenden Schlupfwinkel aufgefunden hat.

So sehen wir allenthalben rings umher Kampf und Streit, größtenteils verursacht oder doch augenblicklich zur Geltung gekommen durch die Not der bösen Jahreszeit, durch die Wintersnot, welche eingekehrt ist, wie bei den armen Menschen so auch bei den Tieren. Während aber die klare Wintersonne jetzt voll und herrlich über das Gewölk sich erhebt, zeigt sich uns noch ein anderes Kampfbild.

Die Hirsche fressen jetzt an der zweiseitigen Futterkrippe, welche von einem Strohdache überdeckt ist um das aufgestreute Heu vor dem Naßwerden zu schützen. Eine Hirschkuh mit ihrem Kälbchen und der größte männliche Hirsch wandern nahe herzu. Zwei andere Männchen aber bleiben seitwärts auf der Lichtung stehen. Eifersucht, Zorn und Wut funkeln aus ihren Blicken und eben wollen sie kämpfend aufeinander losstürzen. Jetzt prallen sie klappernd mit dem Geweihe zusammen und das weithin schallende Geräusch macht den alten sehr starken Bock aufmerksam. Noch ein-, zweimal fahren sie in Wut zusammen, dann eilt der Alte in mächtigen Sprüngen herbei um sie auseinander zu treiben. Aber noch ein anderer „dritter Mann" ist zugegen. Langsam erhebt sich das Feuerrohr des Jägers, mit welchem wir hinausgegangen sind; ein Knall, und zum Tode getroffen stürzt der „Schaufler" mit dem breiten Geweih zusammen. In vielfachem Widerhall bricht sich der Donner des Schusses an den Waldwänden. Die Hirsche sausen wie der Sturmwind davon und die Krähen fliegen mit Geschrei dem Felde zu, während der Fuchs das Dickicht zu gewinnen sucht und die Vögelchen nach dem tiefen Innern des Waldes flüchten.

Der Mensch hat sich den frei lebenden Tieren in seiner Furchtbarkeit gezeigt. Doch das ist sein Recht; denn er darf ja in vernunftmäßiger Weise alle seine Nebengeschöpfe zur Befriedigung seiner Bedürfnisse benutzen. Ein gellender Pfiff ruft den an der Waldecke harrenden Schlitten herbei, die Beute wird aufgeladen und der glückliche Schütze freut sich auf den wohlschmeckenden Sonntagsbraten. Wir aber haben bei dieser Gelegenheit eine Anzahl der im deutschen Walde frei lebenden Tiere in ihrem Tun und Treiben kennen gelernt.

Karl Ruß.

93. Vom Wind und Wetter.

In Bezug auf das Wetter herrscht infolge der Unwissenheit noch sehr viel Aberglaube. Hohe Zeit ist es, daß eine gesteigerte Kenntnis der Naturgesetze auch diesen Aberglauben verscheucht. Es ist Unsinn zu glauben, daß Kometen, Sonnen- und Mondfinsternisse auf das Schicksal der Menschen eine Einwirkung haben, daß der Mond das Wetter beeinflusse, daß man an gewissen Tagen manche landwirtschaftliche Arbeiten vornehmen oder lassen solle, daß am Freitag eine Veränderung des Wetters erfolge, daß man das Wetter nach dem Hundertjährigen Kalender, nach dem Vogelfluge be-

stimmt beurteilen könne und anderes mehr. Das Wetter hängt von sehr vielen Ursachen ab, deren Wirkung sehr schwer voraus zu berechnen ist. Am glaubhaftesten sind die sogenannten Wettervorhersagen, welche auf Grund der Wetterberichte verfaßt, in Zeitungen mitgeteilt und durch Anschläge veröffentlicht werden. Diese Wetterberichte gehen von einer großen Anzahl von meteorologischen Stationen, See- und Sternwarten auf telegraphischem Wege bei einer Zentralstelle ein und bieten in ihrer Gesamtheit für den wissenschaftlich gebildeten Meteorologen die beste Grundlage zur Bestimmung der Wettervorhersage. Da diese im Laufe der Jahre immer zutreffender werden, wird der Landmann gut tun, wenn er künftig denselben mehr Beachtung schenkt als den althergebrachten Bauernregeln und darnach trachtet, rechtzeitig in den Besitz der Wettervorhersage für den kommenden Tag zu gelangen.

Es fehlt jedoch auch für den einfachen Landmann nicht ganz und gar an Zeichen, welche ihn zu einem Schlusse auf das zukünftige Wetter berechtigen. So ist klar, daß er in der Regel auf nasse Witterung schließen darf, wenn er an dem Rauchen der Wälder, am Beschlagen der Steine und Gebäude, am Tröpfeln des Schornsteins ꝛc. bemerkt, daß die Luft mit Wasserdampf übersättigt ist und deshalb einen Teil desselben absetzt. Die Feuchtigkeit der Luft ist auch die Ursache, daß entfernte Wälder bisweilen ungewöhnlich nahe und von dunkelblauer Farbe erscheinen, daß die Sterne stärker flimmern, daß die Sonne blaß aussieht, daß Mond und Sonne beim Auf- und Niedergange eine ungewöhnliche Größe oder wohl auch einen Hof haben; daher können diese Erscheinungen im allgemeinen als Vorboten eines bald eintretenden nassen Wetters angesehen werden.

Bisweilen empfindet man die Sonnenwärme stärker, als man nach dem Grade des Thermometers dieselbe empfinden sollte; es „sticht" die Sonne. Man schwitzt an solchen Tagen auch im Schatten, selbst wenn man sich nicht sehr anstrengt; der Körper ist schlaff, die Luft drückend. Diese Erscheinungen rühren jedenfalls von einer starken Elektrizität des Bodens und der Luft her, und der Schluß, daß ein Gewitter bevorsteht, wird selten trügen. Kühlt sich die Luft nach dem Gewitter nur wenig ab, so entsteht bald ein zweites und drittes, und wenn eine starke Abkühlung der Luft durch das Gewitter bewirkt worden ist, so folgt auf dasselbe oft ein mehrere Tage anhaltendes Regenwetter.

Weht gegen Johanni ein anhaltender Süd- und Südwestwind, so regnet es oft längere Zeit; denn in dieser Zeit ist an der Grenze unserer gemäßigten Zone die Regenzeit der heißen Zone und der alsdann sehr warme und feuchte, von dort her zu uns kommende Wind setzt bei seinem Fortgange in kalten Gegenden viel Wasserdampf durch Nebel und Wolken ab. Auf dieser Erfahrung beruht der im allgemeinen nicht ganz falsche Glaube, daß es 7 Wochen lang täglich regnet, wenn es am sogenannten Siebenschläfertage, dem 27. Juni, geregnet hat.

Da die Mücken immer die trockenste und wärmste Luft suchen, so halten sie sich, wenn die Luft feucht ist, in der untersten Luftschicht am meisten auf, und weil die Schwalben da herumfliegen, wo sie die meisten

Mücken finden, so schwingen sie sich bei feuchter, warmer Luft ganz nahe über der Erde hin. Aus demselben Grunde springen alsdann in Gewässern die Fische öfters empor um eine nahe über dem Wasser schwebende Mücke zu erschnappen. Auch aus diesen Erscheinungen kann man also auf Regen schließen.

Das Aufsteigen des Morgennebels deutet auf Übersättigung der Luft mit Wasserdampf, folglich auf trübes Wetter, dagegen das Niederfallen des Morgennebels auf einen heiteren Tag.

Die Verhüllung der Gipfel bewaldeter Berge in eine Wolke nach heiterem Wetter zeigt Regen an; denn die durch Verdunstung des Wassers auf solchem Berggipfel erzeugte Verminderung der Temperatur der Luft bewirkt, daß der vorüberziehende Wind in der kalten, feuchten Bergluft schon einen Teil des Wasserdampfes als Wolke absetzt, während in tiefer gelegenen Gegenden die Wärme noch zu groß ist, als daß der Wasserdampf der Luft den Sättigungsgrad überschritte. Die vom Berge fortziehenden Wolken lösen sich daher auch bald wieder auf.

Jede starke Auflösung der Wolken deutet auf heiteres Wetter und die Erzeugung oder Vergrößerung der Wolken auf trübes.

Die sichersten Wetterregeln ergeben sich indes aus der Beobachtung des Windes und des Luftdruckes. Es würde nicht schwer sein, die Beschaffenheit des Wetters vorauszusagen, wenn man immer genau wüßte, was für ein Wind in einer gewissen Zeit wehte. Diese Kenntnis zu erlangen, ist jetzt durch die meteorologischen Stationen möglich geworden, welche sich in verschiedenen Ländern befinden und sich durch den Telegraphen gegenseitig über die Windströmung, den Feuchtigkeitsgehalt, den Druck und die Wärme der Luft Mitteilung machen.

Unter den Instrumenten, mit deren Hilfe man einen Schluß auf das bevorstehende Wetter machen zu können glaubt, ist das Barometer am bekanntesten. Aber auch das beste Barometer hat als Wetterglas im ganzen nur einen geringen Wert; jedoch ist es nicht ohne Nutzen, wenn man aus seinen Anzeigen die richtigen Schlüsse zu machen weiß. Man schließt nämlich aus dem Steigen des Quecksilbers und aus dessen hohem Stande auf gutes Wetter und aus dem Fallen oder dem niedrigen Stande auf Regen und Wind. Eigentlich aber darf man aus dem Steigen und Fallen nur auf eine Vergrößerung oder Verringerung des Luftdruckes schließen. Der ganze Wert des Barometers als eines Wetterglases besteht also mehr darin, daß man aus dem festen Stande des Quecksilbers auf eine gewisse Ruhe der Atmosphäre oder auf Gleichmäßigkeit in dem Luftzuge, aus der Veränderung aber auf Mangel an Gleichförmigkeit, auf Unruhe in der Atmosphäre schließen kann. Das plötzliche, starke Fallen verkündigt allerdings den nahenden Sturm oft im voraus. Die Nord-, Nordost- und Ostwinde sind meistenteils kalt und schwer, folglich vermehren sie den Luftdruck und deshalb steigt bei jenen Winden das Barometer. Weil nun bei eben diesen Winden der Himmel meistens heiter ist, so schließt man, daß das Steigen des Quecksilbers heiteres Wetter angezeigt habe; allein der Druck der Luft kann sich auch durch andere Ursachen vergrößern und es wird dann der Schluß falsch sein.

Der Süd-, Südwest- und Westwind haben eine mildere Temperatur und sind daher leicht, folglich vermindern sie den Druck der Luft und das Quecksilber fällt. Weil aber gerade diese Winde oft Regen bringen, so geht das Fallen des Quecksilbers oft dem Regen voraus; allein auch dieses Zeichen kann unrichtig sein, wenn der Luftdruck sich aus einer anderen Ursache vermindert hat. Daher kann es regnen, wenn das Quecksilber steigt, und es kann heiteres Wetter sein, wenn es fällt. Will man daher das Barometer als Wetterglas richtig benutzen, so muß man sich an folgende Regeln halten:

1. Ein ungewöhnlich hoher Stand des Quecksilbers zeigt heiteres Wetter an, das im Winter von strenger Kälte, im Sommer von mäßiger Hitze begleitet ist.

2. Ein sehr niedriger Stand deutet auf Wind, und wenn dieser aus Südwest, Süd oder West kommt, auf Regen.

3. Das plötzliche, starke Fallen des Quecksilbers läßt starken Wind oder Sturm vermuten, welcher Regen bringt, wenn er aus Süd, Südwest oder West weht.

4. Dauernde Unveränderlichkeit in dem Stande des Quecksilbers, mag er hoch oder niedrig sein, zeigt die Fortdauer der eben vorhandenen Beschaffenheit des Wetters an.

5. Die Veränderung des Quecksilberstandes ist mit Veränderlichkeit in dem Wetter verbunden, wobei es nicht selten regnet, wenn der Wind aus den genannten Himmelsgegenden weht.

Nach Palm (Weber).

VII. Pflege der Gesundheit und Krankenpflege.

94. Unsere Hausmittel.

Man hört so viel von Hausmitteln reden und versteht darunter meistens Mittel, welche in bestimmten Krankheiten angewendet werden, bevor man einen Arzt um Rat fragt. Die verschiedenen Teearten (Kamillen, Pfefferminze, Wermut u. a.), Pflanzensäfte (Eibisch-, Manna-, Rhabarbersaft), für äußerliche Schäden Bleiwasser, Salben, Pflaster u. dergl. gehören unter die Hausmittel. Im allgemeinen sind es recht harmlose und unschuldige Sachen und man kann bei deren Anwendung nicht viel schaden. Ich möchte aber nicht von diesen reden, sondern von Mitteln, die jedem von uns immer und an allen Orten zur Hand sind und die, recht angewendet, die schätzbarsten Arzneimittel übertreffen, nicht weil sie die vorhandenen Krankheiten heilen, sondern den Ausbruch derselben verhüten. Solche Mittel sind in jedem Hause; der Reiche kann sie nicht entbehren und der Arme umsonst haben; sie sind die richtigen Hausmittel.

I. Das erste und wichtigste von ihnen ist die Luft.

Die Luft ist das wichtigste und zum Leben notwendigste Mittel. Ein Erwachsener atmet in 24 Stunden etwa 9000 Liter Luft ein und verjüngt durch sie das im Körper fließende Blut. Speise und Trank bedarf der Mensch zu gewissen, Luft zu allen Zeiten. Ohne Nahrung verhungert ein Mensch in einer bestimmten, unter Umständen langen Zeit; ohne Luft erlischt das Leben in wenigen Augenblicken. Unreine, verdorbene Luft gefährdet Leben und Gesundheit im höchsten Grade. Die reine Luft z. B. im Walde und auf Bergen, besteht aus Sauerstoff, Stickstoff, Wasserdampf und Kohlensäure. Der wichtigste Bestandteil ist der Sauerstoff, weil dieser zur Blutbildung unbedingt erforderlich ist; der gefährlichste ist die Kohlensäure, welche sich durch die Ausatmung, Verbrennung, Gärung u. dergl. bildet. Enthält die Luft, in der wir uns aufhalten, zu viel Kohlensäure, so wird die Atmung gehindert, die Herztätigkeit gestört und unregelmäßig; es treten Beklemmung, Atemnot,

Lufthunger und Betäubung ein, die zum Tode führen können. Das ist der Fall, wenn in einem geschlossenen Raume Menschen oder Tiere längere Zeit verweilen, z. B. in Schlafstuben, Wirtshäusern und Theatern.

Von Beimischungen, welche die Luft verderben, ist vor allen die von Kohlendunst (Kohlenoxyd), wie er bei offenem Verbrennen von Kohlen entsteht, zu nennen. Jedermann hat schon von Todesfällen gehört, welche durch zu frühes Schließen von Ofenklappen verursacht wurden. Hier kann der sich bildende Dunst durch den Kamin nicht entweichen; er teilt sich der Zimmerluft mit und schon 3 Prozent Kohlenoxyd genügen den Tod herbeizuführen. Ähnliche Gase bilden sich in Sümpfen, Gruben, tiefen Brunnen und an anderen Orten. Daher ist das Hinuntersteigen in solche nur unter der Vorsichtsmaßregel erlaubt, daß man vorher ein brennendes Licht hinunterläßt. Brennt dieses ruhig weiter, dann besteht keine Gefahr; die Luft enthält genug Sauerstoff zum Atmen.

Nicht selten finden Verunreinigungen der Luft durch Ruß, Rauch, Staub u. dergl. statt. Derartige Beimischungen reizen zunächst die Atmungsorgane (Kehlkopf, Luftröhre und Lungen); es entstehen Husten und später die verschiedensten Lungenkrankheiten.

Am gefährlichsten aber sind Beimengungen von lebenden Organismen, kleinen unsichtbaren Pflanzen und Tieren, welche in jeder Luft eingeatmet werden und in denen man die Ursache verschiedener Krankheiten vermutet.

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß reine Luft eine der ersten Bedingungen für die Gesundheit ist. Wir erfüllen diese Bedingung, wenn wir unsere Schlaf- und Wohnzimmer geräumig genug machen; wenn wir jederzeit der frischen Luft Zutritt gestatten und wenn wir für die Entfernung der verdorbenen Luft durch Öffnen der Fenster Sorge tragen. Man kann sich gar nichts Verkehrteres denken als z. B. in Krankenstuben die Fenster fest zu verschließen. Gerade da ist gute Luft mehr als sonstwo notwendig und es gibt gar keine Krankheit, bei welcher frische Luft, wenn sie nicht zu kalt oder Zugluft ist, schadet. Bei recht vielen Krankheiten dagegen, namentlich bei solchen, die mit Hitze verbunden sind, ist die reine frische Luft die allerbeste Arznei. Auch die Ansicht, Nachtluft sei schädlich, ist ein ungerechtfertigtes Vorurteil.

II. Ein zweites, kaum minder wichtiges Mittel ist das Wasser.

Ohne Wasser kein Leben! Nur durch die Vermittlung des Wassers kreisen die Säfte im Körper des Tieres und in der Pflanze, wird die Nahrung aufgenommen, das Unbrauchbare und

Abgenutzte ausgeschieden. Der menschliche Körper besteht nahezu aus 70 Prozent Wasser; selbst Teile, welche wir als fest bezeichnen, z. B. Knochen, enthalten 10 Prozent. — Gemüsepflanzen sind erstaunlich reich an Wasser, so hat Kraut 88 Prozent, Gurken haben sogar 95 Prozent Wasser.

Gleichzeitige Entziehung von Nahrung und Wasser tötet durchschnittlich in 8 Tagen. Menschen, z. B. Geisteskranke, die nichts aßen, aber tranken, haben über 40 Tage gelebt.

Wir unterscheiden verschiedene Arten von Wasser:

1) Das Regenwasser (Meteorwasser, Regen, Hagel, Schnee) ist reines Wasser, klar, geruch- und geschmacklos. In wasserarmen Gegenden sammelt man dasselbe in Zisternen zum Genusse für Menschen und Tiere. So war es bis vor kurzem auf der Rauhen Alb oder dem Schwäbischen Jura, so ist es heute noch in den norddeutschen Marschgegenden. So lange es dort reichlich regnet, ist das Wasser gut und genießbar; bei Trockenheit fängt es an zu faulen und wird schädlich.

2) Das Grundwasser ist das durch den Boden gesickerte Regenwasser. Wir lernen es am besten in den Brunnen kennen. Wasser aus tiefen Brunnen, die in nicht bewohntem Gelände gegraben sind, ist nahezu so rein wie Regenwasser. Brunnenwasser in Städten und Dörfern ist dagegen sehr oft durch fremde Beimengungen, z. B. von Dunggruben, Abtritten, Schlächtereien u. dergl. verunreinigt, enthält auch sehr oft die kleinsten pflanzlichen und tierischen Organismen (Bakterien), die gesundheitsschädlich sind. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Güte des Wassers mit der Tiefe des Brunnens, aus dem es geschöpft wird, zunimmt. Dabei kommt es natürlich wesentlich auf die Beschaffenheit des Bodens an, durch den das Wasser sickert. Wenn auch im allgemeinen schlechtes Wasser beim Durchsickern durch den Boden sich reinigt, so nimmt es auf der andern Seite auch Stoffe aus dem Boden auf. Besonders deutlich sieht man dies bei kalkhaltigem Untergrunde. Der aufgelöste Kalk macht das Wasser hart und in solchem Wasser löst sich z. B. keine Seife; es bildet beim Kochen Niederschläge, den Kesselstein. Auf dieselbe Art entstehen auch die Mineralwasser, welche Salze, Erden, Metalle und dergl. enthalten, wie z. B. das Friedrichshaller Bitterwasser, die Stahlwasser von Freiersbach im Renchtal, das Wasser in Baden-Baden u. a.

3) Tritt das Grundwasser durch eine natürliche oder künstliche Öffnung zu Tage, so haben wir das Quellwasser. Dieses ist das beste Genußwasser, weil es die wenigsten Beimengungen enthält, dagegen immer mehr oder weniger Kohlensäure, welche ihm den angenehmeren Geschmack gegenüber dem Regenwasser verleiht. Weiter zeichnet sich das Quellwasser zu seinem Vorteil vor fast allen Wasserarten durch seine kühle, das ganze Jahr über sich ziemlich gleichbleibende Temperatur (durchschnittlich bei uns 9—11 ° C) aus.

4) Der Vollständigkeit halber führen wir das Wasser der offenen Wasserläufe (Bäche, Flüsse) und des Meeres an. Fließende Wasser in unbewohnten Gegenden sind im allgemeinen sehr rein, in bewohnten dagegen durch allerlei Stoffe, namentlich Abfallstoffe, verunreinigt. Je größer die Stadt, je kleiner der Fluß, desto größer die Verunreinigung. In England fehlt in einzelnen Flüssen alles tierische Leben; kein Fisch kann darin leben. Annähernd ebenso ist es in Deutschland nur in der Wupper.

Das Meerwasser zeichnet sich durch seinen Salzgehalt, der es zum Trinken unbrauchbar macht, vor allen andern aus.

Überblicken wir das bisher Gesagte, so haben wir einen geschlossenen Kreislauf vor uns, dessen Anfang der Regen ist. Aus dem Regen entsteht das Grund- und Quellwasser, aus diesem entstehen die Quellen, Bäche, Flüsse und Ströme und diese endlich bilden das Meer. Durch Verdunstung entsteigen diesem Wasserdämpfe, welche Wolken bilden, aus denen der Regen niederfällt.

Die Verwendung des Wassers für den Menschen ist eine zweifache. Einmal als Trinkwasser bildet das Wasser einen unentbehrlichen Faktor im Lebensprozesse. Es löst die Bestandteile der Nahrung, die zum Aufbau des Körpers dienen, auf, führt sie in die Säfte (das Blut) und scheidet aus dem Organismus die verbrauchten Stoffe aus. Große Mengen Wasser werden schon mit den Nahrungsmitteln aufgenommen. Aber auch als wirkliches Trinkwasser wird es dem Körper zugeführt. Das Bedürfnis nach Trinken, der Durst, ist jedem bekannt, ebenso, daß ein rechter Durst nur durch Wasser gestillt wird. Dieses muß, um seinen Dienst tun zu können, rein und frisch sein. Unreines Wasser macht krank; warmes Wasser stillt den Durst nicht.

Eine andere Verwendung des Wassers ist die mehr äußerliche zum Waschen und zu Bädern. Reinlichkeit erhält den Leib. Fleißiges Waschen erhält den Körper gesund, indem es, wie das Baden es tut, die Haut frei macht von Verunreinigungen, die Poren offen hält und so den Gasaustausch zwischen Körper und äußerer Luft befördert (Hautätmung).

In kranken Tagen nützen die Umschläge mit kaltem oder warmem Wasser bei den verschiedensten Gebrechen, ebenso wie kalte und warme Bäder, die schon seit Jahrhunderten in Gebrauch sind.

Gutes reines Wasser als Getränk schadet nie, ebensowenig als ein Bad oder eine Waschung, und es gibt gar keine Krankheit, in der das eine oder das andere verboten wäre.

III. Licht und Wärme.

Das Licht ist eine Lebensbedingung der meisten Pflanzen und Tiere, so gut wie die Luft und das Wasser. Alle Pflanzen, welche grüne Blätter haben, können dasselbe nicht entbehren, weil einer ihrer wichtigsten Faktoren, das Blattgrün (Chlorophyll), durch seine Einwirkung entsteht. Darum streben die Pflanzen nach dem Lichte. Am besten sieht man dies an Orten, wo nur von einer Seite Licht Zutritt hat, z. B. in Schluchten. Da strecken sich die Bäume und Sträucher förmlich nach der Lichtquelle und erhalten dadurch oft die sonderbarsten Gestalten. Und während sie auf der dem Lichte zugewendeten Seite üppige Schosse treiben, verkümmern sie auf der lichtleeren Seite. Im Keller, wenn die Kartoffeln, Rüben und andere Gewächse zu treiben anfangen, richten sich alle Triebe nach den Kellerfenstern und gerade bei diesen kann man am besten beobachten, wie notwendig das Licht für das Wachstum der Pflanzen ist; sie sind blaß, gelblich, weil eben das Blattgrün nur im Sonnenlichte sich bilden kann. — Wir benutzen diese Eigentümlichkeit zu gewissen Zwecken. Wenn z. B. im Frühjahr Hyazinthen oder Tulpen keine Stengel treiben, die Blüten dicht über der Erde in den Blättern sitzen bleiben, so bringen wir sie zur besseren Entwicklung, indem wir einen Trichter von undurchsichtigem Stoff (Papier, Blech oder dergl.) darüber stülpen. Die Blüte reckt sich nach der Lichtquelle und hebt sich aus den Blättern. Wenn wir im Garten Endivie oder Sellerie binden, so bleiben die inneren Blätter weißgelb und weicher als die äußern. Sie können sich, des Lichts beraubt, nicht völlig entwickeln, verkümmern, werden aber für den Genuß schmackhafter. — Wie sehr auch die schöne Farbe der Blumen von der Sonne abhängt, weiß jeder; Schattenblumen haben düstere Farben. Tiere und Menschen brauchen das Licht so gut wie die Pflanzen zu ihrer Entwicklung. Im Finstern können sie nicht gedeihen. Darum verkümmern sie, wenn ihnen das Licht für längere Zeit entzogen wird. Darin liegt — neben anderem — z. B. der Grund für das frische, schmucke Aussehen des Weideviehs gegenüber dem Stallvieh. Dunkelarrest macht den Menschen bei längerer Dauer ernstlich krank.

Am wichtigsten ist uns das Licht für den Gebrauch des edelsten und wertvollsten unserer Sinne, das Auge.

„O, eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges. — Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf —
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte."

Die ganze Herrlichkeit der Natur, sie ist ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch für den Unglücklichen, dem das Augenlicht versagt ist, und bliebe ein solches für uns alle und für immer, wenn nicht die liebe Sonne am frühen Morgen uns weckte mit ihrem milden Scheine. „Es freue sich, wer da atmet im rosigen Licht."

Da wir nun gesehen haben, wie wichtig für alle Geschöpfe das Licht ist, so wird sich unschwer begreifen lassen, daß der Mensch von alters her bemüht war, sich den Genuß des Lichts in ausgedehntem Maße zu verschaffen. Wir bauen unsere Wohnhäuser gegen die Lichtseite, versehen sie mit großen Fenstern und beleuchten sie, wenn das natürliche Licht mangelt, künstlich. Man versteht es eigentlich heute schon nicht mehr recht, wie unsere Vorfahren in ihren dunklen, rauchigen Stuben mit den kleinen Fensterchen leben konnten, und eine Wohnstube ohne Fenster, wie z. B. vor der Erfindung des Fensterglases, kann man sich gar nicht mehr denken. Die älteste Beleuchtungsart, der Kienspan, den man in meiner Jugend noch in mancher Schwarzwälder-Stube antraf, ist den Talg-, Paraffin- und Stearinkerzen gewichen; diese haben den Öl- und Petroleumlampen oder dem Leuchtgase Platz gemacht, das wiederum durch die Elektrizität schon vielfach verdrängt ist.

Für unser Auge ist es von der größten Wichtigkeit, daß wir unsere Arbeiten bei der richtigen Beleuchtung verrichten. Zu helle Beleuchtung blendet das Auge und ist ebenso schädlich als zu geringe. Gegen jene (direktes Sonnenlicht) schützen wir uns durch Vorhänge, Fensterläden u. dergl.; dem Mangel an Licht helfen wir durch Lampen und Lichter ab. Was wir als Schutz für unsere Augen von diesen verlangen müssen, ist, daß sie hell und ruhig brennen. Dann kommt es nicht so sehr auf die Art der Beleuchtung an.

Kein Licht ohne Wärme! Wo die Sonne hinscheint, wo ein Kerzen- oder Lampenlicht brennt, empfinden wir an unserer Körperoberfläche, z. B. der fühlenden Hand, Wärme. Die Wärme stammt aber nicht nur von den Lichtquellen, als deren wichtigste wir die Sonne kennen gelernt haben, sondern es gibt eine Menge anderer Wärmequellen, von denen wir später reden wollen. Ich meine die Vorgänge in der Natur, die man als chemische Prozesse bezeichnet und bei denen immer Wärme frei oder gebunden wird. Ich will hier nur an einige alltägliche Erschei-

nungen, z. B. an das Erwärmen der Flüssigkeiten beim Gären, die Erhitzung des Heus und Grummets, die sich bekanntlich bis zur Selbstentzündung steigern kann, und an die Wärmeentwicklung beim Löschen des Kalks erinnern.

Der bekannteste und für uns wichtigste Prozeß ist aber die Verbrennung, weil wir diese zur Erwärmung der uns umgebenden Luft benutzen. Wenn auch der Mensch bei den verschiedensten Wärmegraden leben kann, so ist doch für sein Gedeihen und Wohlbefinden eine gewisse Wärme notwendig. Bei uns in Mitteleuropa liegt diese etwa zwischen 5° unter und 20° C über dem Gefrierpunkte des Wassers; die zuträglichste Temperatur aber liegt bei 16° C. Diese suchen wir uns zu verschaffen, indem wir im Sommer unsere Wohnräume kühlen, im Winter erwärmen. Die Erwärmung geschieht bekanntlich durch Verbrennung von Holz, Kohlen, Torf u. dergl. in Öfen. In dieser Beziehung nun wird viel gesündigt. Namentlich in Krankenstuben trifft man oft eine Hitze, die, abgesehen von andern Verunreinigungen der Zimmerluft, an und für sich höchst nachteilig wirkt. Es ist grundfalsch, bei jeder Krankheit den Patienten in dicke Federbetten zu stecken und den Ofen bis zum Bersten zu heizen. Im Gegenteil, zumal bei entzündlichen, hitzigen Krankheiten, bekommt die mittlere Temperatur von 15 oder 16° C weitaus am besten. Zu große Erwärmung verursacht Blutwallung, roten Kopf, Schwindel, Ohrensausen, selbst Ohnmacht, wo nicht Schlimmeres.

Nach Dr. Öffinger.

95. Verhalten bei ansteckenden Krankheiten.

Zu den ansteckenden Krankheiten rechnet man namentlich Scharlach, Masern, Diphtheritis, Unterleibstyphus (Nervenfieber), Cholera und Blattern (Pocken). Herrscht eine dieser Krankheiten im Orte, so ist für die Gesunden die erste und wichtigste Regel sich strenger Reinlichkeit zu befleißigen, sich wiederholt täglich zu waschen, wöchentlich mindestens einmal den ganzen Körper, und den Mund recht häufig auszuspülen; letzteres ganz besonders bei Diphtheritis-Epidemien.

Ist ein Familienmitglied erkrankt, so ist es bei beschränkten Räumlichkeiten aufs dringendste zu raten, den Patienten in ein Krankenhaus zu bringen, um der Gefahr der Weiterverbreitung der Krankheit vorzubeugen. Ist dies nicht möglich, so muß der Kranke, wenn die Räumlichkeiten dies irgend gestatten, ein Zimmer für sich allein bekommen, das nur von der pflegenden Person und dem Arzt betreten werden darf. Daß niemand bei dem Kranken im Bett liegen darf, versteht sich von selbst. Da alles, was mit dem Kranken in Berührung gekommen ist, den Ansteckungsstoff in sich trägt, darf nichts aus dem Zimmer heraus, was nicht desinfiziert, d. h. durch Abtöten der Krankheitskeime unschädlich gemacht ist. Dies

gilt namentlich von gebrauchter Wäsche und von den Abgängen des Kranken (Stuhlgang, Urin, Auswurf, Erbrochenes ꝛc.). Die Wäsche wird in ein im Krankenzimmer stehendes größeres Gefäß (Waschbütte u. dergl.) gelegt, in dem man eine starke Schmierseifelösung angemacht hat. In dieser Lösung weicht man die Wäsche mehrere Stunden ein oder kocht sie dann in einem andern Raum ½ Stunde lang im Wasser. Die Abgänge müssen ebenfalls im Krankenzimmer in einen Topf mit 2prozentiger Lysollösung (20 g oder etwa 1½ Eßlöffel Lysol auf 1 Liter Wasser) geschüttet werden und darin mindestens eine Stunde bleiben, ehe sie in den Abort gebracht werden.

Besonders bei Typhus und Ruhr ist die Desinfektion des Stuhlgangs mit größter Sorgfalt auszuführen.

Den Kranken selbst wasche man täglich mehrmals ganz und gebe ihm öfters frische, aber gut vorgewärmte Leib- und Bettwäsche. Es ist ein törichter Aberglaube, daß man einen mit einer ansteckenden Krankheit behafteten Kranken, insbesondere Masern- und Scharlachkranken, nicht waschen und frisch kleiden dürfe. Beides ist bei entsprechender Vorsicht (warmes Waschwasser, vorgewärmte Wäsche) ungefährlich, und da gerade bei Erkrankungen die Hautpflege doppelt nötig ist um die ungesunden Säfte aus dem Körper zu entfernen, höchst vorteilhaft. Der Kranke muß sein eigenes Eß- und Trinkgeschirr haben, das im Zimmer verbleiben muß. Das Krankenzimmer muß täglich durch feuchtes Aufwischen (nicht Kehren) gereinigt und stets gut gelüftet werden.

Die pflegende Person muß nach jeder Berührung des Kranken die Hände in zweiprozentiger Lysollösung waschen; sie darf niemals im Krankenzimmer essen oder trinken.

Nach Beendigung der Krankheit muß der Kranke ein warmes Seifenbad nehmen oder wenigstens den ganzen Körper mit warmem Seifenwasser abwaschen und das benutzte Zimmer muß einer gründlichen Desinfektion unterzogen werden, da sonst der Ansteckungsstoff darin bleibt und später auf Gesunde übergehen kann.

Zu den ansteckenden Krankheiten im weiteren Sinne des Wortes gehören auch die Lungenschwindsucht (Tuberkulose, Auszehrung) und die Geschlechtskrankheiten.

Die Lungenschwindsucht wird durch den sogenannten Tuberkelbazillus verursacht, der in unzähligen Mengen im Auswurf der Schwindsüchtigen enthalten ist. Wird der Auswurf, wie es ja gewöhnlich geschieht, in Spucknäpfe, die mit Sand, Sägemehl oder Asche gefüllt sind, oder auf den Fußboden entleert, so trocknet er ein, zerstäubt, wird dann mit der Luft weiter getragen und gelangt durch Einatmung in die Lunge anderer Menschen. Die Kranken müssen deshalb angehalten werden, im Hause nur in ein mit Wasser gefülltes Speiglas auszuspucken, dessen Inhalt in den Abort gegossen wird, außerhalb der Häuser in ein Taschentuch, das aber häufig gewechselt wird und, wie vorhin dargelegt, in Schmierseifelösung eingeweicht werden muß. Gegen die Schwindsucht schützt man sich am sichersten durch Kräftigung und Abhärtung des Körpers von Jugend auf, durch gesunde Wohnung, zweckmäßige Ernährung und regelmäßige Lebensweise.

Nicht eindringlich genug kann gewarnt werden vor den Ratschlägen von Kurpfuschern oder anderen unkundigen Personen und vor dem Gebrauch von Geheimmitteln, wie sie in den Zeitungen angepriesen werden. Es handelt sich hierbei stets um eine Täuschung der Kranken.

Wer sich unwohl fühlt, kuriere nicht selbst an sich herum, sondern gehe alsbald zum Arzt.

Diejenigen aber, welche den von uns erteilten Ratschlägen folgen, werden sich vor sehr vielen und besonders vor manchen der häufigsten und verderblichsten Krankheiten schützen, die man als chronische, d. h. als lang andauernde bezeichnet.

Tu, was du kannst, lieber Leser, um den Anforderungen der Natur gerecht zu werden! Richte deine Lebensweise, deine Wohnung, deine Ernährung, deine Kleidung, deine Körperpflege möglichst nach den hier dargelegten Grundsätzen ein, dann wird der Segen für dich und die deinen nicht ausbleiben. Auch hier gilt der Spruch:

„Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen!"

Aus „Wie erhält man sich gesund und erwerbsfähig" von Kalle und Dr. Schellenberg.

96. Die erste Hilfe bei Verletzten und Scheintoten.

Gar mancher Verunglückte wäre wieder zum Leben zurückgerufen worden, wenn man zur rechten Zeit zu den geeigneten Mitteln gegriffen hätte.

Wird eines der größeren Blutgefäße verletzt, so strömt das Blut quellend oder im Strahl hervor. Bei Erwachsenen hat ein Verlust von 2½ kg Blut unbedingt den Tod zur Folge. Kleinere Blutungen können durch Kälte, Eintauchen des verletzten Gliedes in kaltes Wasser gestillt werden, größere dadurch, daß man an der verwundeten Stelle den Blutkreislauf durch Unterbinden hemmt. Hierzu kann man ein nasses Tuch mit einem Knoten benutzen; man bringt den Knoten auf die Stelle, aus welcher das Blut hervorquillt, und stellt durch möglichst festes Binden einen drückenden Verband her. Ärztliche Hilfe ist sofort zu suchen. Nasenblutungen werden durch Einziehen von kaltem Wasser, kalte Aufschläge oder in schweren Fällen durch Verstopfen mit Baumwollenballen, welche mit blutstillenden Mitteln getränkt sind, beseitigt. Bei tiefen Schnittwunden sind die Wundränder durch einen dichten Verband ununterbrochen zusammenzuhalten. Der verwundete Teil wird mit Eis gekühlt und in eine ruhige, wagerechte Lage gebracht. Wunden verlangen eine sorgfältige Behandlung und größte Reinlichkeit. Bei kleineren Wunden nimmt man zur Vereinigung der Wundränder Heftpflaster. Die Wände müssen verkleben und verwachsen. Eiterbildung muß verhindert werden. Damit größere Wunden nicht durch die Pilze der Luft in Fäulnis übergehen, legt man sogleich Watte darauf, die mit 2½%iger Karbollösung getränkt ist, und erhält sie etwas feucht. Durch die Watte wird die Luft gereinigt, ehe sie an die Wunde kommt; die Pilze werden zurückgehalten und zerstört. Verwundete Glieder werden oft

in lauem Wasser oder Kamillentee gebadet oder gespült, aber nicht mit Schwämmen oder Tüchern abgewaschen, da diese Schmutz und Pilze enthalten können.

Körperteile mit Brandwunden werden zur Linderung des Schmerzes sofort in kaltes Wasser getaucht oder mit kalten Umschlägen bedeckt. Leichtere Wunden, bei denen Blasen sich nicht gebildet haben, kühlt man mit Bleiwasser; schwerere behandelt man ebenfalls zuerst mit Kälte, dann aber mit kühlenden Mitteln, wie Leinöl mit Kalkwasser, Pfefferminzöl, Eigelb, frischer Butter, geschabten Kartoffeln. Hierauf bedeckt man sie schonend mit Watte, welche in 1%ige Karbollösung getaucht wurde.

Die Erfahrung lehrt, daß viele Handwerker oft unvorsichtig und leichtsinnig mit scharfen und spitzen Werkzeugen umgehen, so daß bei ihnen viel zu oft Verwundungen vorkommen. Dadurch verursacht sich der einzelne selbst unnötige Schmerzen, stört den regelmäßigen Fortgang des Geschäftes und schädigt sich und seine Familie am Einkommen. Daher Vorsicht! Durch Stoß, Schlag, Fall, Sturz werden innere Zerreißungen hervorgebracht, welche mit Blutergüssen unter der Haut sowie mit schmerzhafter Schwellung und Verfärbung verbunden sind und Quetschungen heißen. Bis zur Ankunft des Arztes wendet man kaltes Wasser an und löst alle engen Kleidungsstücke. Die Zerrung und Zerreißung der Gelenkbänder und Quetschung der Gelenkenden nennt man Verstauchung. Das Gelenk schwillt an. Ruhe und kalte Umschläge sind die ersten Mittel, die bis zur Ankunft des Arztes angewandt werden müssen. Die dauernde Verschiebung der Knochenenden eines Gelenkes nach Zerreißung der Gelenkbänder nennt man Verrenkung. Die Form des Gelenkes ist verändert, alle Bewegungsversuche sind sehr schmerzhaft. Das Gelenk muß möglichst bald, jedoch nur vom Arzt, eingerichtet werden. Ein Knochenbruch heilt dadurch, daß sich an den Bruchenden neue Knochenmasse bildet, welche die Enden zusammenkittet. Diese Masse ist anfangs weich, wird aber in 2—6 Wochen hart. Sind während dieser Zeit die Bruchenden stets unbeweglich in der richtigen Lage zueinander erhalten worden, so bleibt keine entstellende Formveränderung nach der Heilung zurück. Im anderen Falle heilt der Knochen schief oder mit Verkürzung zusammen. Der Bruch wird deshalb vom Arzte eingerichtet, d. h. die Bruchenden werden in die richtige

Abbildung 36. Vorläufiger Verband eines Oberarm- und Vorderarmbruches.

Stellung zueinander gebracht. Das Verbleiben in ihr wird durch Anlegung entweder von Schienen oder erhärtender Verbände (Gips, Wasserglas) erzielt. Ist ein Arzt nicht sofort zu haben, so muß man die Bruchstelle aufsuchen, die Kleider aufschneiden (nicht ausziehen) und einen vorläufigen Verband herstellen. Überall findet man zu Schienen und zur Befestigung für sie passende Dinge: Latten, Besenstiele, Fußmatten, Zweige, Binsen, Stroh, Taschentücher, Handtücher, Bindfaden, Hosenträger u. s. w. Nach der vorläufigen Anlegung der Schienen und des Verbandes lagert man den Kranken passend auf einer Bahre oder einem Wagen und befördert ihn vorsichtig zum Arzte.

Abbildung 37. Notverband eines Unterschenkelbruches.

Bei Ohnmachtsanfällen bringt man den Kranken sofort an die frische Luft, läßt ihn an scharf riechenden, belebenden Stoffen (Salmiakgeist oder Kölnischem Wasser) riechen und gibt ihm etwas Wein oder schwarzen Kaffee zu trinken. Außerdem fächelt man ihm frische Luft zu, lockert die enganliegenden Kleider, besprengt Gesicht und Herzgrube mit kaltem Wasser,

Abbildung 38. Notverband eines Oberschenkelbruches.

bürstet die Fußsohle und kitzelt die Nase, damit Niesreiz erfolgt. Bleiche, blutarme Personen müssen wagerecht, vollblütige mit erhöhtem Kopfe gelagert werden.

Der Scheintote hat ein totenähnliches Aussehen. Das Leben scheint erloschen zu sein. Von der Atmung ist nichts zu merken. Die Sinne versagen den Dienst. Von Gefühl zeigt sich keine Spur. Wir rufen ihn an: er hört nicht. Wir schütteln, berühren, stechen ihn: er bleibt regungslos, wie er war. In Wahrheit bestehen aber die Herz- und Atembewegungen fort, freilich so schwach, daß man sie ohne weiteres nicht wahrzunehmen ver-

mag. Man hat verschiedene Mittel um den Scheintod vom wirklichen Tod zu unterscheiden. Das Beschlagen eines vor die Nase gehaltenen kalten Spiegels oder die Bewegung einer Flaumfeder lassen auf Scheintod schließen. Ein sicheres Zeichen besteht im Auflegen von Senfteig, welcher bei Scheintoten die Haut noch rötet.

Vermutet man Scheintod, so sind unverzüglich Wiederbelebungsversuche anzustellen. Man muß vor allem die fast erloschene Herz- und Atemtätigkeit wieder anzuregen suchen. Dies geschieht teils durch Reizung der Empfindungsnerven, wie dies bei der Ohnmacht schon dargelegt wurde, teils durch alsbaldige Einleitung der künstlichen Atmung selbst. Man entkleidet den Scheintoten, hüllt ihn in warme Tücher ein, legt ihn bei etwas erhöhtem Kopfe auf den Rücken und zieht seine Zunge vor, damit die Luftwege frei werden. Sodann stellt man sich hinter den Kopf des Verunglückten, erfaßt seine beiden Arme über dem Ellenbogen und zieht sie gestreckt, so weit es geht, über den Kopf. In dieser Stellung beläßt man sie etwa 2 Sekunden. Dadurch tritt Luft in die Lungen ein. Hierauf werden die Arme langsam wieder zurückgeführt und zwei Sekunden an die Seiten der Brust gedrückt. Auf diese Weise tritt die Luft wieder aus. Im Takte des ruhigen Atmens fährt man vorläufig eine Stunde lang fort. Aber man verliere die Geduld nicht, sondern zeige große Ausdauer; denn die Arbeit der Wiederbelebung glückt oft erst nach fünf Stunden. Sind zwei Personen zugegen, so machen beide, jeder an einem Arm, gleichzeitig dieselben Bewegungen. Hat man die Freude Lebenszeichen wahrzunehmen — es tritt ein plötzlicher Farbenwechsel im Gesicht ein und der Scheintote beginnt schwach zu atmen — so wird die künstliche Atmung mit Unterbrechungen schwächer und schwächer fortgesetzt. Man reibe und bürste Waden und Arme und wasche die Schläfe und Stirn mit warmem Branntwein oder Essig. Nach dem Erwachen flößt man dem Wiederbelebten etwas Wein ein und überläßt ihn dann dem Schlummer. Diese Aufgaben sind bei allen Arten von Scheintod zu lösen. Jede Art aber erfordert noch ein besonderes Verhalten.

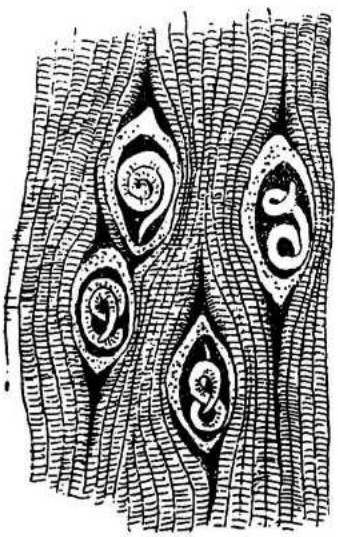
Lesebuch von Schanze.

97. Die Trichine, der Bandwurm und die Finne.

Die Trichinen verursachen die schreckliche Trichinenkrankheit, die von den Ärzten erst in neuerer Zeit erkannt worden ist. Das winzig kleine Würmchen lebt im Fleische mancher Tiere, namentlich der Schweine. Genießt der Mensch trichinenhaltiges Schweinefleisch, so erkrankt er mehr oder weniger schwer, ja nicht selten tritt der Tod ein. Die genossenen Trichinen setzen sich nämlich im Darme der Menschen fest und erzeugen hier lebendige Junge, Fadenwürmchen, wie man sie kleiner kaum kennt. Die alten Trichinen bleiben im Darme, bis sie untergehen; die junge Brut aber wandert vom Darme aus in den Körper des Menschen ein. In dem Fleische allein treffen die jungen Trichinen eine für ihr weiteres Wachstum geeignete Wohnstätte. Schon 14 Tage nach der Einwanderung ist das Würmchen ausgewachsen. Nun rollt es sich spiralartig zusammen wie eine

Uhrfeder und es bilden sich dann nach und nach um ein jedes Tierchen eine Kapsel aus Kalksalz, sodaß es zuletzt in einer Kalkschale steckt wie ein Vogelei. Sind die Trichinen eingekapselt, so können sie sich nicht weiter bewegen und weiter entwickeln. Die Kapsel ist für sie ein Gefängnis, aus dem sie nur frei werden, wenn sie mit dem Fleische, in dem sie liegen, in den Magen eines Essers gelangen.

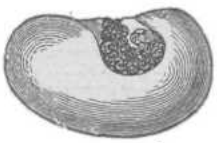
Rechnen wir auch nur 200 Junge auf eine Trichinenmutter, so genügen 5000 solcher Mütter, um eine Million Junge für die Einwanderung zu liefern, und so viele Muttertiere können in wenigen Bissen Fleisch enthalten sein, auch wenn es von ihnen nicht in besonders hohem Grade durchsetzt ist.



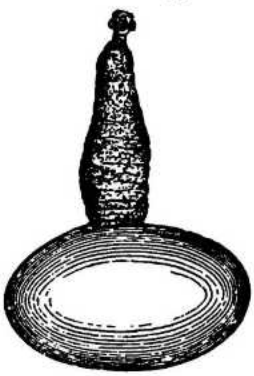
a

b

Abbild. 39. Verkapselte Muskeltrichinen.
a stark vergrößert, b in natürlicher Größe.



a



b

Abbild. 40. Schweinefinnen.
a mit eingezogenem, b mit hervorgestülptem Kopfe. (Vielf. vergr.)

Je mehr lebende Tiere genossen werden und je länger sie im Darme verweilen, um so mehr Junge werden geliefert und um so höher steigt die Gefahr.

Die Erscheinungen der Trichinenkrankheit stellen sich sehr verschieden dar. Gewöhnlich sind es ruhrartige Zufälle, dann Schwäche, Mattigkeit wie bei Gicht; ferner tritt Fieber ein wie beim Nervenfieber. Meist schwillt das Gesicht auf, namentlich die Augengegend. Zuweilen sterben die Menschen innerhalb 3—4 Wochen nach dem Genusse; nicht selten nimmt die Krankheit einen mehr schleichenden Verlauf und es tritt eine langsame Genesung ein oder statt deren ein langwieriges Siechtum. — Durch ein einziges Schwein sind im Oktober 1863 in Hettstedt bei Eisleben 150 Menschen schwer erkrankt und 25 gestorben. In dem Dorfe Hedersleben bei Quedlinburg erkrankten 1865 gegen 300 Personen an der Trichinenkrankheit; es starben über 80. Solche Beispiele sollten uns warnen vor dem Genusse des rohen Schweinefleisches, wie es im Schinken und in mancher Wurst uns dargeboten

wird. Durch Kochen und Braten sowie durch starke Räucherung des Fleisches werden die Trichinen getötet. Noch besser schützt die mikroskopische Fleischbeschau, die der Staat jetzt gesetzlich angeordnet hat.

Den Trichinen gleichen in vieler Beziehung die Finnen, die bekanntermaßen bei Schweinen nicht selten sind. Die Finnen sitzen auch im Fleische; sie kommen häufig in großer Zahl vor; sie haben nie Eier und erzeugen nie Junge, gerade so wie die Muskeltrichinen. Die Finnen sind aber ungleich größer. Während die Trichinen, auch wenn man die Kapsel zu dem Tiere rechnet, höchstens einen kleinen weißen Punkt oder einen feinen Strich darstellen, so erreichen die Finnen die Größe einer Erbse, zuweilen die einer kleinen Kirsche oder Bohne. Eine Verwechselung beider ist daher nicht möglich.

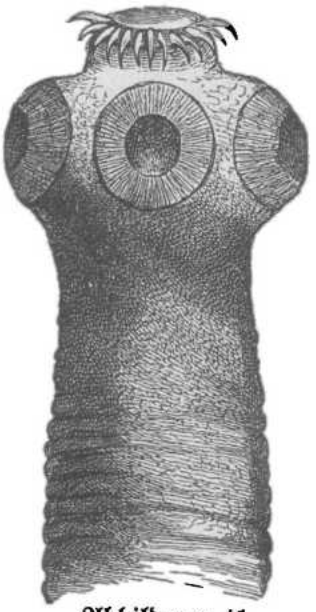


Abbildung 41.
Kopf des Bandwurms von der Schweinefinne.
(Bedeutend vergrößert.)

Schon die besseren Untersucher des vorigen Jahrhunderts hatten bemerkt, daß der Finnenwurm eine große Übereinstimmung des Baues mit dem Kopfe eines Bandwurmes besitze, und sie hatten daher beide, den Finnenwurm und den Bandwurm, zu einem und demselben Geschlechte gerechnet. Indes betrachteten sie doch beide als getrennte Arten derselben Gattung, die nebeneinander beständen, wie etwa Esel und Pferd, Hund und Wolf, ohne jemals ineinander über- oder auseinander hervorzugehen. Erst die weitergehende Forschung der neueren Zeit führte zu dem Ergebnisse, daß der Finnenwurm des Fleisches, wenn er von einem Tiere oder Menschen gegessen wird, sich im Darme desselben in einen Bandwurm verwandelt oder vielmehr zu einem Bandwurme entwickelt, daß also derselbe Wurm eine Zeitlang in dem Finnenzustande lebt um später in den Bandwurmzustand überzugehen.

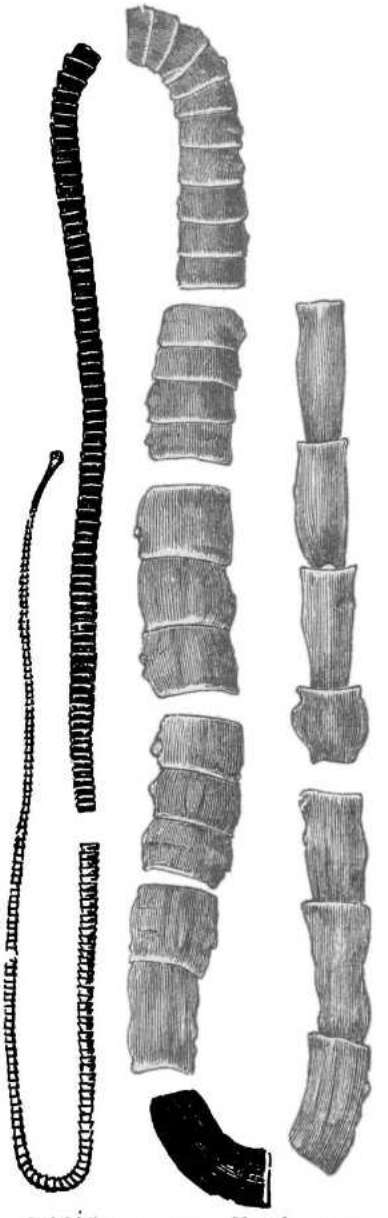


Abbildung 42. Bandwurm.
(Natürliche Größe.)

Schwieriger war die Frage, wie der Wurm in den Finnenzustand und in das Fleisch gelangt. In dem Bandwurmzustande erzeugt er an

seinem hinteren Leibesende durch Wachstum und Abschnürung immer neue Glieder, von denen jedes in sich nicht bloß Eier und Samen, sondern auch lebendige Junge hervorbringt. Diese schlüpfen aber aus der Eierschale erst heraus, nachdem sie aus dem Körper entleert worden und auf irgend eine Weise mit der Nahrung oder mit dem Getränke wieder von einem Tiere (Schweine) genossen worden sind. Sobald sie in den Magen gelangt sind, löst sich die Schale; die jungen, dann noch ganz kleinen Tierchen werden frei, durchdringen die Darmwand und gelangen in verschiedene Teile des Körpers um sich zu Finnenwürmern zu entwickeln.

Es ist dies eine lange und in hohem Maße dem Zufall überlassene Entwicklungsreihe. Der Finnenwurm muß gegessen werden um im Darme des Essers zum Bandwurme zu werden, und die von diesem in einzelnen Gliedern erzeugten Eier und Jungen müssen wiederum genossen oder wenigstens eingenommen werden, um in das Innere des Körpers und namentlich in das Fleisch eindringen und sich hier zu neuen Finnenwürmern ausbilden zu können.

Rudolf Virchow.

98. Die Schädlichkeit des Tabakgenusses für die Jugend.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß vielen Menschen verbotene Früchte besser schmecken als erlaubte, und zwar gerade darum, weil sie verboten sind. Dies gilt ohne Zweifel im ausgedehntesten Maße vom Tabakrauchen der heranwachsenden Jugend. Trotzdem Eltern, Lehrer und Meister den jungen Leuten das Rauchen verbieten oder in wohlmeinender Absicht widerraten, so handeln doch viele dagegen und sündigen so wider ihre Gesundheit. Wie viele junge Leute legen durch frühzeitiges Rauchen den Grund zu späterem Siechtum, schwerer Krankheit und frühem Tod! Aber auch Erwachsenen bringt das übermäßige Rauchen die größten Nachteile für die Gesundheit.

Die Tabakpflanze gehört zur Familie der Nachtschattenarten, die fast aus lauter Giftpflanzen gebildet wird. Die Tollkirsche, das Bilsenkraut und der Stechapfel sind nahe Verwandte unseres Tabaks. Sein giftig wirkender Stoff ist aber nicht der gleiche wie der in den drei genannten Giftpflanzen, sondern unterscheidet sich hinsichtlich seiner giftigen Wirkungsart von ihm. Er führt den Namen Nikotin. Im reinen Zustande ist er eine farblose, durchsichtige, leicht bewegliche Flüssigkeit von starkem, betäubendem Tabakgeruch und eines der heftigsten Gifte, das dem Schierlingsgifte an Stärke etwa 16mal überlegen ist. Frösche gehen in $1\frac{1}{2}$ Minuten zu Grunde, wenn man ihnen einen Tropfen auf die Zunge bringt. Kommt man mit einem in Nikotin getauchten Stäbchen dem Schnabel kleiner Vögel nahe, so tritt bei diesen augenblicklich der Tod ein. Tauben verenden durch einen Tropfen Nikotin in 30 Sekunden. Ja, mit acht Gramm Nikotin hat man in $4\frac{1}{2}$ Minuten schon Pferde getötet.

Die Wirkung auf den menschlichen Körper ist ebenfalls sehr stark. Selbst ein hundertstel Tropfen bereitet Brennen und Kratzen im Munde und Schlunde sowie starke Speichelabsonderung; bei $^1/_{30}$ Tropfen treten

Schwindel, Kopfschmerz, Schläfrigkeit, Beklommenheit und Trockenheit im Schlunde ein.

Dadurch, daß man die Zigarren zwischen den feuchten Lippen hält, gelangt außer dem Rauche beständig Nikotin in den Mund. Und diese Menge dürfte unter Umständen noch größer sein als diejenige, welche durch den Rauch dem Körper zugeführt wird.

Aber auch der aus dem brennenden Tabak sich entwickelnde Rauch hat giftige Bestandteile. Sie entstehen eben erst durch die Einwirkung der Wärme auf die übrigen Bestandteile der Tabakblätter, sind also Zersetzungsprodukte derselben. Es findet in der Zigarre oder in der Pfeife ein ähnlicher Vorgang statt wie in der Gasretorte, wenn in einer solchen Holz, Braunkohlen und Steinkohlen erhitzt werden. Daher sind auch die hierbei entstehenden Produkte teeriger Natur. Wir finden dieselben giftigen Stoffe, die aus dem Steinkohlenteer abgeschieden werden können, darin wieder und in Dampfform auch im Tabakrauch. Außer vielen anderen Stoffen konnten kleine Mengen von Schwefelwasserstoff und Blausäure (Cyanwasserstoff) sowie von Kohlenoxydgas und Kohlensäure im Tabakrauch nachgewiesen werden.

Aus alledem geht also unzweifelhaft hervor, daß das Tabakrauchen in mehrfacher Hinsicht Gefahren für die Gesundheit zur Folge haben kann: nämlich beim Zigarrenrauchen durch die unmittelbare Aufnahme von Nikotin von seiten der feuchten Lippen und beim Zigarren- und Pfeifenrauchen durch den entstehenden Rauch, welcher dem Körper andere Giftstoffe zuführt. Außer dieser unmittelbaren kommt aber auch noch eine mittelbare Wirkung in Betracht, die eine Schädigung der Gesundheit mit sich bringen kann. So lange sich nämlich Rauch in der Mundhöhle und den Luftwegen befindet, ist selbstverständlich die Menge von atmosphärischer Luft (Sauerstoff) auf das geringste Maß herabgedrückt. Nun wird zwar der Rauch wieder ausgestoßen. Und in demselben Augenblicke tritt auch wieder frische Luft in den Mund. Aber die Menge der Luft, die in einer bestimmten Zeit den Lungen zugeführt wird, ist doch immerhin bedeutend geringer, als wenn in derselben Zeit kein Tabakrauch in den Mund gelangt wäre. Gerade hierin liegt die große Schädlichkeit des Rauchens für die Jugend, die noch im Wachsen und in der körperlichen Ausbildung begriffen ist. Der Stoffwechsel wird durch das Rauchen gehemmt und hierdurch die Entwicklung des Körpers zurückgehalten, und zwar in einer Zeit, in welcher dies gerade am allerwenigsten stattfinden sollte. Durch die infolge des Rauchens verminderte Luftzufuhr erleidet der gesamte Stoffumsatz eine Verzögerung und die Ausbildung des Körpers eine Beeinträchtigung, zumal durch das Rauchen auch die Eßlust vermindert und das Bedürfnis nach Trank erhöht wird. Vermehrte Speichelabsonderung, Hustenreiz, Kopfschmerz, Schwindel bilden den Anfang der langen Reihe von Leiden, die durch zu frühes und zu vieles Rauchen in immer höherem Grade sich einstellen und mit Verdauungsbeschwerden, Krankheiten des Zentralnervensystems, Neuralgie (einseitigem Gesichtsnervenschmerz), Gliederreißen, ja selbst mit frühzeitigem Tode enden.

Die Wirkung des Tabaks tritt langsam und nur im Anfang mit heftigen, bald wieder verschwindenden Vergiftungserscheinungen auf. Es kann sogar Fälle geben, in denen der Raucher sich dabei ganz wohl fühlt und auf die geringe Erscheinung gar nicht achtet, die das zu starke Rauchen unwillkürlich zur Folge hat. In der Tat gibt es auch viele Menschen, die trotz des Rauchens ein hohes Alter erreichen.. Aber dies sind immer Ausnahmen. Für die Jugend hat der Tabakgenuß stets eine Schädigung der Gesundheit im Gefolge.

Dr. Heppe.

99. Ein falscher Freund.

Traue keinem Freunde, ehe du von seiner Aufrichtigkeit überzeugt bist! So mancher schleicht sich mit gleißnerischen Worten an den Menschen heran um ihn nur um so sicherer verderben zu können. Zu diesen falschen Freunden gehört auch der Alkohol.

„Ich wärme dich!“ spricht er zum frierenden Wanderer, dem bei strenger Winterkälte ein Wirtshausschild am Wege winkt. „Nimm schnell ein Gläschen, dann magst du weiter gehen! Sollst sehen, wie es darnach warm durch deine Glieder zieht!“

Warm wird's dem getäuschten Manne. Aber wie lange hält dieses Wärmegefühl stand? Gar bald macht es einer um so empfindlicheren Kälte Platz. Jenes Kreuz dort am Wege zeigt dir die Stelle, wo der Arme erfroren aufgefunden wurde.

„Ich stärke dich!“ sagt er zum Holzhacker, der ermüdet und schweißtriefend vor seinem Holzstoße steht. „Trink nur mal ein Schlückchen! Fühlst du nicht, wie so ein paar Tröpfchen stärken können?“

Sahest du schon einen abgetriebenen Gaul mit auf- und abgehenden Flanken mühsam seinen schweren Karren den Berg hinanschleppen? — Ich muß mein Rößlein einmal stärken, denkt der Fuhrmann und haut das geplagte Tier. Und siehe da, es zieht auch wieder besser.

Du glaubst doch nicht, daß die Peitsche dem Tiere neue Kraft gegeben habe! Fuhrmann und Holzhauer gleichen jenem törichten Müller, der das Wasser so heftig auf die Räder richtet, daß sie im allerschnellsten Laufe herumgejagt werden. Ein Wasserguß, ein Peitschenschlag, ein Schlückchen nach dem andern sind das sicherste Mittel um auch das kunstreichste Maschinenwerk recht schnell zu verderben.

„Ich heile dich!“ tröstet er den Kranken. „Schau dich nur einmal in der Apotheke recht um! Dort stehe ich mitten zwischen den Arzneimitteln. Sicher helfe ich dir!“

Können unsere Giftpflanzen nicht mit gleichem Rechte so sprechen? Warum hält aber der Apotheker ihren Saft so sorgsam verschlossen? Daß mit dem Gifte nicht leichtsinnig umgegangen werde und nicht jeder davon bekomme. Nur auf Verordnung des Arztes verabreicht er davon. Unser falscher Freund hat es verstanden der Apotheke zu entfliehen. Als Lebenswasser für Kranke verschrieben, bewährte er sich seit Jahrhunderten. Heute aber, wo er jedermann zugänglich ist, lügt er gerade so wie der Teufel, der Eva belog, wenn er sagt: „Ich heile dich!“

„Ich mache munter und froh!“ verspricht er dem Mutlosen. „Höre nur, wie deine Kameraden lachen und singen! Sieh, wie sie sich brüderlich umarmen und necken! Ist es nicht eine Lust in ihrer Mitte zu sein?“

Folge mir einen Augenblick in die Gefängnisse! Frage dort die Messerhelden und Totschläger, wer sie hinter Schloss und Riegel gebracht habe! Die meisten werden dir mit geballter Faust antworten: „Dieser Lustigmacher, der Alkohol“. — Begleite mich in eine Irrenanstalt! Woher kommt's, daß ihre Räume so gefüllt sind mit den bedauernswerten Geschöpfen? Wiederum lautet die Antwort: „Unser Freudenbringer und Sorgenbrecher, der Alkohol ist schuld daran“.

Heinrich Droste.

100. Von der Kleidung.

Der Hauptzweck unserer Kleidung besteht darin, den Wärmeabfluß aus unserem Körper auf das richtige Maß zu bringen. Der Wert der Kleidung steigt für den Menschen mit der zunehmenden Kälte der Gegend, in welcher er lebt. In seinen Kleidern erträgt der Mensch die Einwirkung der Witterung bis zu den Polarländern. Das Mittelmaß der Wärme, in welcher der Neger und der Eskimo leben, unterscheidet sich um 43 Grad nach Celsius und doch ist die Blutwärme beider gleich. Dies kommt größtenteis daher, daß sie ihre Kleidung dem Wärmemaß anpassen. Da die Kleidung die Eigenwärme und die Ausdünstung des Körpers in heißen wie in kalten Gegenden, in nasser und trokkener Witterung zu regeln vermag, ist sie ein Hilfsmittel, durch welches der Mensch unter jedem Himmelsstriche den Schwankungen der Witterungsverhältnisse trotzen kann. Natürlich muß er seine Kleidung auch den Witterungsverhältnissen stets anpassen. Er muß danach verschiedene Stoffe, ja selbst verschiedene Farben und Formen für die Kleidung wählen.

Zuvörderst ist bei der Kleidung auf ihre Fähigkeit die Wärme zu leiten, zu sehen. Die Kleider müssen schlechte Wärmeleiter sein, damit sie die ihnen übertragene Wärme nicht zu rasch durch sie hindurchlassen und wieder abgeben. Unter unsern Kleiderstoffen sind vor allem tierische Stoffe, wie Wolle und Seide, und noch mehr Pelzarten und Flaum schlechte Wärmeleiter, während leinene Stoffe die Wärme besser leiten. Die Baumwolle steht zwischen diesen in der Mitte. Die Kleider überziehen den Menschen gleichsam mit einer zweiten Haut, an deren Oberfläche die Wärmeabgabe ohne die für unsere eigene Haut unangenehme Empfindung von Frost vor sich geht. Der Grad der Dichtigkeit eines Stoffes hat Einfluß auf seine Wärmeleitung. Weil die Luft selbst ein schlechter Wärmeleiter ist, so muß auch ein Stoff, der viel Luft in seinen Maschen enthält, also ein lockerer, wärmer sein als ein dichter und fester. Gestrickte weitmaschige Strümpfe halten wärmer als dichte, gewirkte. Ein wattiertes Kleidungsstück hält im neuen Zustande wärmer, als wenn es abgetragen ist, und zwar deshalb, weil die Watte, deren Menge doch ganz gleich geblieben ist, sich

beim Tragen verdichtet hat. Bei einem Pelze sind es die feinen Härchen, welche ihm seine warmhaltende Eigenschaft verleihen. Diese fangen alle Wärme auf, welche von der Hautoberfläche abfließt und geben sie an die zwischen den einzlenen Härchen strömende Luft ab. Sehr enge Kleider, z. B. enge Schuhe und Handschuhe, verhindern die Bildung einer warmhaltenden Luftschicht über der Haut.

Gegen die Wärme der Luft geben die Kleider geringen Schutz. Es ist nur die strahlende Wärme und die Erhitzung durch das unmittelbare Sonnenlicht, gegen welche wir uns durch dünne, dichte und helle Stoffe teilweise zu sichern vermögen. In dieser Beziehung ist die Farbe des Kleides oder Schirms von großer Bedeutung. Dunkle, besonders schwarze Stoffe haben die Eigenschaft die Lichtstrahlen einzusaugen, während hellfarbige, zumal weiße Stoffe die Lichtstrahlen zurückwerfen. Jene eignen sich daher für den Winter, diese für den Sommer. Um sich von dem Gesagten zu überzeugen, lege man Tuchstückchen verschiedener Farbe im Sonnenlicht auf Schnee. Die schwarzen und dunkeln sinken am schnellsten ein. Personen, welche in Krankenzimmern schwarze oder dunkle Kleidung tragen, sind empfänglicher für ansteckende Krankheiten als solche, welche mit hellen Stoffen bekleidet sind, weil die Ausdünstungen des kranken Körpers viel leichter von den dunkeln als von hellen Stoffen aufgesaugt werden. Dies läßt sich leicht beweisen. Wenn man ein helles und ein dunkles Kleid fünf Minuten lang dem Tabakrauch aussetzt, so wird man finden, daß das dunkle stärker nach Tabak riecht und den Geruch länger festhält als das helle. In Zimmern, in welchen ansteckende Krankheiten herrschen, sollte man deshalb niemals schwarze oder dunkle Gewänder tragen.

Nasse Kleider, sei es, daß sie Regen, Schnee und Tau von außen oder Schweiß von innen in sich aufgenommen haben, sind nicht nur deshalb kälter, weil das Wasser die Wärme viel besser fortleitet als die Luft, sondern noch mehr, weil die Verdunstung der in den Kleidern befindlichen Feuchtigkeit Wärme bindet und Abkühlung erzeugt. So entzieht ein naß gewordener Strumpf, wenn er am Fuße wieder trocken wird, dem Fuße eine Wärmemenge, welche genügt um 250 g Wasser von Null Grad bis zum Sieden oder mehr als 250 Gramm Eis zum Schmelzen zu bringen. Man wechsle also ja nasse Strümpfe sowie andere feuchte Leibwäsche und Kleidungsstücke so schnell als möglich.

Aber die Stoffe haben noch eine andere Verschiedenheit, welche unsere Abkühlung oder Erwärmung erheblich beeinflußt: das ist die verschiedene Fähigkeit Wasser in sich aufzunehmen und abzugeben. Leinwand saugt Feuchtigkeit schnell auf und wird verhältnismäßig schnell wieder trocken. Daher sind Leinwandhemden auf bloßem Körper beim Schwitzen gleich durchnäßt und hinterher wieder kühl. Dagegen saugt Wolle die Feuchtigkeit langsam auf und gibt sie auch langsam wieder ab. Deshalb fühlen wir beim Schwitzen in wollenen oder halbwollenen Hemden bei weitem nicht das Unbehagen wie in leinenen und sind nachher nicht so jäh abgekühlt und so leicht erkältet wie bei jenen. Daraus folgt, daß Leute, die einem starken Wechsel von Hitze und Kälte ausgesetzt sind, Arbeiter aller

Art, Schiffer, Soldaten, Wanderer, Gebirgsreisende, ferner solche, die zu Erkältungen neigen, wohl daran tun, wenn sie auf bloßem Körper wollene oder halbwollene, lockere Stoffe tragen. Der Unterschied zwischen baumwollenen und Leinenhemden ist gesundheitlich nicht bedeutend. Der Gebrauch der wollenen oder halbwollenen Unterhemden ist sehr verbreitet; allein häufig wird ihr Nutzen durch einen Mißbrauch wieder abgeschwächt. Es tragen nämlich viele dieses Unterhemd bei Tag und Nacht und geben es zu selten in die Wäsche. Die gleichmäßige Wärme des Bettes macht nur ein leinenes oder baumwollenes Hemd als Nachtbekleidung erforderlich. Ferner ist es notwendig, während des Schlafens von allen enganliegenden Kleidungsstücken befreit zu sein, besonders aber von solchen, welche noch mit den Schlacken des Tages oder gar der Woche beladen sind, und endlich gewährt das wollene Unterhemd, wenn es die Hautausdünstungen der Nacht in sich aufgenommen hat, am Morgen weniger Schutz, als wenn es während der Nacht der freien Einwirkung der Luft ausgesetzt geblieben war.

Wie es für die Gesundheit unserer Wohnungen notwendig ist, daß die Poren unserer Wände rein und frei mit Luft und nicht mit Wasser, Schmutz und Pilzmassen erfüllt sind, so müssen auch die Poren unserer Kleider rein und luftig bleiben. Sie sind fortdauernd mannigfacher Verunreinigung von außen und innen ausgesetzt. Sie nehmen von unserer Haut auch die abgestoßenen Hautschüppchen, Hauttalg u. a. mit. Daraus folgt, wie wichtig das Reinhalten der Kleider, das starke Klopfen, Ausstäuben, Lüften und Waschen derselben auch für unsere Gesundheit ist. Alle unmittelbar den Körper umgebenden Kleidungsstücke insbesondere müssen waschbar sein und möglichst oft in die Wäsche gegeben werden. Kleider, Wäsche und Betten von Kranken darf man niemals weiter verwenden, ehe sie sorgfältig gereinigt und wirksam desinfiziert worden sind. Bei ansteckenden Krankheiten vermitteln sie sehr häufig die Weiterverbreitung. Je rauher ein Stoff, um so leichter nimmt er Staub und auch Ansteckungsstoff in sich auf. Glatte, helle, waschbare Überkleider sind daher die geeignetste Tracht bei der Krankenwartung.

Von chemischen Giften, welche Kleiderstoffen anhaften können, ist das Arsenik am häufigsten Ursache von Erkrankungen geworden. Man hat beobachtet, daß rote Strümpfe, die mit arsenikhaltigem Anilinrot gefärbt waren, Ausschläge an den Füßen bewirkten. Ähnliches hat man auch an der Stirn durch das Hutfutter entstehen sehen.

Wenn wir auch dem Körper den notwendigen Schutz gegen die Kälte gewähren müssen, so ist ein Übermaß vom Übel, weil die Haut dadurch allzu empfindlich gemacht wird. Am schädlichsten aber wirkt der plötzliche Wechsel der Wärme. Wenn wir aus einem überfüllten Versammlungsraum, in dem eine heiße, feuchte Luft unsere Haut bis zur äußersten Grenze gerötet und mit Schweiß bedeckt hat, ohne wärmere Bekleidung in die Luft hinaustreten, wenn wir beim Feuerlärm aus dem warmen Bette auffahren und unverhüllt uns schnell zum offenen Fenster hinauslehnen, wenn wir nach anstrengender Wanderung den heißen, feuchten Rücken ohne Mantel gegen ein nasses, kaltes Gemäuer stützen, so geben wir Veranlassung zu den

heftigen Erkältungskrankheiten. So ist auch die Zeit des häufigen Schnupfens und der Entzündungen der Luftwege nicht die Zeit gleichmäßiger Kälte, sondern die des starken und schnellen Wechsels in der Witterung. Form und Schnitt der Kleidung sind für unsere Gesundheit von der größten Wichtigkeit. An keinem Teile des Körpers darf eine drückende oder schnürende Wirkung ausgeübt, die natürliche Form nicht künstlich verunstaltet und die Entwickelung der einzelnen Körperwerkzeuge beeinträchtigt werden.

Nach Bock und Jakobi.

101. Die Zähne und ihre Pflege.

Hast du, lieber Leser, schon einmal alte Leute, die nur noch wenige Zähne hatten, essen sehen? Welche Mühe macht es ihnen, Speisen zu zerkleinern, die du mit deinen gesunden Zähnen so leicht beißen kannst! Ja solche Leute verdienen unser volles Mitleid, und da ich dich vor einem ähnlichen Schicksal bewahren möchte, will ich dir im folgenden einiges über die Zähne und die Mittel zu ihrer Erhaltung mitteilen.

Die festen Speisen, die wir genießen, müssen wir, bevor wir sie hinunterschlucken können, abbeißen und zerkleinern. Dies geschieht durch die Zähne. Das Kind hat deren zwanzig, welche Milchzähne heißen. Zwischen dem siebenten und vierzehnten Jahre fallen diese Zähne aus, und es treten an ihre Stelle nach und nach die zweiunddreißig bleibenden Zähne. Nach ihrer Stellung teilt man diese ein in die acht meißelförmigen Vorder- oder Schneidezähne, in die vier spitzen Eckzähne und die zwanzig breiten und höckerigen Backenzähne. Jeder Zahn besteht aus drei Teilen, aus der freien sichtbaren Krone, aus dem vom Zahnfleisch bedeckten Halse und aus der Wurzel, welche im Kieferknochen steckt. Durch eine feine Öffnung in der Wurzelspitze treten Nerven und Blutgefäße in den Zahn; die letzteren nähren ihn. Zum Schutze der Krone, die allein mit den Speisen in Berührung kommt, dient der Zahnschmelz, ein gelblichweißer, glänzender Überzug, der härter ist als der härteste Knochen. Unter dem Schmelz liegt das Zahnbein, das in seinem unteren Ende von der Wurzelrinde umgeben ist. Hals und Krone schließen eine kleine, mit dem feinen Wurzelkanale in Verbindung stehende Höhle ein, in welcher der weiche, blut- und nervenreiche Zahnkeim enthalten ist.

Trotzdem die Zähne durch den Zahnschmelz sehr gut geschützt sind, können sie dennoch leicht beschädigt werden. Schadhafte Zähne haben aber manche Unannehmlichkeiten zur Folge. Sie bereiten nicht nur heftige Schmerzen, sondern können auch die Speisen nicht mehr genug zerkleinern. Schlecht zerkaute Speisen sind aber schwer zu verdauen und schaden unserer Gesundheit. So schön ferner ein Mund mit weißen, gesunden Zähnen ist, so häßlich sieht ein Mund aus, in welchem schwarze Zähne stehen oder gar viele Zähne fehlen. Auch verbreiten schlecht gepflegte oder kranke Zähne einen übeln Mundgeruch. Wir müssen daher die Zähne vor Verletzungen bewahren und auf ihre Gesundheit große Sorgfalt verwenden, um so mehr, als wir sie vielleicht 60 Jahre und noch länger gebrauchen

müssen. Derjenige aber mutet seinen Zähnen zu viel zu, welcher Nüsse, Zucker und andere harte Gegenstände, statt sie mit einem Hammer oder einer Zange zu zerkleinern, mit den Zähnen zerbeißt. Wie leicht kann dabei ein Stück von einem Zahn abspringen! Die hierdurch offen gelegte innere Zahnmasse fault dann mit der Zeit, da sie von dem harten Zahnschmelz nicht mehr geschützt ist, und der Zahn ist verloren.

Die Zähne müssen ferner reingehalten werden. Das ist die erste und wichtigste Regel der Zahnpflege. Von den Speisen, die wir genießen, setzen sich leicht kleine Reste an die Zähne an, geraten in Fäulnis und greifen dann auch den Zahn selbst an. Die Folge ist, daß allmählich die Zahnmasse schwindet und der Zahn hohl wird. Unter den menschlichen Nahrungsmitteln sind es vorzugsweise die stärkehaltigen, welche den Zahnfraß hervorrufen, da sie durch Gärung Milchsäure erzeugen. Am allergefährlichsten sind Brot und Kuchen. In weiten Kreisen der Bevölkerung wird vorzugsweise der Zuckergenuß für den Verfall der Zähne verantwort-

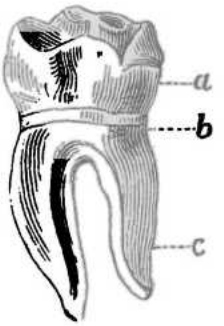


Abbildung 43. Ein Backenzahn.
(Vergrößert.)
a Krone, b Hals, c Wurzel.

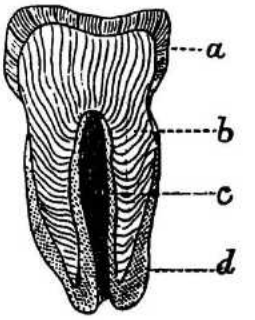


Abbildung 44.
Durchschnitt durch den ersten Backenzahn.
(Vergrößert.)
a Schmelz, b Zahnbein, c Zahnkeim, d Wurzelrinde.

lich gemacht. In reinem Zustande ist der Zucker nicht gefährlich, weil er sich leicht löst und dann verschluckt wird. In den Fällen dagegen, wo der Zucker in Verbindung mit stärkehaltigen Stoffen genossen wird und zusammen mit diesen in den Zwischenräumen der Zähne haften bleibt, entfaltet er seine volle verheerende Wirkung. Darum werden Bäcker und Konditoren besonders häufig von Zahnerkrankungen heimgesucht. Der fleißige und zweckmäßige Gebrauch der Zahnbürste ist das sicherste Mittel der Zahnpflege. Die Zahnbürste darf nicht zu weich, aber auch nicht zu hart sein. Zu weiche Bürsten reinigen nicht genügend, zu harte verletzen oft das Zahnfleisch und können sogar allmählich den Schmelz wegschleifen, namentlich wenn sie immer quer über die Zähne geführt werden. Will man die Zahnbürste richtig gebrauchen, so muß man immer vom Zahnfleische nach den Kronen der Zähne hin bürsten und nicht querüber; denn dadurch werden Schleim und Speisereste in die Zwischenräume der Zähne hineingedrängt, wo sie gerade am gefährlichsten sind, weil sie hier am festesten haften. Natürlich müssen die Zähne ebensowohl innen wie außen und auch auf den Kauflächen gereinigt werden. Nach jeder Mahlzeit entferne man die zwischen den

Zähnen sitzen gebliebenen Speisereste sorgfältig mit dem Zahnstocher und spüle den Mund mit Wasser aus. Zur Beseitigung von Säuren bediene man sich eines guten Zahnpulvers. Sind die Zähne schon stark abgenützt oder besteht keine große Neigung zum Ansetzen von Säuren, so vermeide man überhaupt die Zahnpulver und bediene sich der reinen Seife, welche man unter dem Namen „Medizinische Seife" in jeder Apotheke bekommt. Die Reinigung des Mundes und der Zähne muß täglich mindestens zweimal, morgens und abends, noch besser aber nach jeder Mahlzeit vorgenommen werden. Durch leichtes Bluten des Zahnfleisches lasse man sich vom Gebrauche der Bürste nicht abhalten. Alle Mund- und Zahnwasser, welche Säuren enthalten und zum Weißmachen der Zähne oft empfohlen werden, sind verwerflich, da sie die Kalkmasse des Schmelzes zerstören. Ist der Zahn einmal angegangen, so muß die entstandene Höhlung mit ganz besonderer Sorgfalt gereinigt werden; denn in ihr geht die Zersetzung von Speiseteilchen am lebhaftesten von statten, was dann oft sehr üblen Geruch aus dem Munde erzeugt und die benachbarten Zähne ansteckt. Trotz des Putzens können sich aber an den Zähnen braune oder schwarze Flecke zeigen, die von dem sogenannten Zahnstein herrühren. Da auch der Zahnstein den Zahn und das Zahnfleisch reizt, so müssen solche Flecke vom Arzte durch vorsichtiges Abkratzen entfernt werden. Ferner sind auch sehr heiße oder sehr kalte Speisen den Zähnen schädlich und namentlich ist es der schnelle Wechsel zwischen ihnen. Wie ein Tropfen kalten Wassers, auf den Glaszylinder einer brennenden Lampe gebracht, diesen zum Springen bringt, so entstehen auch in dem porzellanartigen Zahnschmelz leicht Sprünge und Risse, wenn man z. B. während des Genusses warmer Speisen kaltes Wasser trinkt. In solchen Rissen, mögen sie auch noch so fein sein, können sich leicht Speisereste festsetzen und das Hohlwerden des Zahnes verursachen.

Sollte dir, lieber Leser, trotz sorgfältiger Pflege deiner Zähne dennoch ein Zahn hohl werden, so gehe gleich zum Arzte. Ist die Fäulnis noch nicht zu weit vorgeschritten, so wird dir derselbe den Zahn mit einem Metall oder einer andern festen Masse ausfüllen. Da Luft und Speisen dann nicht mehr an die kranke Stelle des Zahnes gelangen können, so hören die Schmerzen auf und du wirst den Zahn noch viele Jahre gebrauchen können. Ist aber keine Rettung mehr möglich, so laß ihn vom Arzte ausziehen.

Nach „Lesebuch von Gehrig, Dr. Helmkampf, Krausbauer" und nach Dr. Hopf.

102. Das beste Mittel alt zu werden.

Ein Greis wurde gefragt, wie er es angefangen habe um ein so hohes Alter zu erreichen. „Gewiß hast du", sagte der eine, „ein treffliches Mittel, das du bis heute noch gebrauchst." „Gib uns doch auch von demselben!" sagte ein anderer.

Der Greis lächelte und sagte: „Recht gern, meine Kinder; aber ich fürchte, ihr werdet es nicht gebrauchen. Meine Mittel sind einfach: ich aß stets nur um satt zu werden und trank nur um nicht mehr zu dürsten."

Landwirtschaft.

Martin-Zeeb, Handbuch der Landwirtschaft. 6. umgearbeitete Auflage von Wilh. Martin, Großh. bad. Ökon.-Rat. Mit 45 farbigen Abbildungen auf 4 Doppeltafeln und 400 Textabb. Preis in Leinwand geb. ℳ 8.—. (In Partien von 12 Exempl. an à ℳ 7.—.)

Dieses längst bewährte „Handbuch der Landwirtschaft", das in seiner 6. Auflage eine gründliche Umarbeitung erfahren hat, berücksichtigt sowohl die neuesten Erfahrungen der Praxis als auch die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung in vollem Maß. Dabei wird das Gesamtgebiet der Landwirtschaft — Acker- und Pflanzenbau, Tierzucht und Betriebslehre — auf 800 Seiten groß Format in einer für jedermann leicht verständlichen Weise behandelt. Auf die Illustration des Buches wurde ein besonderer Wert gelegt; 45 farbige und 400 schwarze Abbildungen ergänzen den Text auf das vorteilhafteste.

„Martin-Zeeb, Handbuch der Landwirtschaft" ist ein wahres Schatzkästlein für jeden Landwirt und bietet auf tausenderlei Fragen die richtige Antwort.

Das Jahr des Landwirts in den Vorgängen der Natur und in den Verrichtungen der gesamten Landwirtschaft. Ein Handbuch für den prakt. Landwirt, dargestellt von Fr. Möhrlin. 4. Aufl., bearbeitet von Ökonomierat V. Weitzel, Direktor der landw. Winterschule in Lich. Mit 128 Abbild. und 2 farbigen Doppeltafeln, enthaltend: tierische und pflanzliche Schädlinge der Obstbäume. Preis geb. ℳ 4.—.

Ein prächtiges Buch, in welchem sich der Verfasser die Aufgabe stellt, die Arbeiten des Landwirts (Feldbau, Handelsgewächsbau, Obst- und Gemüsebau, Viehzucht einschließlich Milchwirtschaft, Pferde-, Schweine-, Geflügel- und Bienenzucht) in der natürlichen Reihenfolge der Jahreszeiten darzustellen, wodurch dem Werke der große Vorzug zuteil wurde, dem Landwirt gerade dann mit dem entsprechenden Rat zur Hand zu sein, wenn er ihn am nötigsten braucht. Die Vorgänge in der Natur, mit echt poetischem Hauch umwoben, sind wie die Gesetze derselben, in leichtverständlicher Form dargestellt.

Nachschlagebuch für Haus, Hof und Feld. Von Landwirtschaftsinspektor O. Bazlen. Mit 9 Abbildungen. Preis gebunden ℳ 2.—.

Die Wirtschaftslehre des Landbaues. Ein Lehrbuch für Landwirte, Studierende, Landwirtschaftslehrer und Verwaltungsbeamte. Von Professor Dr. F. Waterstradt, Hohenheim. Preis gebunden ℳ 9.—.

Theorie und Praxis der Pflanzenzüchtung. Ein Leitfaden für praktische Landwirte und Studierende. Von Dr. H. Lang, Vorstand der großh. bad. Saatzuchtanstalt Hochburg. Mit 47 Abbildungen. Preis geb. ℳ 4.50.

Nutzviehschwache Wirtschaft von Ulrich Hege in Häusern bei München. Kritische Studie eines intensiven landwirtschaftlichen Betriebes. Von Dr. Friedrich Wagner, Professor für Landwirtschaft an der Königl. Bayer. Akademie Weihenstephan. Preis gebunden ℳ 5.—.

Landwirtschaftlicher Taschen- und Schreibkalender. Herausgegeben vom Kgl. Landesökonomierat Fr. Maier-Bode. Preis in Leinwand geb. mit Bleistift versehen ℳ 1.—. (In Partien von 10 Exempl. an à ℳ —.90.)

Füblings landwirtschaftliche Zeitung. Zentralblatt für praktische Landwirtschaft. Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter und Praktiker herausgegeben von Geh. Hofrat Professor Dr. W. Edler, Direktor des landwirtschaftl. Instituts der Universität Jena. Monatlich 2 Hefte à 2 bis 2½ Druckbogen. Preis pro Quartal ℳ 8.—.

Diese Zeitschrift enthält stets eine Fülle der anregendsten und wertvollsten Abhandlungen aus dem Gebiete des Ackerbaues, der Viehzucht, der Betriebswirtschaft und der landwirtschaftlichen Gewerbe. Die Redaktion (Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. Edler in Jena) wird, unterstützt von einer großen Zahl hervorragendster Fachmänner, über die neuen Forschungen und Erfahrungen auf allen Gebieten der Landwirtschaftswissenschaft und der Praxis in Original-Aufsätzen stets eingehend berichten, sowie auch den Landwirt interessierende aktuelle Fragen erörtern.

Landwirtschaft.

Neuzeitliche Landwirtschaft. 20 gemeinfaßliche Vorträge über Maßnahmen zur Ertragssteigerung in mittleren und kleineren Landwirtschaftsbetrieben. Von Ök.-Rat G. Linckh, Generalsekretär der Landw.-Kammer für das Großh. Sachsen, Weimar. 2. Auflage. Geb. ℳ 4.—.

In 20 flott ausgearbeiteten Vorträgen ist es dem Verfasser gelungen, das Wichtigste aus allen Gebieten der Landwirtschaft in entsprechender Form zu behandeln. Dem Landwirtschaftslehrer wird diese Schrift bei Abhaltung von Vorträgen ein willkommenes Nachschlagewerk und dem praktischen Landwirt eine Quelle reicher Belehrung sein.

Die Lagerung der Getreide. Entstehung und Verhütung mit besonderer Berücksichtigung der Züchtung auf Standfestigkeit. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. C. Kraus in München. Preis gebunden ℳ 13.—.

Tierwelt und Landwirtschaft, des Landwirts Freunde und Feinde unter den freilebenden Tieren. Von Geheimrat Professor Dr. G. Rörig. Mit 5 Farbentafeln und 439 Textabbildungen. Volksausgabe. Preis in Leinwand gebunden ℳ 6.—. 418 Seiten, großes Oktav-Format.

Witterungskunde für Landwirte. Eine Anleitung zur Anstellung von meteorologischen Beobachtungen und zur Benützung von Wetterkarten. Von Prof. Dr. Paul Holdefleiß in Halle a. S. Mit 14 Textabbildungen und 6 Wetterkarten. Preis brosch. ℳ 2.40.

Tierheilkunde und Fütterungslehre.

Th. Merk's Haustierheilkunde für Landwirte. 12. Aufl. neu bearbeitet von L. Hoffmann, Prof. an der Kgl. tierärztl. Hochschule zu Stuttgart. Mit 168 Abb. Preis geb. ℳ 4.—.

Professor Hoffmann hat es in musterhafter Weise verstanden, mit der Neubearbeitung dieser „Haustierheilkunde" ein Buch zu schaffen, so wie es jeder praktische Landwirt, der wenig Zeit zum Lesen hat, wünscht: nämlich leichtverständlich und übersichtlich. Eine große Zahl neuer prächtiger Originalabbildungen über Heilkunde ist in den Text aufgenommen worden, wodurch das Verständnis und der Nutzen des Buches wesentlich erhöht wurde. Die inneren wie die äußeren Krankheiten sind aufs eingehendste besprochen, und die bewährtesten Mittel zur Erkennung und Bekämpfung in klarer Weise angegeben, auch ist den seuchenhaften Krankheiten und der Behandlung und Tilgung derselben nach reichsgesetzlichen Vorschriften eingehendste Berücksichtigung zu teil geworden.

Die Fütterung der landwirtschaftlichen Nutztiere. Auf Grund der neuen Forschungsergebnisse und praktischer Erfahrung in gemeinverständlicher Form bearbeitet von Ök.-Rat G. Linckh, Generalsekretär der Landwirt-Kammer für das Großherzogtum Sachsen. Preis geb. ℳ 5.—.

Leitfaden der Fütterungslehre für den Unterricht an landwirtsch. Lehranstalten. Von Oekonomierat Linckh. 2. Aufl. Preis geb. ℳ 1.20.

Kurze Fütterungslehre mit Anleitung zur Aufstellung von Futterrationen. Auf Grund der neuesten, insbesondere der Kellner'schen Forschungen in leichtfaßlicher Form bearbeitet von V. Renner, Kgl. Landwirtschaftslehrer in Frankenthal (Pfalz). 2. Auflage. Preis gebunden ℳ 1.50.

Waldwirtschaft.

Grundriß der Forstwissenschaft für Landwirte, Waldbesitzer und Forstleute. Von Dr. V. Schüpfer, Professor der Forstwissenschaft an der Universität München. Mit 53 Abbild. Preis gebunden ℳ 6.—.

Der Wald und dessen Bewirtschaftung. Von Kgl. Oberforstrat H. Fischbach. 3. Aufl. von Oberförster Dr. Wörnle. Mit 42 Abbild. Geb. ℳ 1.80.

Tierzucht.

Aus Biologie, Tierzucht und Rassengeschichte. Von Prof. Dr. K. Kraemer in Hohenheim.
I. Band. Mit 36 Abbildungen. Gebunden ℳ 9.—.
II. Band. Mit 67 Abbildungen. Gebunden ℳ 9.—.

Fortschrittliche Tierzucht. Allgemeine und besondere Züchtungskunde umfassend Pferd, Rind, Schaf, Ziege, Schwein, Kaninchen u. Geflügel. Von A. Hink, Großherzogl. bad. Zuchtinspektor a. D. Preis geb. ℳ 2.50.

Geburtshilfe und Geburtspflege. Ein praktischer Ratgeber für Viehbesitzer. Von Dr. E. Nörner. Mit 46 Abbildungen. Preis geb. ℳ 2.80.
Diese sehr empfehlenswerte Schrift verdient weitestte Verbreitung in landwirtschaftlichen Kreisen.

Anleitung zur Beurteilung der Rinder. Gemeinfaßliche Belehrung für Studierende der Landwirtschaft und der Veterinär-Medizin, für Landwirte und Rindviehbesitzer. Von Dr. E. Nörner. Mit 70 Abbildungen. Preis brosch. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—.

Zucht und Haltung des Rindes. Zugleich ein Leitfaden zum Unterricht an landwirtsch. Winter- und Ackerbauschulen. Von Ökonomierat A. Schmid und B. Schuemacher, Großh. Bezirkstierarzt. Mit 14 Abbild. und 5 Tafelbildern. Preis geb. ℳ 1.30.

Die Pferdezucht unter Berücksichtigung des betriebswirtschaftlichen Standpunktes. Von Dr. Simon v. Nathusius, Professor am landw. Institut der Universität Halle. Mit 12 Abbild. Preis brosch. ℳ 3.—, geb. ℳ 3.80.
Verfasser bespricht zunächst die Geschichte und Naturgeschichte des Pferdes, dann seine verschiedenen Rassen, dabei die zwei großen Abteilungen „Laufpferd und Schrittpferd" feststellend, weiter das Laufen des Pferdes einschl. der Gangarten. Dann behandelt er die Zucht des Pferdes im allgemeinen und im besonderen und die Haltung des Pferdes (Pflege und Ernährung). Schließlich teilt er seine Gedanken über Aussichten und Kosten der Pferdezucht, über Leistungsprüfung und über Wert und Aufgabe der Gestütbücher mit. Bei durchaus wissenschaftlicher Grundlage ist das Buch vornehmlich für die Praxis geschrieben und wird jedem Züchter und Liebhaber von Pferden eine willkommene Gabe sein.

Zucht, Haltung, Mastung und Pflege des Schweines. Bearbeitet von A. Junghanns und A. Schmid, Großherzogl. bad. Ökonomieräte. 4. Aufl. Mit 15 Abb. u. 10 Tafelbild. Geb. ℳ 1.50.

Das Buch von der Ziege. Von L. Hoffmann, Professor an der K. tierärztl. Hochschule in Stuttgart. 2. Auflage. Mit 8 Abbild. Geb. ℳ 1.20.

Die Nutzgeflügelzucht. Eine Anleitung zum praktischen Betrieb derselben. 4. Aufl. Von Landwirtschaftsinspektor K. Römer. Mit 52 Abbildungen. Preis geb. ℳ 2.80.
Der Verfasser gibt in dieser Schrift eine auf langjährige Erfahrung gestützte, durchaus zuverlässige Anleitung zum praktischen Betrieb der Nutzgeflügelzucht; sie bietet den Anfängern in der Geflügelhaltung eine einführende Anleitung, den praktischen Geflügelzüchtern ein brauchbares Hand- und Nachschlagebuch und den Freunden und Liebhabern des Geflügels eine beliebte Unterhaltungsschrift.

Praktische Geflügelfütterung. Von Ökonomierat Wilhelm Maier, Dozent an der K. Geflügelzuchtanstalt Erding. Mit 31 Abb. Preis geb. ℳ 2.—.
Ein äußerst praktisch und populär geschriebenes Büchlein, das jedem Geflügelzüchter von größtem Wert sein wird.

Wirtschaftsbuch für die Geflügelzucht. Von Zuchtinspektor A. Hink. 4. Auflage. Preis 50 ₰.

Tagebuch für die Fallennesterprüfung. Von Zuchtinspektor A. Hink. Preis 50 ₰.

Tierzucht.

Atlas der Rassen und Formen unserer Haustiere. Von Dr. Simon von Nathusius, Professor an der Universität Halle a. S. Nach Originalzeichnungen von Tiermaler Th. von Nathusius.

I. Serie: **Pferderassen.** 24 Tafeln mit Text. Preis in Leinwand-Mappe ℳ 6.—.

II. **Rinderrassen.** 28 Tafeln mit Text. Preis in Leinwand-Mappe ℳ 7.—.

III. **Schweine-, Schaf- und Ziegenrassen.** 24 Tafeln mit Text. Preis in Leinwand-Mappe ℳ 6.50.

IV. **Verschiedenheiten der Formen,** verursacht durch Geschlecht, Aufzucht, Gebrauchszweck, Variabilität 2c. 35 Tafeln mit Text. Preis in Leinwand-Mappe ℳ 6.50.

Format jeder Tafel 20,5 : 26 cm. Jede Serie ist einzeln käuflich.

Das Schaf. Seine wirtschaftliche Bedeutung, seine Zucht, Haltung und Pflege. Ein Handbuch für mittlere und kleine Schafhalter und landwirtschaftliche Beamte. Von Regierungsrat und Ok.-Rat F. Oldenburg. Mit 4 Textabbildungen und 11 Rassebildern. Preis geb. ℳ 1.20.

Die Kaninchenzucht. Von Pfarrer Emil Felden in Dehlingen i. Els. Mit 17 Abbildungen. Preis geb. ℳ 1.20.

Bienenzucht.

Handbuch der Bienenkunde in Einzeldarstellungen. Von Professor Dr. E. Zander (Kgl. Anstalt für Bienenzucht in Erlangen).

I. **Die Faulbrut und ihre Bekämpfung.** Mit 4 Tafeln und 8 Orig.-Abb. Preis 90 ₰.

II. **Die Krankheiten und Schädlinge der erwachsenen Bienen.** Mit 8 Tafeln und 13 Abbild. Preis ℳ 1.30.

III. **Der Bau der Biene.** Mit 20 Tafeln und 149 Abbildungen. Preis gebunden ℳ 5.—.

IV. **Das Leben der Biene.** Mit 120 Abbildungen. Preis gebunden ℳ 4.—.

Unter obigem Titel gab der treffliche Leiter der wissenschaftlichen Abteilung der K. Anstalt für Bienenzucht in Erlangen ein Sammelwerk über Bienenkunde heraus, das in der gesamten Fachpresse eine begeisterte Aufnahme gefunden hat. Die Zander'schen Schriften, welche in vielfachen Beziehungen bahnbrechend sind, sollten daher in keiner Imkerbibliothek fehlen.

Das Buch von der Biene. Unter Mitwirkung von Lehrer Elsäßer, Pfarrer Gmelin, Pfarrer Klein, Direktor Dr. Krancher u. Ok.-Rat V. Wüst, herausgegeben von J. Witzgall, Lehrer und Großbienenzüchter. 2. Aufl. Mit 305 Abbildungen. Preis geb. ℳ 6.50.

Der Bienenhaushalt. Von Fr. Pfäfflin, Oberschulrat. 4. Auflage. Mit 34 Abbildungen. Geb. ℳ 1.20.

In fesselnder Darstellung schildert der Verfasser zuerst das interessante Leben der Bienen, gibt sodann genaue Anleitung zur Errichtung der Bienenwohnungen und bietet schließlich in Kürze klare Belehrung über eine rationelle und erfolgreiche Pflege der Biene und Bienenzucht.

Praktischer Wegweiser für rationelle Bienenzucht, mit besonderer Berücksichtigung der Königinnenzucht in 233 Fragen und Antworten. Von Oberlehrer Julius Herter, Dozent für Bienenzucht an der landwirtsch. Hochschule Hohenheim. 2. Aufl. Mit 106 Abbild. Preis geb. ℳ 2.—.

Milchwirtschaft.

Schäfers Lehrbuch der Milchwirtschaft. Ein Leitfaden für den Unterricht an milchwirtschaftlichen und landwirtschaftlichen Lehranstalten, sowie ein Wegweiser für erfolgreichen, praktischen Betrieb. 8. Aufl. Neu bearbeitet von Professor Dr. Sieglin. Mit 213 Abbildungen. Geb. ℳ 4.20.

Katechismus der Milchwirtschaft. Ein kurzgefaßter Leitfaden für den Unterricht an Molkereischulen und landw. Lehranstalten, sowie zum Selbstunterricht von Professor Dr. Th. Henkel, Vorstand der Kgl. Molkereischule Weihenstephan. 2. Auflage. Mit 137 Abbild. Preis geb. ℳ 3.—

Melkbüchlein. Herausgegeben im Auftrag des deutschen Milchwirtschaftl. Vereins von Geh.-Rat Professor Dr. R. Ostertag und Professor Dr. Th. Henkel. 2. Auflage. Mit 88 Abbildungen. Preis geb. ℳ 1.60.

Der praktische Milchwirt. Von Dr. von Klenze. 3. Auflage, bearbeitet von Landwirtschaftsinspektor R. Häcker. Mit 81 Abb. Preis geb. ℳ 1.30.

Von Th. Aufseberg, Instruktor der Zentral-Lehrsennerei in Weiler sind erschienen:

Die Bereitung von Rundkäsen nach Emmentaler Art. I. Teil. Mit 25 Abb. Kart. ℳ 1.—. II. Teil: Ergänzungen und Nachträge. (Mit einem Anhang: Bereitung von Tilsiter Käsen.) Mit 18 Abb. Kart. ℳ 1.—.

Die Bereitung von Weichkäsen im Allgäu. Mit 30 Abb. Preis kart. ℳ 1.80.

Rahmgewinnung und Butterbereitung. 2. Auflage. Mit 36 Abb. Preis kart. ℳ 1.80.

Stallkunde und Milchkenntnis. Mit 14 Abbild. Preis kart. ℳ 1.20.

Die Prüfung der Milch auf Gehalt und Käsereitauglichkeit. Mit 23 Abb. ℳ 1.20

Baukunde.

Des Landmanns Baukunde. Zum Gebrauch für Landleute und ländliche Techniker. Von Prof. Alfred Schubert, landw. Baumeister. 2. Aufl. Mit 22 Tafeln. (Originalabbild. des Verfassers.) Preis geb. ℳ 1.—.

Des Landwirts Bauberater. Ein Auskunftsbuch über die Materialien, Ausführungsarten, Reparaturen u. s. w. im landw. Bauwesen. In 250 Fragen und Antworten von Professor A. Schubert. Preis geb. ℳ 1.—.

Wie baut der Landmann seine Ställe praktisch und billig? Ein kurzer leichtfaßlicher Ratgeber für Landleute, ländliche Techniker usw. von Prof. Alfred Schubert. 2. Aufl. Mit 40 Originalabbild., 7 Musterbauplänen. Preis geb. ℳ 1.—.

Die Dungstätte, ihre zweckmäßige Anlage und Ausführung. Von Professor Alfred Schubert, landw. Baumeister. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. E. Ramm. Mit 7 Tafeln und 14 Abb. Geb. ℳ 1.—.

Anleitung zur Ausführung ländlicher Bauten mit Berücksichtigung von Kleinbauernhöfen im südlichen Deutschland. Von Professor Alfred Schubert. Mit 115 Originalabbild. und 5 Musterbauplänen des Verfassers. Preis in Leinwand gebunden ℳ 3.—.

Landwirtschaftliche Gebäude. Entwürfe der Baustelle des Bayerischen Landwirtschaftsrates. Herausgegeben von Fritz Jummerspach, Architekt, ord. Professor an der Kgl. Techn. Hochschule in München und Vorstand der Baustelle des bayer. Landwirtschaftsrates. In 4 Lieferungen, je 8 Tafeln nebst kurzem Text enthaltend. Preis jeder Lieferung ℳ 3.—. (Größe der Tafeln 34 cm hoch und 44 cm breit.) Preis komplett in Mappe ℳ 14.—.

Obstbau.

Vollständiges Handbuch der Obstkultur. 5. Auflage. Bearbeitet von Ökonomierat Fr. Lucas, Direktor des Pomolog. Instituts in Reutlingen. Mit 886 Abbild. Preis geb. ℳ 7.—.

Dieses Buch gibt über alles, was den Obstbau betrifft, in klarer, verständlicher Sprache erschöpfenden Aufschluß, so daß es für jeden Obst- und Gartenfreund einen zuverlässigen Ratgeber bildet. Für unsere deutschen Verhältnisse bearbeitet, nimmt es eine erste Stelle in der betreffenden Literatur ein; es gibt uns nur Selbsterprobtes und schließt alles auf fremder Grundlage ruhende und für unser Klima nicht passende völlig aus.

Kurze Anleitung zur Obstkultur. 12. Aufl., bearb. von Ok.-Rat Fr. Lucas. Mit 5 Tafeln und 38 Abb. Preis geb. ℳ 2.—.

Die Lehre vom Baumschnitt. 8. Auflage bearbeitet von Ökonomierat Fr. Lucas. Mit 256 Abbild. und 4 lithograph. Tafeln. Preis geb. ℳ 7.50.

Der Baumschnitt gehört zu den interessantesten Arbeiten im Bereiche des Gartenbaues. Das Lucas'sche Werk ist für den deutschen Baumzüchter und Gartenfreund im Laufe der Zeit zum Führer durch dieses Gebiet geworden.

Der landwirtschaftliche Obstbau. Allgemeine Grundzüge zum rationellen Betrieb desselben. Bearbeitet von Th. Nerlinger und K. Bach. 7. Auflage von Landw.-Inspektor K. Bach. Mit 124 Abbildungen. Preis gebunden ℳ 2.85.

Der Handelsobstbau. Von Obstbaulehrer Georg Thiem. Mit 133 Abb. Geb. ℳ 3.—.

Die Fruchtbarkeit der Obstbäume, ihre physiologische Ursache und ihre Einleitung auf künstlichem Wege. Von W. Poenicke. Mit 13 Abb. Preis ℳ 2.—

Die wertvollsten Tafel- und Handelsäpfel. Eine Auswahl von hundert Früchten, zusammengestellt unter Berücksichtigung der s. Zeit von dem Deutschen Pomologen-Verein empfohlenen und der heute wertvollsten Handelssorten. Von Kgl. Ökonomierat Fr. Lucas in Reutlingen. Mit 116 Holzschnitten. 3., vollständig umgearbeitete Auflage. Preis geb. ℳ 4.—.

Pflanzenkrankheiten.

Die Krankheiten und Beschädigungen unserer landw. Kulturpflanzen. (Getreide, Hülsenfrüchte, Futter-Gräser und -Kräuter, Wurzelgewächse, Handelsgewächse, Gemüse- und Küchenpflanzen, Obstbäume, Beerenobstgewächse, Weinstock). Eine Anleitung zu ihrer Erkennung und Bekämpfung für Landwirte und Gärtner. Von Dr. O. von Kirchner, Professor der Botanik an der Kgl. württ. landw. Hochschule Hohenheim. 2. vollständig umgearbeitete Auflage. 684 S. gr. 8°. Preis brosch. ℳ 14.—, geb. ℳ 15.50.

Die Getreidefeinde, ihre Erkennung und Bekämpfung. Von Professor Dr. O. v. Kirchner in Hohenheim. Mit 80 farbigen Abbildungen auf zwei Tafeln (je 39/49 cm) und Textbeschreibung mit Angabe der Bekämpfungsmittel. Preis geb. ℳ 2.—.

Pflanzenschutz nach Monaten geordnet. Eine Anleitung für Landwirte, Gärtner, Obstbaumzüchter usw. Von Professor Dr. L. Hiltner in München. Mit 138 Abbildungen. Preis in Leinw. geb. ℳ 4.50.

Krankheiten und Beschädigungen der Nutz- und Zierpflanzen des Gartenbaues. Von Prof. Dr. Fr. Krüger und Prof. Dr. G. Rörig. Mit 4 Farbentafeln und 224 Textabbildungen. Preis geb. ℳ 6.—.

Jedem Gartenliebhaber, wie auch Berufsgärtner, der sich an Hand eines Buches über die wichtigsten Krankheiten und durch Tiere hervorgerufenen Beschädigungen unserer Obst-, Gemüse- und Zierpflanzen kurz selbst unterrichten will, kann das Krüger und Rörig'sche Werk aufs wärmste empfohlen werden.

Obstwein- und Weinbereitung.

Obst- und Küchenvorräte im Haushalt. Anleitung zur Frischhaltung und Verwertung von Obst, Gemüsen und anderen Nahrungsmitteln. Von Karl Burkhardt, Oberlehrer an der K. Weinbauschule Weinsberg und Leiter der staatlichen Obst- und Gemüseverwertungskurse. 2. Aufl. Mit 19 Abbildungen. Preis in Leinwand gebunden ℳ 2.40.

Praktischer Ratgeber in der häuslichen Obst- und Gemüseverwertung. Von Obstbaulehrer H. Grote. 2. Aufl. Mit 98 Abb. Preis ℳ 2.20.

Die Obstweinbereitung. Von Professor Dr. R. Meißner, Vorstand der Kgl. Württ. Weinbau-Versuchsanstalt Weinsberg. Mit 45 Abb. Preis geb. ℳ 1.50.

Max Barth, Die Obstweinbereitung mit besonderer Berücksichtigung der Beerenobstweine. 7. Aufl., bearbeitet von Prof. Dr. C. von der Heide, Vorstand der önochemischen Versuchsstation der Kgl. Lehranstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau zu Geisenheim a. Rh. Mit 26 Abbildungen. Preis ℳ 1.40.

Wenn jeder, der Obstmost bereitet, sich streng an die Lehren dieser leichtverständlich geschriebenen, auf neuester wissenschaftlicher Darstellung beruhenden Schriftchen halten wollte, dann würden bald die vielen essigstichigen, trüben und kranken Moste aus den Kellern verschwinden. Es können diese Schriftchen jedermann aufs beste empfohlen werden.

Der Johannisbeerwein und die übrigen Obst- und Beerenweine. Nebst Angaben über die Kultur des Johannisbeerstrauches. Von H. Timm. 4. Auflage. Mit 53 Abbildungen. Geb. ℳ 3.—.

Die Bereitung, Pflege und Untersuchung des Weines. Von † Geh. Hofrat Prof. Dr. J. Meßler. 8. Auflage, bearb. von Dr. K. Windisch, Professor an der Kgl. Landwirtsch. Hochschule, Vorstand des Kgl. Technolog. Instituts Hohenheim. Mit 134 Abbildungen. Preis geb. ℳ 11.—.

Max Barth, Die Kellerbehandlung der Traubenweine. Kurzgefaßte Anleitung zur Erzielung gesunder, klarer Weine für Weingärtner, Weinhändler, Wirte, Küfer und sonstige Weininteressenten. 3. verbesserte Auflage, bearb. von Prof. Dr. R. Meißner, Vorstand der Kgl. württ. Weinbau-Versuchsanstalt in Weinsberg. Mit 53 Abbildungen. Preis geb. ℳ 2.80.

Diese von hervorragender Seite bearbeiteten Schriften ermöglichen dem Praktiker eine rasche Orientierung über die wichtigsten Fragen aus dem Gebiete der Kellerwirtschaft, namentlich auch in Betreff der Behandlung fehlerhafter und kranker Weine. Diese Bücher sind jedem Weininteressenten wärmstens zu empfehlen.

Obstschutz.

Die Obstbaumfeinde, ihre Erkennung und Bekämpfung. Von Prof. Dr. O. v. Kirchner in Hohenheim. 3. Auflage. Mit über 100 kolorierten Abbildungen auf 2 Tafeln (je 39/49 cm) und Textbeschreibung mit Angabe der Bekämpfungsmittel. Preis gebunden ℳ 2.—.

Die wichtigsten Feinde der Obstbäume. Von Professor Dr. G. Lüstner in Geisenheim a. Rh. Mit 30 Abbild. Preis geb. ℳ 1.—.

Die Rebenfeinde, ihre Erkennung und Bekämpfung. Von Prof. Dr. O. von Kirchner in Hohenheim. 2. Auflage. Mit 71 farb. Abbildungen auf 2 Taf. und 25 Textfig. Preis geb. ℳ 2.—.

Schutz der Obstbäume gegen feindliche Tiere und gegen Krankheiten. Von Prof. Dr. Taschenberg und Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Sorauer. Mit 185 Abbild. Preis brosch. ℳ 9.—, geb. ℳ 10.—.

Dieses Werk ist auch in zwei je einzeln käuflichen Bänden zu beziehen und zwar:

I. Bd.: **Schutz der Obstbäume gegen feindliche Tiere.** 3. Auflage. Von Prof. Dr. Taschenberg. Mit 75 Abbild. Brosch. ℳ 4.80, geb. ℳ 5.60.

II. Bd.: **Schutz der Obstbäume gegen Krankheiten.** Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Sorauer. Mit 110 Abb. Brosch. ℳ 4.20, geb. ℳ 5.—.

Gartenbau und Blumenzucht.

Christ-Lucas Gartenbuch. Eine gemeinfaßliche Anleitung zur Anlage und Behandlung des Hausgartens und zur Kultur der Blumen, Gemüse, Obstbäume und Reben, einschließlich der Blumenzucht im Zimmer. **18.** stark vermehrte Auflage bearbeitet von Ökonomierat Fr. Lucas. Mit 292 Abbild. und 2 farb. Doppeltafeln, enthaltend: tierische und pflanzliche Schädlinge der Obstbäume. Preis in Leinwand geb. ℳ 4.—.

Vielen Tausenden dient Christs Gartenbuch als **unentbehrlicher** und **denkbar zuverlässigste Ratgeber** bei der Pflege ihrer Gärten. Was dem Buche die ungemein große Verbreitung sicherte, ist der Umstand, daß es neben dem äußerst billigen Preis (ℳ 4.—) bei 479 Druckseiten und 292 Abbildungen, sowie 2 farbigen Doppeltafeln, enth.: die tierischen und pflanzlichen Schädlinge des Obstbaumes nur wirklich ausführbare Anweisungen und Ratschläge erteilt, so daß **jeder Gartenbesitzer ohne gärtnerische Beihilfe seinen Hausgarten ob groß oder klein, danach selbst bebauen kann.**

Pflanzen im Zimmer und deren Behandlung. Von L. Gräbener, Großh. Hofgartendirektor in Karlsruhe. **3.** Aufl. Mit 46 Abb. Preis geb. ℳ 2.20.

Kleingartenbau. Anleitung zur Pflege der Nutz- und Zierpflanzen des Hausgartens, einschließlich der Zimmerblumen, der Balkon- und Aquariumsgewächse. Für Schule und Haus biologisch bearbeitet von Oberlehrer J. Grüner, Leiter der Gartenbaukurse im Schwäb. Frauenverein. Mit 10 Abbild. Preis geb. ℳ 1.30.

Der Hausgarten. Kurze Anleitung zur Anlage, Einrichtung und Unterhaltung desselben unter besonderer Berücksichtigung des Gemüsebaues für Garten-, Haus- und Villenbesitzer, Gartenfreunde und Gärtner. Mit 60 Abbild. Von Landesökonomierat F. Rebholz, Kgl. Bayer. Landesinspektor für Obst- und Gartenbau. Preis gebunden ℳ 1.20.

Der Rose Zucht und Pflege. Von Stephan Olbrich, Gartenbautechniker in Zürich. **2.** Aufl. Mit 116 Abbild. Geb. ℳ 5.50.

Vermehrung und Schnitt der Ziergehölze mit einigen Ausblicken auf die Fragen der Vererbung und Hybridation. Von Stephan Olbrich, Gartenbautechniker und Dendrologe. **2.** Auflage. Mit 133 Abbildungen. Preis gebunden ℳ 4.—.

Die winterharten Nadelhölzer Mitteleuropas. Ein Handbuch für Gärtner und Gartenfreunde. Von E. Schelle, Kgl. Garteninspektor am botan. Garten der Universität Tübingen. Mit 173 Abbildungen und einer geographischen Karte. Preis brosch. ℳ 7.—, geb. ℳ 8.—.

Handbuch der Kakteenkultur. Kurze Beschreibung der meisten gegenwärtig im Handel befindlichen Kakteen, nebst Angabe zu deren Pflege. Für Gärtner und Kakteenliebhaber zusammengestellt von E. Schelle, Kgl. Garteninspektor in Tübingen. Mit 200 Abbild. Preis brosch. ℳ 4.50, in Leinwand geb. ℳ 5.—.

Der Blumengarten. Anleitung zur Anlage, Bepflanzung und Pflege eines einfachen Ziergartens. Von Ernst Schelle, Kgl. Garteninspektor zu Tübingen. Mit 20 Abbildungen. Preis geb. ℳ 1.20.

Naturstudien. Reiseskizzen eines alten Landschaftsgärtners. Von Rud. Goethe, Landes-Ökonomierat (früher Direktor der Kgl. Lehranstalt für Gartenbau in Geisenheim). Mit 60 Abbild. Preis geb. ℳ 2.20.

Pflanzenschmuck für Balkone, Fassaden, Dach und Vorgärten im städtischen Straßenbilde. Von M. Hoffmann, Kgl. Gartenbaudirektor. Preis 75 ₰.

Des Landmanns Winterabende.

Belehrendes und Unterhaltendes aus allen Zweigen der Landwirtschaft.

(Preis der gebundenen Bändchen ℳ 1.— bis ℳ 1.30.)

Diese Bändchen sind insbesondere zur Lektüre für ländliche Bevölkerung geeignet, indem sie dieselbe in die verschiedensten Zweige der Landwirtschaft belehrend und anregend einführen, die Freude an ihrem Beruf erhöhen und zu nützlicher Tätigkeit anspornen sollen.

Daß diese Aufgabe in richtiger Weise glücklich gelöst wurde, bestätigen einstimmig die vielen hunderte von anerkennenden Rezensionen, wie auch alle die Empfehlungen, die dem durchweg volkstümlich geschriebenen Sammelwerk von allen Seiten, darunter von höchsten Stellen, zu teil wurden.

Des Landmanns Winterabende sollten somit in jedem **bäuerlichen Hause**, in jeder **Orts- und Volksbibliothek**, in jeder **Bibliothek ländlicher Fortbildungs- und Winterabendschulen** u. s. f., zu finden sein.

---

1. Bd. **Die Natur als Lehrmeisterin des Landmanns.** Von Fritz Möhrlin. 3. Aufl. Mit 18 Abb. Geb. ℳ 1.—.
2. „ **Unterhaltungen über Obstbau.** Von Dr. Ed. Lucas. 5. Aufl. Mit 28 Abb. Geb. ℳ 1.20.
3. „ **Peter Schmid's Lehrjahre oder Leiden und Freuden eines Schuldenbauern.** Von Fritz Möhrlin. 4. Aufl. Mit 8 Abb. Geb. ℳ 1.—.
4. „ **Die Hausfrau auf dem Lande.** Von S. Müller. 4. Aufl. Mit 18 Abb. Geb. ℳ 1.30.
5. „ **Die Volkswirtschaft im Bauernhofe.** Von Fritz Möhrlin. 4. Aufl. Geb. ℳ 1.40.
6. „ **Peter Schmid, der Fortschrittsbauer.** Von Fritz Möhrlin. 3. Aufl. Mit 9 Abb. Geb. M. 1.—.
7. „ **Unterhaltungen über Gemüsebau.** Von Dr. Ed. Lucas. 4. Aufl. Mit 18 Abb. Geb. ℳ 1.20.
8. „ **Der Futterbau auf dem Acker, der Wiese und der Weide.** Von H. Zeeb. 4. Aufl. bearb. von Rudolf Zeeb. Mit 28 Abb. Geb. ℳ 1.20.
9. „ **Kalendergeschichten für die Bauernstube.** Von Fr. Möhrlin. 2. Aufl. Geb. ℳ 1.—.
10. **Der Bienenhaushalt.** Von Fr. Pfäfflin. 4. Aufl. Mit 34 Abb. Geb. ℳ 1.20.
11. „ **Bau und Zucht des Rinds.** Von W. Martin. 2. Aufl. Mit 28 Abb. Geb. ℳ 1.20.
12. „ **Die Fütterung des Rindviehs.** Von Wilhelm Martin. 2. Aufl. Mit 7 Abb. Geb. ℳ 1.20.
13. „ **Der praktische Milchwirt.** Von Dr. von Klenze. 4. Aufl. bearb. von Ökonomierat R. Häcker. Mit 81 Abb. Geb. ℳ 1.30.
14. „ **Der Bauernspiegel.** Von Fritz Möhrlin. 2. Aufl. Mit 6 Abb. Geb. ℳ 1.—.
15. „ **Die Pflege des Rinds in Gesundheit und Krankheit.** Von W. Martin. 2. Aufl. Mit 29 Abb. Geb. ℳ 1.20.
16. „ **Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in Deutschland.** Von Generalsekretär Dr. C. Neumann, Darmstadt. Geb. ℳ 1.50.
17. „ **Die Zucht und Pflege des landwirtschaftlichen Nutzgeflügels.** Von K. Römer. 5. Aufl. Mit 25 Abb. Geb. ℳ 1.20.
18. „ **Feldpredigten über Bodenbearbeitung und Düngung.** Von Dr. L. Löll. 3. Aufl. von Landw.-Insp. Bazlen. Mit 18 Abb. Geb. ℳ 1.20.
19. **Die Vögel und die Landwirtschaft.** Von Dr. L. Hopf. 2. Aufl. Mit 27 Abb. Geb. ℳ 1.—.
20. „ **Der Handelsgewächsbau.** Von Heinrich Zeeb. 2. Aufl. Mit 33 Abb. Geb. ℳ 1.—.
21. „ **Gesundheit und Krankheit.** Gemeinverst. Abhandlung darüber. Von Dr. L. Hopf. 2. Aufl. Mit 22 Abb. Geb. ℳ 1.20.
22. **Der Anbau der Halmfrüchte.** Von Dr. Löll. 2. Aufl. von Landesökonomierat Maier-Bode. Mit 52 Abb. Geb. ℳ 1.20.
23. „ **Der rechnende Landwirt.** Von F. Möhrlin. 3. Aufl. bearb. von C. Courtin. Geb. ℳ 1.20.
24. „ **Erste Hilfe in Krankheits- und Unglücksfällen.** Von Dr. Hopf. 2. Aufl. Mit 24 Abb. Geb. ℳ 1.20.
25. „ **Betriebslehre für den kleinen Landwirt.** Von Prof. Dr. P. Holdefleiß. Geb. ℳ 1.30.
26. „ **Der Tierschutz.** Von Dr. Hopf. 2. Aufl. von Prof. Dr. Wiedmann. Mit 28 Abb. Geb. ℳ 1.20.
27. „ **Die Anpflanzung und Behandlung der Korb- und Bandweiden.** Von A. Schmid. 2. Aufl. Mit 20 Abb. und 4 Tafeln. Geb. ℳ 1.—.
28. „ **Die bäuerliche Pferdezucht und Pferdehaltung.** Von G. Zippelius. 3. Aufl. Mit 43 Abb. Geb. ℳ 1.30.
29. „ **Landleben.** Erzählungen aus dem bäuerlichen Beruf. Von Ökonomierat A. Schmid. 2. Aufl. Mit 3 Abb. Geb. ℳ 1.—.

Verlag von Eugen Ulmer in Stuttgart.

30. Bd. **Der Wald und dessen Bewirtschaftung.** Von Oberforstrat H. Fischbach. 3. Aufl. bearb. von Forstamtmann Dr. Wörnle. Mit 42 Abb. Geb. ℳ 1.80.

31. „ **Einkehr und Umschau.** Erzähl. f. d. Bauernstube. Von Fr. Möhrlin. 2. Aufl. Geb. ℳ 1.20.

32. „ **Zucht, Haltung, Mastung und Pflege des Schweines.** Von Junghanns und Schmid. 4. Aufl. Mit 15 Abb. und 10 Tafelbild. Geb. ℳ 1.50.

33. „ **Die Fischzucht im Kleinbetrieb.** Von Pfarrer W. Pressel. Mit 11 Abb. Geb. ℳ 1.—.

34. „ **Aus dem Tagebuch eines Landwirtschaftslehrers.** Von K. Römer. 2. Aufl. Geb. ℳ 1.20.

35. „ **Der Pfennig in der Landwirtschaft.** Von Fr. Möhrlin. 2. Aufl. Geb. ℳ 1.—.

36. „ **Die Selbsthilfe des Landwirts.** Von Karl Römer. 2. Aufl. v. Landw.-Insp. Schmidberger. Geb. ℳ 1.—.

37. **Wohlstandsquellen und Wohlstandsgefahren.** Von Chr. Weigand. 2. Aufl. Geb. ℳ 1.—

38. **Das Klima und der Boden.** Von Dr. Löll. Mit 8 Abb. Geb. ℳ 1.—.

39. **Zucht und Haltung des Rindes.** Von Ökonomierat Schmid und Bezirkstierarzt Schuemacher. Mit 14 Abb. und 5 Tafelbild. Geb. ℳ 1.30.

40. **Die Verwertung d. Obstes im ländl. Haushalt.** Von K. Bach. 2. Aufl. Mit 36 Abb. Geb. ℳ 1.—.

41. **Die Aufbewahrung der landwirtschaftlichen und hauswirtschaftlichen Vorräte.** Von W. Schäfer. Mit 24 Abb. Geb. ℳ 1.—.

42. „ **J. Lösers Geschichte der Landwirtschaft.** 2. Aufl. v. Prof. Fr. Jost. Geb. ℳ 1.20.

43. „ **Der Weinbau.** Von E. Klein. 2. Aufl. Mit 44 Abb. Geb. ℳ 1.20.

44. „ **Geschichte der einzelnen Zweige der Landwirtschaft.** Von J. Löser. Geb. ℳ 1.20.

45. **Die Geschichte eines kleinen Landgutes.** Von Fr. Möhrlin. Geb. ℳ 1.—.

46. „ **Die Heubereitung.** Beschreibung der Methoden zur Konservierung der Grünfutterpflanzen. Von H. Heine. Mit 24 Abb. Geb. ℳ 1.—.

47. „ **Der Stalldünger,** seine zweckmäßige Behandlung und Verwendung. Von Ökonomierat Otto Geibel. 2. Aufl. Mit 14 Abb. Geb. ℳ 1.—.

48. „ **Die Wirtschaftsweise der Nutzgeflügelhaltung.** Von K. Römer. 2. Aufl. Mit 22 Abb. Geb. ℳ 1.—.

49. „ **Johannis- und Stachelbeerwein** und die Bereitung der übrigen Beerenweine. Von W. Tensi. 2. Aufl. Mit 9 Abb. Geb. ℳ 1.—.

50. „ **Die Arbeiterversicherung mit Berücksichtigung der ländl. Verhältnisse** (Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung). Von Regierungspräsident C. A. von Huzel. 2. Aufl. Geb. ℳ 1.30.

51. „ **Der Landmann in der Familie.** Von W. Martin. Geb. ℳ 1.—.

52. „ **Der Kunstdünger.** Von Landw.-Insp. J. Schmidberger. 2. Aufl. Geb. ℳ 1.—.

53. „ **Pflanzenschutz.** Von Dr. Karl Müller. Mit 47 Abb. Geb. ℳ 1.20.

54. „ **Die Kraftfuttermittel.** Von Karl Römer. 2. Aufl. von Landw.-Lehrer Weckesser. Geb. ℳ 1.20.

55. „ **Der Zuckerrübenbau.** Von Dr. C. J. Eisbein. Mit 29 Abb. Geb. ℳ 1.—.

56. „ **Der Blumengarten.** Von Gartenins. E. Schelle. Mit 20 Abb. Geb. ℳ 1.20.

57. „ **Die Bodenbearbeitung in ihren natürlichen Grundlagen.** Von J. Schmidberger. Mit 9 Abb. Geb. ℳ 1.—.

58. „ **Des Landmanns Baukunde.** Von Professor Alfred Schubert. 2. Aufl. Mit 22 Tafeln. (Originalabbild. des Verf.) Geb. ℳ 1.—.

59. „ **Die Züchtung der Milchkuh.** Von K. Römer. 2. Aufl. Mit 12 Abb. Geb. ℳ 1.—.

60. „ **Das Buch von der Ziege.** Von Prof. L. Hoffmann. 2. Aufl. Mit 12 Abb. Geb. ℳ 1.20.

61. „ **Die Düngerstätte,** ihre Anlage und Ausführung. Von Prof. A. Schubert, landw. Baumeister. 2. Auflage. Mit 23 Abbildungen. Geb. ℳ 1.—.

62. „ **Die Gesundheitspflege der Haustiere.** Von G. Zippelius. Mit 6 Abb. Geb. ℳ 1.—.

63. „ **Ratgeber bei Krankheits- und Unglücksfällen unserer Haustiere.** Von Prof. L. Hoffmann. 2. Aufl. Mit 11 Abb. Geb. ℳ 1.—.

64. „ **Des Landwirts Ausbildung.** Von Direktor C. Courtin. Geb. ℳ 1.30.

95. „ **Hufpflege, Hufbeschlag und Hufkrankheiten.** Von Prof. L. Hoffmann. Mit 62 Abb. Geb. ℳ 1.—.

66. „ **Feldmann, der Bauernfreund.** Von K. Gestütsdirektor O. Schwarzmaier. Geb. ℳ 1.—.

67. „ **Die Seuchen, deren Gefahren und Bekämpfung.** Von Bezirkstierarzt Martin Reuter. Mit 10 Abb. Geb. ℳ 1.20.

68. „ **Gewährschaft und Gewährsfehler bei Haustierveräußerungen.** Von M. Reuter. Mit 26 Abb. Geb. ℳ 1.—.

69. „ **Jakob, der Großbauernsohn.** Eine lehrreiche Dorfgeschichte. Von Gestütsdirektor Schwarzmaier. Geb. ℳ 1.—.

70. „ **Der Schriftverkehr des Landwirts.** Anleitung zur Abfassung schriftlicher Arbeiten unter besonderer Berücksichtigung des Bürgerl. Gesetzbuches. 2. Aufl. von Ökonomierat Dr. Schleyer, K. Landwirtschaftslehrer. Geb. ℳ 1.20.

71. „ **Ländliche Teichwirtschaft.** Von Fr. E. Weber, Teichwirt. Mit 15 Abb. Geb. ℳ 1.—.

72. „ **Steigerung der Erträge des Ackerbaues und der Viehzucht.** Von Ökonomierat H. Balster, Direktor der landw. Schule Bassum (Hann.). Mit 5 Abb. Geb. ℳ 1.—.

73. „ **Ent- und Bewässerung.** Urbarmachung von Ödländereien. Von Ökonomierat E. Heinrichsen, Landwirtschaftslehrer zu Passau. Mit 35 Abb. Geb. ℳ 1.—.

74. Bd. **Die Kartoffel und ihre Kultur** nach rationellen Grundsätzen. Von Dr. Rudolf Ulrich. Mit 37 Abb. Geb. ℳ 1.20.

75. „ **Geräte- und Maschinenkunde.** Von Kgl. Ökonomierat J. Muth. Mit 146 Abb. Geb. ℳ 1.20.

76. **Der deutsche Bauer** in der Vergangenheit und in der Gegenwart. Von Ökonomierat W. Martin. Geb. ℳ 1.20.

77. **Wie baut der Landmann seine Ställe praktisch und billig?** Von Prof. Schubert. 2. Aufl. Mit 40 Originalabbild., 7 Musterbauplänen und Kostenberechnungen. Preis geb. ℳ 1.—.

78. „ **Die Kaninchenzucht.** Von Pfarrer E. Felden. Mit 17 Abb. Preis geb. ℳ 1.20.

79. **Der praktische Pflanzenarzt.** Ein Ratgeber zur Bekämpfung der wichtigsten Krankheiten der landwirtschaftl. Kulturpflanzen. Von Prof. Dr. J. E. Weiß. Mit 45 Abb. Preis geb. ℳ 1.30.

80. „ **Säen und Ernten.** Von K. Landesökonomierat J. Muth, Vorstand der K. württ. Ackerbauschule in Ellwangen. Mit 22 Abb. Preis geb. ℳ 1.—.

81. „ **Das Schaf.** Seine wirtschaftliche Bedeutung, seine Zucht, Haltung und Pflege. Von Regierungs- und Ökonomierat F. Oldenburg. Mit 15 Abb. Preis geb. ℳ 1.20.

82. **Die Bakterien.** Des Landwirts Freunde und Feinde. Von Dr. M. Hoffmann, Geschäftsführer des Sonderausschusses für Bodenbakteriologie der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft. Mit 15 Abb. Preis geb. ℳ 1.—.

83. **Des Landmanns Bauberater.** Ein Auskunftsbuch über Materialien, Ausführungsarten, Reparaturen usw. im landwirtschaftl. Bauwesen. Von Prof. A. Schubert. Geb. ℳ 1.—.

84. „ **Bedeutung und Anwendung der Gründüngung.** Von Ökonomierat G. Lindh. Geb. ℳ 1.30.

85. „ **Was soll der Landwirt von der Agrarpolitik wissen?** Von Dr. Zahnbrecher. Geb. ℳ 1.50.

86. „ **Genossenschaftlicher Bezug landwirtschaftl. Bedarfsartikel.** Von Landwirtschaftslehrer Leonhardt. Geb. ℳ 1.—.

87. „ **Des Landwirts Ratgeber in Geldsachen.** Von Dr. Zahnbrecher. Geb. ℳ 1.20.

88. „ **Der Landwirt als Kaufmann.** Von Landwirtschaftslehrer L. Leonhardt. Geb. ℳ 1.30.

89. „ **Der bäuerliche Redner.** Von Dr. Zahnbrecher. Geb. ℳ 1.30.

90. „ **Die Volkspoesie** in den Sprichwörtern, Sinnsprüchen, Bauernregeln und Hausinschriften auf dem Lande. Von Oberlehrer Ils. Geb. ℳ 1.—.

91. „ **Praktisches Kochbuch** für einfache bürgerliche Küche. Von Helene Ochs und R. Häcker. 3. Aufl. Geb. ℳ 1.40.

92. „ **Bedeutung und Einrichtung der Milchviehkontrollvereine.** Ein Mittel zur Hebung der Rentabilität der Rindviehhaltung. Von Ökonomierat G. Lindh. Geb. ℳ 1.50.

93. „ **Chemie des praktischen Landwirts.** Von Landw.-Lehrer K. Herrmann. Mit 9 Abb. Geb. M. 1.—.

94. „ **Wiesenbau und Wiesenpflege.** Von Landw.-Lehrer R. Schüler. Mit 63 Abb. Geb. M. 1.30.

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis der Sammlung
„Des Landmanns Winterabende."

Ackerbau Bd. 72, 80.
Agrarpolitik Bd. 85.
Arbeiterversicherg. Bd. 50.
Bakterien Bd. 82.
Baukunde landw. Bd. 58, 61, 77, 88.
Betriebslehre Bd. 25.
Bienenzucht Bd. 10.
Blumengarten Bd. 56.
Bodenbearbeitung Bd. 18, 38, 57.
Buchführung Bd. 23.
Chemie Bd. 93.
Dünger u. Düngung Bd. 18, 47, 52, 61, 84.
Ernten Bd. 80.
Erzählungen a. d. bäuerl. Beruf Bd. 3, 6, 9, 14, 29, 31, 34, 35, 37, 45, 51, 66, 69.
Fischzucht Bd. 33, 71.
Futterbau Bd. 8.
Fütterungslehre Bd. 12, 54.
Geflügelzucht Bd. 17, 48,
Geldwesen Bd. 87.
Gemüsebau Bd. 7.
Genossenschaftswesen Bd. 16, 36, 86.
Geräte- und Maschinenkunde Bd. 75.
Geschichte der Landwirtschaft Bd. 42, 44.
Geschichte des deutschen Bauern Bd. 76.
Gesundheitspflege des Menschen Bd. 21, 24.
Gesundheitspflege der Haustiere Bd. 15, 62.
Getreidebau Bd. 22.
Gewährschaft und Gewährfehler Bd. 68.
Gründüngung Bd. 84.
Handelsgewächsb. Bd. 20.
Hauswirtschaft Bd. 4.
Heubereitung Bd. 46.
Hufpflege Bd. 65.
Kaninchenzucht Bd. 78.
Kartoffelbau Bd. 74.
Kaufmann, Landwirt als Bd. 88.
Kochbuch Bd. 91.
Kulturtechnik Bd. 73.
Landwirt, d. Ausbildung dess. Bd. 64.
Landwirtschaft, allgem. Bd. 34, 72, 90.
Maschinenkunde s. Geräte-kunde.
Milchviehkontrollv. Bd. 92
Milchwirtschaft Bd. 13.
Naturkunde Bd. 1.
Obstbau Bd. 2.
Obstverwertung Bd. 40, 41, 49.
Pferdezucht Bd. 28.
Pflanzenkranh. Bd. 79.
Pflanzenschutz Bd. 53.
Redner, bäuerl. Bd. 89.
Rindviehzucht Bd. 11, 12, 15, 39, 59.
Säen Bd. 80.
Schafzucht Bd. 81.
Schriftverkehr des Landwirts Bd. 70.
Schweinezucht Bd. 32.
Seuchen Bd. 67.
Teichwirtschaft Bd. 33, 71.
Tierheilkunde Bd. 15, 62, 63.
Tierschutz Bd. 26.
Vögel, nützliche u. schädliche Bd. 19.
Volkspoesie Bd. 90.
Volkswirtschaft Bd. 5.
Waldbau Bd. 30.
Weidenkultur Bd. 27.
Weinbau Bd. 43.
Wiesenbau Bd. 73, 94.
Ziegenzucht Bd. 60.
Zuckerrübenbau Bd. 55.

Ausführliche Verzeichnisse über „Des Landmanns Winterabende" stehen umsonst und franko zur Verfügung.

Verlag von Eugen Ulmer in Stuttgart.